39 a 13

Die Freimaurer.

Eine

Familiengeſchichte aus dem vorigen Jahrhundert

von

Guſtav Kühne.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Dritter Band.

Zweiter Theil. Drittes Buch.

Leipzig

Ludwig Denicke

1867.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Drittes Buch.

Graf Giuseppe della Torre.

Erstes Capitel. Seite

Mormona, die Waldenserin 3

Zweites Capitel.

Das Christenthum in den Bergen 29

Drittes Capitel.

Der Missionär 49

Viertes Capitel.

Der Geist der Berge 63

Fünftes Capitel.

Mormona-Marie 79

Sechstes Capitel.

Selig oder nicht? 100

Siebentes Capitel.

Todtendienst und neues Leben; Dominicaner und Jesuit 122

Achtes Capitel.

Der Kobold 149

Neuntes Capitel.

Sancta Mormona 163

Digitized by Google

Zehntes Capitel. Seite
Das ewige Rom und der Generalvicar der Gesellschaft Jesu 182

Elftes Capitel.
Das Miserere der Christenheit und der Consultor der Inquisition 206

Zwölftes Capitel.
Der Saal der deutschen Proselyten 222

Dreizehntes Capitel.
Vor dem heiligen Vater 235

Vierzehntes Capitel.
Donna Carlotta auf der Villa des Cardinals 255

Fünfzehntes Capitel.
Beatification und Flucht 278

Sechszehntes Capitel.
Traum und Liebe; Irrsinn und Schmerz 292

Siebzehntes Capitel.
Magnetiseur und Rosenkreuzer 306

Achtzehntes Capitel.
Die Todten in Santa Maria und ihr Prophet 329

Neunzehntes Capitel.
Deutschland und seine Religionskriege 351

Zwanzigstes Capitel.
In der Schenke zu Dunkelsbühl 365

Einundzanzigstes Capitel.
In Belle Promesse 392

Zweiundzwanzigstes Capitel.
Nachtwandel und Liebe 414

Schlußwort.
Die Söhne des Grafen de la Torre als Herausgeber dieser Papiere 445

Digitized by Google

Drittes Buch.

Graf Giuſeppe della Torre.

Digitized by Google

Erſtes Capitel.

Mormona, die Waldenſerin.

Die finſtern Alventhäler Piemonts ſind meine Heimat. Wohl muß ich ihn finſter nennen, den Geiſt, der dort umgeht, ſind gleich an die dunkeln Waldſchluchten, an die kargen Felſenhöhlen die ſüßen Gefühle meiner Jugend geknüpft. Es iſt ein ſeltſam geartetes Land, mein Piemont. Mitten in unfruchtbaren Gefilden ſtößt man auf kurze Strecken, wo Blüthe und Frucht ein jähes, raſches Leben treiben und mit einer Zauberpracht, wie der Kaktus, überraſchen, der für ſein ſaftiges Fleiſch, für das wunderbare Farbenſpiel ſeiner Blumen aus ſteinichtem Boden ſeine Nahrung ſaugt. So überraſchend ſind alle die Lieblichkeiten meines Landes, ganz dazu gemacht, den Wanderer zu ſchrecken, weil ſie mitten aus ödem Felsgerüll wie ein Räthſel aufſteigen. Hier und da drängt ſich ein ſchmahles Thal zwiſchen ſteile Wände. Es lockt dich mit ſeinem dunklen Erlengrün immer weiter in eine geheimnißvolle Welt, wo du dem Quell des noch unberührten Lebens, dem Schacht der verſchloſſenen Tiefe dich zu nähern glaubſt, bis plötzlich ein

Digitized by Google

wildes Bergwaſſer um die Felſenecke bricht, unvermuthet deinen Pfad überſchäumt und den geträumten Frieden ſtiller Verborgenheit in Nacht und Graus verſchüttet. Du mußt fliehen, ſoll dich die Wildniß nicht verſchlingen. Du fliehſt, und möchteſt doch von neuem in den Schooß jener Bergwelt zurück. So lockt und ſchreckt zu gleicher Zeit mein Piemont!

Und die Menſchen in den Thalſchluchten ſind nur deren perſönlich gewordenes Weſen, deren lebendige Seele. Sie locken und ſchrecken dich; Jeder iſt zugleich dein guter und dein böſer Geiſt. Die ſtille Einfalt ihrer Sitten ſchützen ſie mit wildem Ungeſtüm. Die ſchäumenden Waſſer und die todtdrohenden Klüfte mußteſt du überwinden, wollteſt du eine kleine arme Hütte mit Wieſengrund finden. Den verwegenen Trotz der Kinder der Natur mußt du erſt zwingen, dir dienſtbar zu ſein, gehſt du darauf aus, ein unberührtes Menſchenherz zu entdecken, das in den rauhen Bergen mit ſeinem Gottesfrieden ſich angeſiedelt. Wie ihr Land, ſo ſind die Waldenſer, die ein grauſames Geſchick aus dem großen Strom der Menſchenwelt bei Seite geſchleudert. Ich weiß nicht, iſt ihr Weſen in den Bergen erſt verwildert, oder ſind ſie als fertige Sonderlinge hier eingewandert. Die Tücke der Verfolger hat ſie verſchüchtert; ihre Verſtocktheit, ihr Argwohn gegen Alles, was ſonſt noch Gottes Welt erfüllt, iſt ſo felſenfeſt wie die Berge, die ſie ſchirmen. Wohl mögen die ſtolzen Menſchen, die ſich im Beſitz einer ausſchließlichen Wahrheit dünken, bei dieſen Kindern der Natur die ſchroffe Unzugänglichkeit verſchuldet haben. Die Waldenſer waren von je voll tiefen Grolls gegen die Welt, ſie

Digitized by Google

erklärten uns fortwährend den Krieg, aber sie tödteten ihre Feinde, wie die Parther, nur immer im Fliehen. Sie sind hinter ihren Bergen geblieben und haben sich nach jeder blutigen Berührung mit uns römischen Christen nur immer tiefer hineingegraben in die Einöden und in die wilde Seltsamkeit des Landes. Wo du aber mitten in der verwahrlosten Ungebährdigkeit ein stillfreudiges Herz, hinter der rauhen, felsigen Außenwand einen Quell frischen Lebens findest, da glaubst du als Menschenfreund einen Fingerzeig Gottes zu erkennen, da jubelst du über den Fund, weil in der vielverworrenen Menschenwelt der reinen Quellen so wenige sind. Ist der Geist der Verfolgung bei den Tyrannen erlahmt, so übt der Unterdrückte unmerklich eine Macht aus auf die gewaltigen Herren; der griechische Sklave beherrschte zuletzt den Römer mitten in seiner eigenen Welt. Und so hab' ich's denn, der letzte La Torre, für eine Sühne des Schicksals gehalten, daß meine Mutter eine Waldenserin war. Mein Vater war nicht der Erste des Hauses, dessen Herz ein waldensisch Mädchen bezwang. Mit unwillkürlicher, geheimnißvoller Liebe sollten die Nachkommen die blutige Schuld der Vorfahren sühnen. Diese Rache übten die ketzerischen Waldenser an uns. Giebt es eine Rache, die christlicher wäre? — Aber der blinde Aberglaube, der blinde Wahn verstand nicht immer den Wink des guten Gottes.

Santa Maria, der Stammsitz unseres Hauses, ist auf dem Abhange jener Hügelreihen erbaut, die sich vom höheren Gebirge herab gemach in die Ebene verlieren. Unfern vom Bergschlosse liegt das uns zugehörige, uns gleichnamige Städtchen

La Torre. Rückwärts reicht unſer Gebiet in's Ungewiſſe jener Felſenwelt hinauf, wo, wie man den Kindern ſagte, die Kobolde und die Ketzer hauſen. Beides ward dem Knaben ſchon früh als gleichbedeutend vorgeſtellt, der Pfarrer im Schloſſe und die alten Weiber im Hofe, Religionslehrer und Ammenmährchen ſchienen verbündet, meine junge Seele mit einem ſchickſalsvollen Glauben zu erfüllen, der mich ſchrecken und das Heil meines Lebens ſichern ſollte. Was aber ſchrecken ſoll, das reizt! Iſt das im menſchlichen Weſen allgemein gegründet? Oder war es nur für mein Geſchlecht eine verhängnißvolle Erbeigenthümlichkeit? — Der Hang zum Widerſpruch ſaß in mir ſo feſt wie in vielen meiner Vorväter, von deren Lebensſchickſalen ich hörte. In den Hallen eines halb verfallenen Schloßtheiles ging der Geiſt der Urmutter des Hauſes um. Sie hieß im Munde des Volkes „die alte Waldenſerin.“ Sie konnte, flüſterte man ſich zu, im Grabe nicht ruhen, denn ſie ſei, obſchon römiſch bekehrt, getauft und eingeſeguet, doch im Grunde des Herzens nicht ganz Chriſtin geworden, habe nicht ganz dem Ketzerthume ihrer Brüder in den Bergen entſagt. Das ſei den Waldenſern eigen, ſagten die Leute. Wo man ſie gewonnen zu haben glaubte für das Heil, das die Mutter Gottes bietet, da fügten ſie ſich nur zum Schein, gaben ſich nur in der Betäubung gefangen, wenn ſie wie gläubig niederſanken, fromme Thränen vergoſſen und nach römiſcher Art die Kügelchen am Roſenkranz drehten. Wenn ſie ſich aber aufrichteten, waren ſie plötzlich wieder die Alten, hoben den gebeugten Nacken in die Höhe und wandelten wie verſtockte

Heiden mit dem ganzen Trotz ihrer inneren Unüberwindlichkeit unter uns Schafen der alleinigen Heerde des Herrn einher. Einige liefen gleich nach der Bekehrung spornstreichs in die Berge zurück; Andere entwichen nach jahrelangem Verkehr mit uns und verließen dann eben so plötzlich die vollen Fleischtöpfe in den Städten, um daheim wieder in der kargen Wildheit der Wüste ihr Wesen zu treiben. Man wußte von bekehrten Waldensern, die über Nacht Haus und Hof, Weib und Kind verließen, um wieder freie Söhne der Berge und ihres angeborenen Glaubens zu sein. Die Ahnmutter meines Hauses hatte die Ihrigen nicht wieder verlassen, aber sie war, so hieß es, nicht vollständig bekehrt; im verborgenen Winkel ihrer Seele, sagte der Caplan, sei ein Rest Ketzerei sitzen geblieben. Um deswillen, sagten die alten Weiber, müsse sie umgehen und könne nicht Einkehr halten in den Wohnungen des Herrn. Von ihr schrieb sich auch der Fluch her, der auf unser Haus geschleudert war. „Der Geist der Berge wird über Euch kommen! Und im Aufruhr der Elemente werdet Ihr zu Grunde gehen!“ So lautete die Verwünschung, die sich seit Jahrhunderten fortgepflanzt und die uns die heilige Kirche in ihrer Weise zu deuten suchte. Weil von Alters her mütterlicher Seits ketzerisches Blut in unsern Adern floß, so fehlte es bei uns nicht an geistlichem Zuspruch, auch nicht an finsteren Gemüthern, die unter dem „Aufruhr der Elemente“ die wilde Berggegend und die Berührung mit den Waldensern verstanden. Und der Ahnherr war nicht der einzige geblieben, den es geheimnißvoll in die Berge trieb, wo sein Herz einen Magnet gefunden. Es war

im Landvolk ſprüchwörtlich, daß von Zeit zu Zeit ein Graf La Torre von einer Nymphe im Walde bethört werden müſſe. Wer von uns gewiſſen Einflüſterungen ſein Ohr lieh, der ward eifrig bemüht, ſich durch Gebete und Gelübde vor dem Reiz der Berge zu ſchützen. Mancher ſah in blutiger Verfolgung ein frommes, gottgefälliges Werk. Nicht ſelten hatte ein Graf La Torre die Waldbewohner von allem Verkehr mit dem flachen Lande abgeſchnitten, gleichſam einen gläubig-chriſtlichen Peſtcordon um die Schluchten gezogen und Demjenigen, der ihn überſchritt, mit dem Tode gedroht. Brachen dann die Bewohner der Berge hier und da hervor, ſo wurden ſie wie wilde Thiere gefangen, wie Verbrecher gerichtet. Die Behandlung der Unglücklichen wechſelte jedoch epochenweiſe. Nach ſolcher Hetzjagd überkam dann den nächſtgeborenen La Torre um ſo tiefer ein Zug der Milde, die vergüten wollte, was die finſtere Barbarei des Vorfahren in Haß verſchuldet. Und meines Vaters Herz erlag der Macht, die ein junges Kind der Berge auf ihn übte. Die Geſchichte meiner Mutter erſchien mir ſelbſt im Berichte des Caplans, meines Erziehers, wie eine Romanze auf die Liebe. Auf der Jagd hatte mein Vater ſie geſehen und der Zauberbann war raſch um ihn gezogen. Mit einem Rudel verwegener Burſche, die Wilddieberei getrieben, war ſie aus dem Verſteck aufgeſcheucht. Ihre Gefährten waren gefangen, lagen gebunden am Boden. Sie allein entſprang den Verfolgern und kletterte, eine Büchſe in der Hand, vor den Augen ihrer Feinde die Felſen hinan. Sie lud und ſchoß nicht ohne Glück auf die Vorwitzigen, die ihr nahten. Wie eine Gemſe

ſtieg ſie von einer Kuppe zur anderen, der eiteln Verſuche ſpottend, ihr zu folgen. Als ihr das Pulver ausging, rollte ſie Felsſteine in die Tiefe. Die Erbitterung der Jäger ſtieg zur Wuth. Im Innern meines Vaters aber wurden andere Gefühle wach. Ihn reizte die junge verwegene Mädchenſeele. Er parlamentirte mit ihr wie mit einem ehrenwerthen Feinde, verſprach ihr die Freiheit, wenn ſie ſich ergeben wolle. Sie kam herunter und ſtreckte ihr Gewehr. Mein Vater gab dann den ganzen Haufen der Waldenſer frei. Das erſchütterte das junge Mädchenherz. Die räuberiſchen Geſellen, mit den Waffen in der Hand gefangen, des nahen Todes gewiß und nun plötzlich aller Strafe ledig, ihres Lebens wieder froh, jubelten und lärmten in ausgelaſſener Luſt. Sie aber war ſtill geworden. Sie erklärte, nicht wieder in die Berge zurückzukehren; ſie bot ſich als Geißel an, als Bürgſchaft, daß keiner von den Ihrigen je wieder Waldfrevel üben werde. Sie ſchien faſt zu ſtolz, die Freiheit der Brüder ohne Gegenbuße als Geſchenk anzunehmen. Mein Vater führte ſie mit ſich fort. Während ſie ſich zu ſeiner Gefangenen erklärte, war ſein Herz ſchon in ihren Banden; der Geiſt der Berge war über ihn gekommen. Seine Großmuth hatte ſie überraſcht und ſie liebte ihn ebenſo plötzlich mit leidenſchaftlicher Gewalt. Sie wurde römiſche Chriſtin, wurde ſeine Gattin.

Dauerte das Glück dieſes Bundes nicht länger als der erſte Rauſch der Gefühle? War für meinen Vater der Reiz mit der Beſiegung der Hinderniſſe geſchwunden? — Eine Unſchuld aus den Bergen war in die Dame ſeines Schloſſes

verwandelt. Nun Alles geordnet ſchien, ſtiegen die Geiſter der Zwietracht auf. Mißverſtändniß und Reue hießen die „Elemente“, in deren Aufruhr das Glück meiner Eltern zu Grunde ging. Und ſo ſchien auch der zweite Spruch der alten Waldenſerin wieder einzutreffen.

Meine Mutter ſtarb bald nach meiner Geburt. Sie lebte in der letzten Zeit wie verſtoßen in den inneren Gemächern des kleinen Schloßflügels, während mein Vater in der Welt herumſchwärmte, um gewaltſam den Frieden zu ſuchen, den ihn daheim ſein Gewiſſen nicht finden ließ. War in meiner Mutter die Waldenſerin nicht ganz getilgt? Hatte ſich in ihr jener unverwüſtliche Reſt des ſtarren Unglaubens geregt? Es war Thatſache, daß ſie in Gram und Einſamkeit ſchnell alterte, für kurze Liebesfreude einen frühen Tod erntete. Sie ſtarb ſehr plötzlich, ohne Nachtmahl, ohne Verſöhnung mit ihrem Gatten, in der Entbehrung ihres einzigen Kindes, das man ihr entzog.

Um mich vor ähnlichem Zwieſpalt und Unheil zu bewahren, ward ich ſchon früh aus dem elterlichen Schloſſe entfernt und nach Genua in das Seminar der Jeſuiten gebracht, wo ich unter Obhut unſeres ehemaligen Caplans heranwuchs, der von ſeinem Orden nach Genua zurückberufen, ſpäter Rector des Collegiums, endlich Provinzial der Geſellſchaft wurde. Ich wußte lange nicht, was ſich Verhängnißvolles im Hauſe der Meinigen geſtaltete und dort noch immerfort Himmel und Hölle in Streit erhielt. Aber der Haß gegen Ketzer, der Abſcheu gegen die verlorenen Kinder in den Bergen ſollte in mir

nicht blos als Aberglaube, ſondern durch Predigt und Moral-philoſophie wiſſenſchaftlich begründet und ſo tief eingepflanzt werden, daß jede Berührung mit Ungläubigen mir wie Todſünde erſchien. So ward ich mehr prieſterlich erzogen als für die Welt und meinen Stand. Das alte Schickſal meines Hauſes ſollte mit allen weltlichen Gelüſten in mir ertödtet werden. Ich hatte vielleicht von früh an in meinem Weſen eine Scheu vor Menſchen, doch weil man angeblich aus Gottesfurcht ſo aberwitzig war, mir förmlich Menſchenhaß zu lehren, ſo ward ich ſtutzig und ein geheimer Trotz in meiner Natur entſchied ſich bald für das Gegentheil; aus dem Haß, den man ſäen gewollt, wurde Mitleid und Liebe. Dieſer Trotz, dieſer Reiz zum Widerſpruch iſt wohl das eigentlich Schickſalsvolle in der Geſchichte meines Hauſes, nicht die waldenſiſchen Mädchen im Waldesgrün! Dieſer Trotz gab uns den Hang, das Verborgene, das Namenloſe, das Unenträthſelte aufzuſuchen. Und zu dieſem Geheimnißvollen gehörten freilich die Ketzer in den Bergen, die man uns als Kobolde, als Vampyre ſchilderte.

Ich wuchs langſam auf, war zarter und ſchwacher Art. Man mußte mich ſchonen, that mir keinen Zwang an, und ſo ſtreng ſonſt die jungen Zöglinge der Jeſuitenſchule gehalten wurden, ſo mußte man doch behutſam auf meine Geſundheit achten. War ich doch der einzige Sproß der alten Familie. Ich lernte ohne Sträuben, ſchien fügſam und gutartig. Bei alledem war ich trotz der ſcheinbaren Schwächlichkeit eine zähe Natur, paſſiv dauerhaft, obwohl in dem was vor Augen lag,

nicht viel leistend. Ich duldete ruhig meine Zucht, es fiel mir nicht ein, lieber wie ein junger Cavalier zu Pferde sitzen zu wollen, als klösterlich mit Büchern zu verkehren. Der weltliche Trieb war jedoch nicht in mir erstickt. Vielmehr hatte ich schnell durch eine Gunst der Schickung eine Auskunft gefunden, die mein Instinct sich selbst verschaffte. Der Drang zum Geheimniß war in mir da: ich gab ihm eine schnelle Nahrung. Ich trieb Tages über meine Studien getreu und ehrlich, Nachts aber, wenn ich als schläfrig entlassen war, wenn die Hüter selbst schliefen und sicher zu sein glaubten, schüttelte ich den Zwang von mir. Meine Seele athmete auf, wenn die Nacht aus dem Meere tauchte. Mich reizten die Schauer der Dunkelheit und die Gefahren auf den Wogen des unermeßlichen Elementes. Ich stieg aus dem Fenster, ging an den Strand, lief an die Mole, wo die Fahrzeuge buchten, nahm ein Boot und fuhr in's Meer hinaus. Anfangs hielt ich mich in der Bucht zwischen den Hafendämmen. Der Fischer, den ich miethete, ward mein Freund, ich liebte ihn wie meinen Retter. Wenn Genua, die wunderbare Felsenstadt, mit ihren Palästen, Terrassen und Thürmen im Mondschein hinter mir aufstieg und die kleine Barke durch die hundert Schiffe hin und her glitt, hab' ich oft meinen Fährmann umarmt vor lauter Lust am schönen, geheimnißreichen Leben, das mir in der Mitte der Nacht seine tiefsten Schätze, seine verborgenen Seltsamkeiten zu verheißen schien. Oft fuhr ich allein; ich lernte rudern, wagte mich weit hinaus in's offene Meer; erst mit dem dämmernden Morgen kehrte ich heim. Ob mein Lehrer darum

wußte, ob er zuweilen von weitem mir folgte, erfuhr ich damals nicht. Die nächtlichen Freistunden waren eine stillschweigende Bedingung meines sonst guten Verhaltens. Ich vollzog, was man mir als Pflicht auferlegte, ich war dem Gesetze gehorsam, gewöhnte mich in einen großen Zusammenhang, der mir wie Nothwendigkeit erschien. Aber ich verlangte innerhalb dieser Schranken eine heimliche Freiheit, verlangte im Stillen meinen eigenen kleinen Gottesdienst. Dieser Hang zur Willkür trat mit dem Reiz am Geheimnißvollen in einen Bund, so daß ich noch jetzt kaum meinen Trotz und meinen Drang zum Unerforschlichen zu trennen weiß. Was ich sonst trieb und that, blieb mir gleichgültig, hatte es nicht einen Zusammenhang mit diesen meinen Gelüsten. Ich lernte mechanisch, ich that den frommen Dienst ohne Aufregung der Seele, bis ich plötzlich begriff, es handle sich in Religion und Wissenschaft um das große Geheimniß, Gott und Natur zu finden und zu deuten. Wenn ich in den Hörsälen des Collegiums vom Tode, vom Lande Jenseits reden hörte, schweiften meine kindischen Empfindungen lange Zeit ab auf's weite, ungewiß wogende Meer. Es war auch später derselbe Reiz am Unerforschlichen, am Verborgenen, der mich bei den Dogmen von den Wundern des geheiligten Lebens ergriff. Aber jenen nächtlichen Wanderungen am Ufer, meinen heimlichen Ausflügen auf's Meer hatt' ich es zu verdanken, daß ich gesund blieb an Leib und Seele; mein junger Sinn schaffte sich damit eine Befriedigung, bis er sich reif fühlte zu den großen Entdeckungsfahrten, auf denen es gilt, sich in den Wundern der geistigen Welt zurechtzufinden.

das Ungeheure, das Unermeßliche für die Menſchenſeele zugänglich zu machen.

So war ich herangewachſen ohne eigentliche Beziehungen zu Menſchen, im Wechſel zwiſchen Kirchendienſt und dem geheimen Gelüſt zur Willkür, dem ich den Tribut entrichtete. — Mein Vater war von ſeinen Reiſen zurückgekehrt. Ich hatte mein ſechzehntes Jahr angetreten, als ich vor ihn beſchieden ward. Mein ruhiges, ſcheinbar ſtilles Weſen hielt er für eine gute Frucht meiner Erziehung; er meinte, es ſei nun genug geſchehen, um mich gegen die Gefahren der Ketzerei ſicher zu machen. Zum wirklichen Mönch war der letzte La Torre denn doch nicht beſtimmt. Ich blieb nun auf Santa Maria, lernte die ritterlichen Dienſte, ging mit auf die Jagd. Das Alles that ich ſo handwerksmäßig, wie ich im Collegium Latein gelernt. Degen und Büchſe konnten mir erſt Reiz gewähren, wenn ich ſie willkürlich führte, nach freiem Drang ſie benutzte. Meiner Umgebung ſchien ich ein Menſch ohne Eitelkeit, ohne Ehrgeiz, ohne Aufregung der Sinne. Man hatte das in mir niedergehalten; kein Wunder, wenn mein Gemüth verſchüchtert war und in jene träumeriſche Gleichgültigkeit verfiel, die das Gebotene mechaniſch übt, aber im Stillen auf die Stunde der Erlöſung harrt. Ich war bei alledem bald der Liebling der ganzen Dienerſchaft, weil ich eben ſo leutſelig war wie mein Vater herriſch. Sie erzählten mir von den wilden Verfolgungsſcenen im Gebirge, von der Ahnmutter und ihrem Fluch, von den Schickſalen des Hauſes. Ich erfuhr, daß nicht eigentlich das Volk, vielmehr nur ſeine Führer und Vormünder grau-

ame Gelüste und Aberglauben weiterschleppen. Die Härte, die man auf Befehl meines Vaters gegen meine Mutter verübt, suchte man am Sohne reichlich zu vergüten. Nur die Schönheit der Mutter, sagten die Leute, sei das Unglück des alten Herrn gewesen. In den Weibern aus den Bergen gehe für die Grafen La Torre der Teufel umher und suche, wen er verschlinge. Man sagte mir das, weil man mich, wo nicht für einen geistlichen Herrn, doch für einen gelehrten und tüchtigen Christen hielt, und man hielt mich dafür, weil ich fromm schien und den äußern Kirchendienst mit einer Pünktlichkeit übte, die den Leuten wie Eifer erschien. Meine klösterlichen Gewohnheiten erweckten dem Vater zuweilen sogar Besorgnisse; er fing an, mich weniger streng zu halten; es gab Augenblicke, wo er mich mit einer schwärmerischen Zärtlichkeit überhäufte. Vielleicht mochte ihn die Furcht überkommen, mit mir könne das Geschlecht der La Torre erlöschen. Hatte mich seine frühere Gleichgültigkeit unfähig gemacht, einem Gefühle für ihn Raum zu geben, so mußt' ich jetzt fürchten, seine plötzliche Weichheit sei nur augenblickliche Reue, eine Laune so gut wie die frühere Kälte, die mich Fremdlingen und der Zucht des Klosters überließ. Für seine Liebe, die sich mir jetzt als Schwäche zeigte, hatte ich keine Entgegnung; aber sie gab mir eine Macht über ihn, die ich benutzte. In einer Stunde solcher weichen Hingebung fragte ich ihn dreist, warum er meine Mutter wie eine Gefangene gehalten. Mit diesem Worte sprengte ich die Pforte, die das Unglück des alten finstern Mannes verschlossen hielt. Von einem Zögling der Kirche hatte

er die Frage nicht erwartet; aber ich ſtellte ſie ihm als Sohn, als Menſch. Er ſchien verwirrt und betäubt; er ſchwur, meine Mutter bis an ihr Ende geliebt zu haben, ihr treu ſein zu wollen über's Grab hinaus; die Heiligen, hoffte er, würden ſie dereinſt ihm wieder zuführen. Ich fragte, was ſie als Gattin, als Mutter verbrochen. „Sie war keine Chriſtin!“ ſagte der Alte ſcheu und ſtill.

Ich ſah ihn zornig an. Ein halbes Jahr nach meiner Geburt, in einer ſüßen Stunde der Umarmung, da hatte ſie ihm, erzählte er mir, voll Uebermuth in's Ohr geſtüſtert, nur ſeinetwillen mache ſie Alles ſo mit, wie es der Pater vorgeſchrieben, den ſie im Grund ihrer Seele haſſe. Wie könne ein Mann, der nie gewußt, wie Menſchen menſchlich fühlen, ihr anbefehlen, wie ihr zu Muthe ſein ſolle! All' die Martergeſchichten ſeien ihr ein Gräuel, ſie könne mit vermoderten Gebeinen nicht ſchön thun, ja ſie ſchäme ſich der Heiligen, weil ſie zuließen, daß man ihnen ſo viel Thörichtes nachſage. „Ich ſchreckte auf aus ihren Armen,“ rief mein Vater mit Entſetzen. „Ich ſtarrte ſie an; ſie war mir unter den Händen wie verwandelt. Ein Schauder trieb mich vom Lager, es überkam mich die Erinnerung an den alten Fluch, daß der Geiſt der Waldenſerin unter uns umgehe und nicht ſterben könne!“

Er hielt den Leichtſinn einer unbewachten Heiterkeit für den Dämon des Hauſes. Er hatte ſein Weib nie wieder berührt. Er eilte nach Rom und beichtete. Die Kirche ſtellte auf ſein Verlangen ihre Abgeordneten, um den böſen Geiſt auszutreiben. Mein Vater ſchwankte, ſein beſſerer Genius erwachte

noch einmal. In der Angst um ihr Seelenheil hatte sich nur die irregeleitete Liebe verrathen, die zu falschen Mitteln griff. Wie man sie förmlich als Ketzerin behandeln wollte, empörte sich sein Stolz und er trieb die Abgeordneten der Inquisition mit Gewalt aus den Hallen seines Schlosses. Aber er selbst blieb gegen meine Mutter der strafende Dominicaner, der die Verurtheilte nicht einmal mehr hörte. Sie hatte keine Gewalt mehr über ihn, er blieb taub gegen ihre Reue, ihre Thränen, ihre Verzweiflung. Daß sie ihn sehr heilig liebte, hat sie ihm wohl zur Genüge bewiesen, weil sie nicht lange ohne seine Huld leben konnte. Das Glück hatte sie sicher gemacht und das alte Ketzerthum ihres Stammes in ihr aufgerüttelt. Nachdem sie seine Gunst verscherzt, war sie wieder demüthig wie eine Magd, hielt sich still, fastete und verzehrte sich in Reue und Buße, wenn auch ohne förmliche Sühne mit der Kirche. Während er in der Welt herumirrte, auf Seezügen und Kriegsfahrten, um die Zweifel, die Unruhe und die Finsterniß seiner Seele zu verscheuchen, lag sie auf dem einsamen Todtenbette. In einem Augenblicke der Angst verlangte sie nach dem kirchlichen Trost. Bevor man ihr das Mahl des Herrn reichte, sollte sie bekennen, daß ein böser Geist in ihr wohne. Da machte sie sich stark, fand sich mit ihrem Gott allein zurecht, wandte sich stolz und zornig ab und starb still und entschlossen, ohne Klage, ohne Furcht, aber auch ohne Verlangen nach dem Benedeiten. Das war das Ende meiner Mutter, der Schluß der Romanze von der treuen Liebe.

Mein Vater hatte seine Erzählung beendet. Die Erinne-

rung hatte ihn überwältigt; matt und erschöpft saß er vor mir im Sessel. Ich sprang auf und schüttelte mein Haupt. „Die Sünde, Vater, vergiebt Euch Gott nicht!“ rief ich. Ich stand mit glühendem Angesicht vor dem Alten. Mein Wort fiel wie Feuer vom Himmel; der Schmerz machte mich mündig. Der Alte schreckte auf. Er erhob sich langsam aus dem Sessel und starrte mich mit dem Blicke des unsichern Entsetzens an. Er wollte reden, aber die Lippen zitterten wortlos. Er griff mit der Hand über die Stirn; er wußte nicht, mit wem er sprach; das war der Zögling des Klosters nicht, der so redete. Der Anblick seiner rathlosen Unsicherheit milderte meinen Groll; zwei große schwere Perlen rollten über sein Angesicht.

„Vater,“ sagte ich, „Ihr habt meine Mutter allzu rasch verdammt!“

„Ich habe dafür gebüßt,“ sagte er dumpf und still, „und die Kirche hat mir vergeben.“

„Die Kirche, ja, aber Gott nicht!“

„Wie?“ schrie er auf, „giebt es denn auch einen Gott noch außerhalb der Kirche?“

Die finstere Gluth seines Zornes entlud sich in seinen Blicken. Ich lernte an diesen Blicken den Dämon kennen, der das Glück meines Hauses unterwühlte. Aber dieser Dämon schreckte mich nicht mehr. „Vater,“ sagt' ich fest und sicher, „es giebt einen Gott in uns, dessen leise Rede kein Spruch der Kirche, keine Fürbitte der Heiligen übertönt, eine innere Stimme, die uns gegen die Satzungen der Gewohnheit zu handeln gebietet. Meine Mutter ist dem Herkommen des Glau-

bens geopfert, und ein Menſchenleben iſt doch wohl heiliger bals ein Wort. Ein Menſchenleben iſt eine That Gottes!“

Der Alte ſank ſtill und ſtumm in ſich zuſammen, verhüllte ſein Haupt und brütete für ſich hin. Er ließ nach wie vor eifrig Meſſen leſen für ſein und der Geſtorbenen Heil, betete und that gute Werke, wenn es ihn wie die Unruhe eines gequälten Geiſtes überfiel. Wir berührten dieſen Punkt nie wieder; denn wir hatten uns wie wildfremde Menſchen einander gegenüber geſtellt. Er war ſeitdem bald in finſterer Starrheit gefangen, bald zerdrückt und zerfloſſen; ſeine ganze Natur war aus ihren Fugen gerückt, aber er zeigte ſich mir nie wieder in einer Stunde, wo er, wie er ſagte, ſchwach war. Seine Ueberzeugungen blieben dieſelben, oder vielmehr ſie wurden ſtrenger und härter; er glaubte, es ſei noch nicht genug geſchehen, um das Unglück des Hauſes zu ſühnen; das Unheil ſei im Wachſen, ſei erblich auf mich übergegangen.

Ich ließ von ihm ab. Auch war meine Aufregung bald geſchwunden; jener Gleichtact, zu dem ich im Kloſter erzogen war, ſtellte ſich in mir wieder her. Daß ein Mann ein Weib heilig liebte, und weil er entdeckt, ſie glaube nicht wie er an Gott, ſie verſtößt und verdammt, das hätte mich faſt für Beides, für die Liebe und für den Glauben, abtödten können. Es kümmerte mich damals noch zu wenig, wo der Wurm ſitzen mochte, der heimlich das Leben der Menſchen zernagt. Seit jener Scene fühlte ich mich ſelbſtändig, hielt ich meine Erziehung für vollendet. Dem Unwillen gegen meinen Vater gab ich nicht weiter Sprache, aber ein wehmüthiger Groll

gegen menſchliche Thorheit und Grauſamkeit ſetzte ſich ſehr feſt in meiner Seele. Faſt wünſchte ich mir mein eintöniges Leben im Collegium zurück; die Thorheit im Gewande der Weisheit ſchien mir noch die erträglichſte Maske unter Menſchen. Nachts trieb es mich vom Lager fort; das alte Bedürfniß zum Wandern regte ſich wieder. Ich wurde weniger als ſonſt beobachtet und die Diener im Schloſſe waren mir ſtillſchweigend zu Willen. Ich vermißte daheim das Meer, das Bild der Unendlichkeit in der dämmernden Stille der Nacht. Ich ſchlich in den alten verlaſſenen Sälen von Santa Maria umher; ich hätte mich gern an etwas Geheimnißvolles hingegeben. Der Geiſt der Ahnfrau wollte mir nicht erſcheinen; ich hätte ſie gern gefragt, weshalb ſie noch nicht ruhen wolle und noch immer den Sinn der Nachgeborenen verwirre. Ich glaubte an keine Geiſter, darum erſchien ſie mir auch nicht.

Bald aber zog es mich in den Bergwald. Die wilden Steinklippen, die rauſchenden Gewäſſer, die dunkeln Schluchten wurden mir vertraut; mit der Büchſe über der Schulter drang ich immer tiefer in das Dickicht der verworrenen Wälder. Oft kehrt' ich erſt am frühen Morgen von der zielloſen Wanderung heim. Ich hätte ſo gern einen Kobold gefunden, mit dem ich Zwieſprache hielte, der mir Red' und Antwort ſtände, warum er das Leben der Menſchen ſo tückiſch verwirrt. Nur das aufgeſtörte Wild regte ſich in den Thälern, nur das Echo wurde zwiſchen den Felſen wach. — Dem Geiſt der Berge ſollte ich aber doch, wenn auch nicht in ſchreckhafter Geſtalt, begegnen.

Das Feſt der Schutzpatronin von Santa Maria della Torre war nahe. An dem Mauerwerk des alten Schloſſes klebte noch der heidniſche Name, der, oft vertilgt, immer wieder auftauchte. Es war Sitte, alljährlich die Ruinen zu weihen, ſie gleichſam von neuem zu taufen. Die Mutter Gottes ſelber iſt die Patronin des Ortes. Außer dem Frohnleichnamsfeſte giebt es dort keinen Tag des Jahres, den die ganze Gegend feſtlicher begeht. Je lebendiger die Sage von der alten Waldenſerin, deſto eifriger hing man an dem Brauche, die Mauern immer wieder einzuſegnen, als ob man den Geiſt der Ketzerin, die dort umging, für mächtiger hielt als das chriſtliche Weihwaſſer. Waſſer thut's freilich nicht!

Es war Markttag in La Torre; das Landvolk war in Schaaren zuſammengeſtrömt. Es gehörte zur Sitte, aus ihnen die Glückliche zu erwählen, welche die Heilige des Tages vorſtellen mußte. Der Prieſter hielt ſeinen Umzug durch das Gewühl auf dem Platze. Die Mädchen beugten ſich vor ihm, ſchamhaft erröthend im Gefühl der heimlichen Eitelkeit; Jeder ſchlug das Herz, ſich wohlbewußt, der Geiſtliche werde die Gott und Menſchen Wohlgefälligſte, die Sittſamſte und die Schönſte auserleſen. Weltliches und Himmliſches miſcht unſere Kirche nach altem Brauche; ſie behauptet damit ihre Macht über die Gemüther, indem ſie auch die Volksfeſte heiligt, die Kinderſpiele in ihren Dienſt nimmt. — Mitten im Getümmel des Marktes ſtanden die Mädchen um den Caplan in Reihe und Glied. Männer und Weiber hatten die Buden verlaſſen und waren dem Ruf des Herrn gefolgt. Das Geſchrei der

Melonenverkäufer, die unerschöpfliche Kehlkraft der Zwiebelhändler verstummte. Der Geistliche hielt jetzt Musterung; sein Auge schweifte hinauf und hinunter, und wo sein Blick weilte, lief eine bange Bewegung durch die Reihen; jede hielt sich für berufen und zitterte doch, die Auserwählte zu sein. Da fiel der Blick des Priesters auf ein junges Wesen, das theilnahmlos schien und sich nicht anschließen wollte, wo doch jede berechtigt war. Sie saß auf ihrem Karren, schnitt Melonen auf und bot, gleichgültig um die festliche Handlung, die saftigen Stücke feil. Auf den Stangen des Fuhrwerks hing Wildgeflügel paarweise in schmucker Ordnung. Das Mädchen, in der Tracht des Landvolks aus den Bergen. war unscheinbar, arm und einfach. Ein derber Bursche mit struppigem Haar und wilder Häßlichkeit machte sich um sie zu thun und warf dem Esel Disteln vor. Wie der Caplan auf das Mädchen hinwies, ward sie sogleich der Zielpunkt aller Blicke. Er winkte; sie sah ihn an und verstand ihn nicht. Er wollte ihrer Schüchternheit zu Hülfe kommen und rief, sie solle sich anschließen. Da ward sie feuerroth und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Wie sie aufblickte, sah sie in ihrer Verworrenheit so lieblich aus wie am Schöpfungstage die erste Blumenknospe, die sich dem hellen Lichte öffnet und im Spiegelbache vor sich selbst erschrickt. Das Mädchen ward vielleicht zum ersten Male ihres Daseins inne und fühlte die Blicke, die auf ihr ruhten. Sie blickte bang umher, sie wollte sich ungesehen machen und wußte sich keinen Rath. Endlich rief sie schnell dem Buben ein Wort zu. Er stachelte sein Thier, daß es laut aufschrie und doch nicht

gleich anzog. Sie wollten zur Seite biegen, aber die Menge umdrängte ſchon den Wagen und riß dem Jungen den Knittel aus der Hand. Sie ſchrie laut auf, wie man die Früchte vom Karren riß und Hand an ſie legte. Je mehr der Junge tobte und mit Fäuſten auf den Eſel ſchlug, deſto mehr ward das Mädchen der Gegenſtand des Verlangens. Der Tumult wuchs, das Volk ſchien wie von einer Raſerei ergriffen, ſie zur Heiligen des Feſtes erklären zu laſſen. Wie man ihr Gewalt anthun wollte, ſprang ich hinzu, ergriff ſie am Arme und hob ſie vom Wagen. Sie zitterte heftig; doch als ſie bemerkte, daß mein Erſcheinen die feindliche Berührung verhinderte, ſah ſie mich zutraulich an und kreuzte die Arme. Sie war kein Kind mehr und ſchien doch ſo hülfsbedürftig und ſchüchtern. Ich verſtand es nicht, wie ſie ſich tief beugte, den Kopf ſchüttelte und alle Zeichen der Weigerung machte. „Mormona weiß das nicht zu machen!“ ſagte ſie mit flehender Gebährde. Man hielt das für Blödigkeit, und ich ſprach ihr Muth ein. Als der Caplan auf ſie zuſchritt, faßte ſie mich raſch am Arme und drängte haſtig zu der Mädchenſchaar. Sie war todtenbleich, wie ſie jetzt mit dem Zuge fortſchritt. Ihr Begleiter lag tobend und ſchreiend am Boden, und der Eſel am Karren, ungebährdig wie ſein Führer, war das Geſpött der Buben, während der Zug nach der Capelle aufbrach.

Mich beſchäftigte noch der Burſche. Es war ein ſtämmiger, breitſchulteriger Menſch mit dickem Kopf und ſchrägen blinzelnden Augen, an jene Cretins erinnernd, wie ſie in den Bergen nicht ſelten ſind. Er war aufgeſprungen, als ich wieder

zu ihm trat, ſammelte die zerſtreuten Früchte, hing das Geflügel zurecht, ſchlug ſich vor die Stirn und ließ dann am Eſel ſeinen Zorn aus. Wie ich ihm ſein Weſen verwies, ſetzte er ſich ruhig nieder, ſtützte ſeinen Kopf in die Hände und ſah mich furchtſam von der Seite an. Auf meine Frage, wo er her ſei, beſchrieb er mir eine Gegend in den Bergen, die ich nicht kannte. — „Wer iſt Mormona?“ — „Meine Schweſter,“ ſagte er. — „Wem gehört Ihr an?“ — „Niemanden; wir müſſen daheim verhungern, wenn wir die Vögel und die Gurken nicht abſetzen.“ — Ich gab ihm Geld, das er gleichgültig nahm. — „Zieht Ihr immer hieher zu Markte?“ — „Mormona zum erſten Mal,“ ſagte er, „und gleich haben ſie ſie erwiſcht!“ — „Jede Andere“, ſagte ich, „ſchätzt ſich glücklich, wenn ſie beim Feſte mit aufzieht.“ — „Herr!“ ſagte er ebenſo gutmüthig wie liſtig, „wir ſind zu dumm dazu!“

Von der Capelle aus wälzte ſich jetzt die Menge wieder zurück. Die prieſterliche Wahl hatte der Stimmung des Volkes entſprochen, Mormona war zur Heldin des Feſtes erkoren und lauter Jubel hieß ſie jetzt willkommen, als ſie an der Hand des Caplans erſchien, um in das Kloſter der frommen Schweſtern geführt und für den nächſten Tag vorbereitet zu werden. In die Geſänge der Chorknaben miſchte ſich das Gebrüll des tollen Burſchen, der laut heulend ſich plötzlich mir zu Füßen warf und meine Kniee umklammerte. Ich griff ihm in's Genick und ſchüttelte ihn von mir. Er ſprang wild auf und warf ſich mir entgegen. „Rettet Mormona!“ flüſterte er, „wir verſtehen nichts vom römiſchen Glauben.“ — „Ihr ſeid

Waldenſer!“ rief ich erſchreckt. — Er ſank zitternd zu Boden und kroch wimmernd unter die Kürbishaufen, die umher aufgeſchichtet lagen.

Den ganzen Tag über hatte ich weder den Pfarrer von La Torre, noch unſern Caplan ſprechen können, noch auch das Kloſter beſuchen dürfen, um über Mormona Kunde zu erhalten. Erſt am andern Morgen erhielt ich Einlaß und fragte nicht ohne Furcht, wie ſich das Kind zum heiligen Dienſt anließe. — „Sie iſt ſehr unwiſſend,“ ſagten die frommen Schweſtern. — „Wie die liebe Dorfjugend in den zerſtreuten Gemeinden!“ war meine Erwiederung. — Sie wird ſchon die Hantierung lernen, hieß es, ſich in ihre Aufgabe ſchicken, auch wenn ſie nichts davon begreift! — Ausführlicher hatte ſich die alte Priorin des Stiftes mit Mormona beſchäftigt. Kurz zuvor eh' der Zug ſich in Gang ſetzte, ſprach ich die würdige Frau. Seit geſtern hatte das Mädchen gefaſtet, die ganze Nacht über geweint, aus Angſt, der großen Aufgabe nicht zu genügen. Aber am Morgen war ein guter Geiſt über ſie gekommen, ſie hatte Alle, die ſie eingekleidet, herzlich geküßt und um Vergebung gebeten, wenn ſie es nicht recht mache. Manches habe ſie noch nicht begriffen, ſagte die Alte, aber ihre Lieblichkeit verſöhne Jedermann, ſie ſei ein gutes gottgeliebtes Kind, wenn auch wild aufgewachſen. — Das Geheimniß war alſo noch bewahrt.

Ich mochte mich nicht zu den Geiſtlichen halten, um nicht Mormona's Blicke auf mich zu ziehen, aber im bunten Gewühl der Menge ſuchte ich nur ſie, hatte nur Augen für das holde

Kind, das so rein und lauter schien, wie der Quell in den Bergen, und also wohl würdig war, den Menschen ein Symbol der von Gott begnadigten Unschuld vorzustellen. Auf dem hohen Tragsessel, in dem blauen, sternbesäeten Kleide, unter dem Thronhimmel, den man über ihr hielt, erschien sie wirklich wie ein höheres Wesen, das herniedergestiegen, um das Werk der Menschen zu heiligen. Sie war sehr blaß, sie drohte zu verwelken, wie die Pfingstrose in den Händen der Menschen, die sie in's Thal herunterbrachten. In ihren Augen war das bange Geständniß zu lesen, man habe sich in ihr geirrt, ihr Schmuck als Himmelskönigin sei nur ein falscher Schimmer. Und doch war eine Art Weihe über sie gekommen, als sei ihr Thun nicht mehr von dieser Welt und ihre Lippen lächelten zu der holden Verwirrung ihrer Sinne. Die stille Verzückung eines Engels saß in ihrem leuchtenden Auge, eines Engels, der die Sprache der Sterblichen nicht versteht, und doch mit Blick und Miene der dürftigen Creatur gern behülflich zur Seite steht. Sie war nicht mehr blöde, aber sie schien wie abwesend von dem, was um sie her vorging, dem eigenen Gebote folgend, das nur zufällig hier und da zu der übernommenen Rolle paßte. So saß sie an geweihter Stätte und hörte die Gesänge, die ihr galten; so ging sie an der Hand der beiden Priester durch die Hallen des Schlosses mit gen Himmel gekehrtem Blick, als wolle sie da oben den besseren Zusammenhang der heiligen Handlung suchen. Mit rührender Anmuth, halb gläubig fromm, halb ungläubig lächelnd, besprengte sie die Schwellen des Hauses und streute Blumen unter die Menge,

die ſich, berauſcht von ihrer Schönheit, um ſie drängte. Das Volk will vom Heiligen ein ſinnlich Abbild; es betet zur Mutter Maria, weil es die Wahrheit nur in der Geſtalt der Schönheit begreift. Es will und verlangt Symbole und Surrogate, und ſo bleibt der Geiſt Gottes den Völkern der große Unnahbare, an den ſich Niemand wagt; ſelbſt ſeine Geſandten und Propheten bedürfen noch menſchlicher Vertreter.

Nach dem Schluſſe der Prozeſſion ward Mormona zu den Kloſterfrauen zurückgebracht. Die Menge rauſchte auseinander und hatte bald das Kind vergeſſen. Den wilden Pirro, der ſich ihren Bruder nannte, hatte Niemand geſehen. Am andern Tage hielt ich Nachfrage bei der Pförtnerin der frommen Schweſtern. Da war große Unruhe und Aufregung. Ganz erſchöpft und nur halb ihrer mächtig war Mormona ihren Hüterinnen überliefert worden. Man hatte ihr Speiſe und Trank angeboten, Alles aber hatte ſie abgewieſen, nach Schlaf verlangt, ihre Feierkleider ſtill zuſammengelegt und Niemand weiter in in der Zelle, wo ſie ſchlummern wollte, geduldet. Früh Morgens fand man die Stätte leer; Mormona war verſchwunden. Sie mußte noch in der Nacht entwichen ſein. In der kleinen Seitenpforte fand man den Schlüſſel ſtecken: ſie mußte ihn der alten Schließerin aus dem Pulte entwendet haben. Somit ging ſie aller Belohnungen, die ſie zu gewärtigen gehabt, verluſtig. — War die Furcht vor Entdeckung ſo ſtark geweſen? Oder hatte die reine Kindernatur es nicht ertragen, die Lüge, die ſie getrieben, auch noch belohnt zu ſehen?

Der Aberglaube und die müßige Erfindung zogen aus der

plötzlichen Flucht Mormona's Vermuthungen, die nur von fern die Wahrheit trafen. — Ein wildes Mädchen aus den Bergen hatte die Mutter Gottes vorgestellt, eine Ketzerin unser Haus eingesegnet! Man hätte heimlich lächeln sollen über die seltsame Fügung; aber es regte sich in mir eine Stimme, vor der aller Scherz verstummte.

Zweites Capitel.

Das Christenthum in den Bergen.

Von nun an wurden meine Wanderungen in die Berge eifriger betrieben, sie hatten jetzt ein Ziel. Ganze Tage, halbe Nächte dauerten meine Streifereien. Ich durchsuchte die einzelnen Meiereien, die Wohnungen der Holzhauer, die Hütten der Köhler. Vergeblich; überall sah ich an den Thüren, über den Fenstersimsen das christliche Kreuz; ich suchte Waldenser, die, wie ich wußte, einen Schauder vor dem Symbol haben, vielleicht weil sie so oft an's Kreuz geschlagen wurden, an das sie doch als Bekenner Christi ohnedies schon glauben sollten. Die Ketzer haben keinen Mariendienst und keine Meßopfer, sie reden, wenn sie beten, kein Latein, sondern die Sprache ihres Herzens, ihre Priester dünken sich keine Bevorzugte des Himmels, sie machen keinen besondern Stand, sie leben als Brüder mit dem Volke, theilen den Kelch mit ihnen und freien Weiber wie Alle, weil sie im Menschen den Menschen nicht tödten. Die Waldenser schwören nie, lügen also seltener, und leisten

keine Eide, die der ſchwache Sterbliche nicht zu halten vermag. Sie taufen nicht gern die Kinder, viel lieber die Mündigen, die mit Bewußtſein und Ueberzeugung den heiligen Act an ſich vollziehen. Sie treiben bei den Neugeborenen nicht den Teufel aus, denn ſie halten die menſchliche Seele für urſprünglich rein und gut. Sie laſſen keine Heiligen für ſich reden, ſondern wenden ſich ſelbſt an ihren Gott, wenn es ſie drängt. Sie flehen nicht um die Hülfe der Jungfrau Maria, denn ſie halten das Weib für ſchwach. Sie beten nicht zum todten Chriſtus, ſondern zum allzeit lebendigen; nicht ſein Leiden und Sterben feiern ſie, wohl aber ſeine Geburt. Sie ſind Kinder und leben ſo hin, wie ſie aus der Hand der Natur hervorgingen, wie die Vögel nach ihrer Art ein Loblied Gottes ſingen, die Lilien ſeine Herrlichkeit preiſen nach innerem, ſchlichtem Naturgeſetz. — Ich las ſeitdem die Ketzergeſchichten und begriff, daß oft eitel harmloſe Einfalt war, was die ſtolzen Herren des römiſchen Chriſtenthums für heidniſch in ihnen hielten.

Ich war die ganze Zeit über mehr als je ſchweigſam und in mich gekehrt. Ich prüfte die Satzungen der Kirche und verfolgte ihre Entwickelung rückwärts hinauf bis zu ihrer Quelle. Ich begriff jenes apoſtoliſche Chriſtenthum, von dem die Welt nur noch wenig zu kennen ſcheint. Ich machte die Entdeckung, daß es kein Werk des Teufels ſein könne, wenn der Menſch bemüht ſei, die Wahrheit aus ſich ſelbſt zu finden. Wie jedem nach ſeiner Art zu Muthe und zu Sinne iſt, danach geſtaltet er ſich doch ungeſucht ſein Chriſtenthum; nach ſeinem Bedürfniß baut ſich unbewußt ein jeglich Volk ſeinen Glauben

aus. Dieſe Entdeckung machte mich froh und heiter. Ich reinigte meinen Glauben, läuterte mein Wiſſen und wurde erſt jetzt der unverwüſtlichen Herrlichkeit des Chriſtenthums recht inne. Hätte man mich mitten in meinen Forſchungen und Zweifeln ertappt, ich wäre vielleicht als Ketzer verdammt. Aber ich wurde erſt jetzt ſtill für mich meines Gottes voll, ja, wurde von nun an erſt wahrhaft gläubig. Von der Quelle aus verfolgte ich die Strömungen der Völkergeſchichte wieder abwärts bis auf unſere Tage, und fand, daß auch das römiſche Chriſtenthum keine Erfindung der Prieſter ſei. Ich erbaute es mir neu und ſelbſtändig, indem ich mir die ganze Menſchheit zu einer einzigen großen Gemeinde geſtaltete, wo ſich der Einzelne mit und in dem Ganzen getragen fühlt, aber dieſe Nothwendigkeit ſeine Freiheit nicht erdrückt. Gewalt, Zwang, Fanatismus und jede engherzige Furcht, menſchliche Forſchung werde, ſich ſelbſt überlaſſen, die Wahrheit auf Erden zerſtören, blieben freilich von der Kirche, die ich erbaute, von dem Chriſtenthum in meiner Faſſung ausgeſchloſſen. Auch die Ketzer hatten Raum in meinem Gotteshauſe.

Um dieſe Zeit war mein Erzieher, Pater Euſebius, der Rector des Collegiums, ehemals Caplan in Santa Maria, von Genua zum Beſuch bei uns. Euſebio war ein Diener Jeſu, wie ſie alle ſein ſollten. Sehr feſt und ſicher in ſeinen Grundſätzen und doch freundlich und duldſam gegen Andersmeinende. Das Dogma ſtand für ihn felſenfeſt, aber er ließ die menſchlichen Deutungen zu, nicht aus Hang zu den Künſteleien der Sophiſtik, ſondern nach Maßgabe ſeiner ungewöhn-

lichen Kenntniß menſchlicher Hülfsbedürftigkeit. Ihm verdanke ich meine Fügſamkeit und meinen Glauben an die Nothwendigkeit und an die Möglichkeit einer allgemeinen Kirche bei aller Forderung der freien Selbſtändigkeit des Einzelnen. Nach Euſebio's Meinung durfte und mußte ſich die Kirche Gottes auf Erden, unbeſchadet ihres innern Gehaltes, dergeſtalt erweitern, daß alle Völker, trotz ihrem verſchiedenen Bedürfniß, Platz in ihr gewännen, der Mantel Chriſti Alle umfaſſen und am Segen theilhaftig machen konnte. Wer nicht gleich Zutritt haben konnte zum großen Schiff der Kirche, um am Hauptaltar zu beten, dem durfte, das war Euſebio's eigener Ausdruck, doch nicht die Seitencapelle oder das Bild in der Niſche verſagt und vorenthalten werden. In ſolchen Zuſammenhang brachte ſchon früh mein jugendlicher Sinn das Verhältniß zwiſchen der Menſchheit und dem Chriſtenthum. Meine Kirche, wie ich mir ſie dachte, hatte viele Seitenflügel, im Hauſe meines himmliſchen Vaters waren viele Wohnungen und in einer derſelben, einer ſtattlichen, lichten, nur vom Gewölbe des blauen Himmels überbauten Halle, brachte ich meine Waldenſer unter. Ich erzählte Pater Euſebio nichts von meiner Entdeckung des Mädchens aus den Bergen, deſſen Spur mir jetzt wieder entzogen war; aber ich ſtärkte an der milden Weisheit des Mannes meinen Entſchluß, den Kindern der Wildniß dereinſt ein freundlicher Herr zu ſein. Meines Vaters Thun und Denken ſtand damit im geraden Gegenſatz; und Euſebio's Nachfolger im Amte auf Santa Maria, Pater Uberto, ein Dominicaner, war ganz dazu gemacht, die dunkelrothe Gluth des

Hasses gegen Alles, was Ketzer hieß, zur vollen Flamme zu schüren. Nach Uberto's Ansicht konnte der Mantel der Kirche nicht eng genug um die einzig rechtgläubigen Anhänger gezogen werden, und als wenn er die Grundsätze seines Glaubens entweder zu schwach oder zu gefährdet hielt, suchte er durch fanatischen Eifer zu ersetzen, was ihm an Sicherheit und Festigkeit abging. Mich kümmerte damals noch zu wenig der Widerstreit beider Männer, ein Widerstreit, der sich bei der gegenseitigen Eifersucht der Gesellschaft Jesu und des Ordens der Dominicaner bis zur feindseligen Gehässigkeit steigerte. Ich erinnere mich nur, daß ich beide Männer einmal in Gegenwart meines Vaters in heftigem Wortkampf über die Ausschließlichkeit der römischen Kirche fand; daß sich daran das Schicksal meines Lebens knüpfte, ahnte ich damals nicht.

Ich hielt mich jeder fremden Leitung für entwachsen, und der neue Geistliche blieb ohne weiteren Einfluß auf mich. Leider jedoch ist es nicht genug, sich vom Wahne frei zu halten. Wer sich frei fühlt, muß fortgesetzt gegen die Knechtschaft kämpfen, sonst untergräbt man ihm doch langsam sein Fundament. Ich schien damals Niemand verdächtig. War ich doch ein sogenannter strenger Christ, der den Ritus hielt. Daß ich im Stillen ein noch weit besserer Christ war, indem ich auch die Ketzer zur Kindschaft Gottes berufen glaubte, darum wußte Niemand als ich selbst. Meine Streifereien im Gebirge fielen nicht auf. Ein junger Jägerbursche, der mir ganz zu Willen war, begleitete mich; er war für mich mit der Büchse thätig, wenn ich müßig umherzog oder meinen Forschungen nachhing.

Meinem Vater konnte ich wenig ſein; er hatte eine Scheu vor mir, als ſpräche aus mir ſein unterdrücktes Gewiſſen. Pater Uberto war zu ſchroff, um ſogleich Einfluß auf ihn zu gewinnen; nach und nach jedoch brachte er ihn um ſo ſicherer unter ſeine Botmäßigkeit. Seitdem wurden die frommen Uebungen verdoppelt. Ich meinestheils gewann dadurch nur um ſo freieren Spielraum. Als Beide zum Oſterfeſt nach Rom gingen, war ich Herr meiner ganzen Zeit.

Pirro war nicht mehr nach La Torre zu Markte gekommen. Armes Volk aber muß doch irgendwo ſeine Gurken abſetzen. Darauf baute ich meinen Entdeckungsplan. Ich zog an den Markttagen von Flecken zu Flecken. Endlich, in einem meilenweit entfernten Orte hinter der Hügelreihe, mit der ſich das Land erhebt, fand ich den ſeltſamen Jungen unter einem Haufen Savoyarden wieder, die ihre Murmelthiere tanzen ließen. Ich erkannte ihn an dem ſtruppigen Haar, an den geſchlitzten, ſchielenden Augen. Er ſaß auf ſeinem Karren und ſpielte die Maultrommel. Wie ich ihn anredete, ſtellte er ſich fremd, machte ſich über ſeine Früchte her, ſchnitt ſie von einander und bot ſie mit lautem Geplärre feil. — „Willſt Du mich nicht kennen, Waldenſer?“ raunte ich ihm zu. Er grinzte mich an und griff nach ſeinem Meſſer, das am Gürtel hing. — „Ich bin gut Freund mit Euch!“ ſagt' ich, „gieb mir die Hand, ich ſchwöre, Dich nicht zu verrathen!“

„Wer ſchwört, fürchtet daß man ihm nicht glaubt!“ murmelte er finſter vor ſich hin.

„Nun denn, wie ſoll ich Dein Vertrauen gewinnen?“

„Küſſ' die Schneide dieſes Meſſers!" lachte er wild.

„Du haſt Dich mir damals verrathen," ſagte ich, „was ſoll jetzt Dein Argwohn?"

„Ich log aus Angſt!" ſagte der Burſch.

„Wenn Ihr katholiſche Chriſten ſeid, wozu dann die Furcht? Du lügſt, wenn Du ſagſt, Du hätteſt damals gelogen!"

Er war beſchämt und ſchlug in die Hand, die ich ihm reichte. Dummheit und Pfiffigkeit waren in ſeinem Weſen ſeltſam gemiſcht. Dabei blitzte mitten aus der Gutmüthigkeit Tücke und Rachluſt hervor.

„Ich hätt' Euch mit dem Meſſer aufgeſchlitzt," flüſterte er faſt mit einer Art von Vertraulichkeit, „hättet Ihr Miene gemacht, Mormona bei'm heiligen Amt anzugeben!"

„Thörichter Menſch, ich war ja nirgends in Deiner Gewalt!"

„Hoho!" lachte er, „ich war Euch überall hart auf der Ferſe, ſo lange das Feſt dauerte. Auch traf ich Euch mehrmals im Gebirge, und" — fügte er hinzu — „ich ſchieße ziemlich gut."

„Wo iſt Mormona?" fragt' ich, „wie entkam ſie aus dem Kloſter der frommen Schweſtern?"

„O, es giebt auch gute Menſchen unter Euch," ſagte er, „getreue Helfer und Helfershelfer. Hier z. B. werden gleich zwölf Meſſer blank, wenn Ihr mir drohet. Armes Volk ſteht ſich bei, ob es zu den Heiligen betet oder zum Teufel!"

„Ich möchte wohl wiſſen," ſagt' ich, „wie Ihr daheim in den Bergen fertig werdet ohne alle Heiligen."

Er kniff die Lippen zuſammen und ſchielte mich tückiſch an.

„Ehrlich!“ fuhr ich fort. „Die Leute ſagen Euch allerlei Böſes nach. Ich kann's nicht glauben, möcht' aber gern wiſſen, ob ein guter Geiſt bei Euch hauſt. Ich ziehe mit Euch. Komm, führe mich. Hier nimm meine Büchſe, meinen Fänger, ich will mich Euch wehrlos überliefern.“

Er ſah mich ungläubig an; dann nahm er die Waffen, ſpielte damit, prüfte den Hahn und lachte boshaft. Wie er jedoch ſah, daß ich auf ſeine Drohung nicht achtete, ließ er ſich bald willig finden. Wir wurden handelseinig; er ſollte ſeine Früchte losſchlagen und mich mit ſich führen. Im Jagdrock, den ich auf meinen Streifereien trug, blieb ich unerkannt. Ich vermied es, ihm ein Geſchenk in Ausſicht zu ſtellen, um ſeinen Argwohn nicht zu reizen. Ich ſagte ihm, es ſei mir auch lieb, die Stege im Gebirge durch ihn kennen zu lernen; ich hätte mich neulich verirrt und Nachts kein Obdach gefunden. Wenn ich ſeine Hütte gewußt, wär' ich bei ihm eingekehrt.

„Signor,“ ſagte er, „Ihr müßt zuvor meinen Eſel füttern. Da, macht Brüderſchaft mit ihm und gebt ihm Diſteln!“

Wie ich es geſchickt genug that, klopfte er mir gutmüthig auf die Schulter. Er gab mir dann von ſeinen Früchten und ich ſteckte den Kopf wie ein Maulthiertreiber in den rothen Saft der Kürbisſcheibe. Ich beſtand alle dieſe Proben ſehr gut; ſein Vertrauen wuchs, obſchon es noch nicht feſt genug ſchien. Er hatte mit meiner Hülfe bald aufgezäumt. Ich ſaß auf und Pirro ſchritt munter neben dem zweiräderigen Wagen her, ſeine verſteckten Augen unverwandt auf mich gerichtet.

Wenn ich ſeinen Blick traulich erwiederte, klopfte er das Thier oder meinen Schenkel und ſagte, gleichviel, wen er meinte, mit freundlichem Grinſen: „Braver Kerl!“ Ich dachte an Mormona und ſtaunte, wie die Berge ſo Verſchiedenes als Geſchwiſterpaar erzeugen können, auf Einem Stengel einen Kobold und ein Elfenkind. Als ich ihm das ſagte, lachte er über die Maßen und meinte, ich ſei doch wohl Keiner vom „heiligen Amt“, weil ich's nicht klug genug anfinge, ihn zu täuſchen. Nur begriffe er nicht, was er davon habe, mich in die Berge zu führen.

„Gefällt es mir bei Euch,“ ſagt' ich, „dann ſollſt Du mir den Gegenbeſuch machen und mit mir auf die Jagd gehen. Ich habe dort hinten mein eigenes Revier.“

„Euer eigenes Revier?“ lachte der Burſche. „Na, da iſt es eicht möglich: wir bewirthen Euch mit einem Stück Wildpret von Eurem Gehege.“

Das Chriſtenthum in der Wüſte! dacht' ich bei mir, gaſtfreie Räuber! — „Wenn ſie Dich als Wilddieb erwiſchen,“ ſagt' ich, „ſo wirſt Du gehängt, Pirro!“

„Beſſer als Wilddieb hangen, denn als Ketzer brennen!“ rief er laut, „da weiß man doch warum, und hat den Braten genoſſen!“

Er hielt in dieſem Augenblicke ſein Thier an und ſah mich ernſt und forſchend an. Ich merkte, daß für mich erſt jetzt die rechte Probe begann. Ich ſagte ihm, von Ketzergerichten mit Feuer und Schwert wiſſe er doch wohl nur durch Hörenſagen; die Zeiten der Barbarei ſeien vorüber, und in Zukunft wür-

den die Menſchen, wenn ſie nur Alle an Gott glaubten, ſich wie Brüder die Hände reichen.

„Da drüben," ſagte er, nach den Thürmen von Santa Maria zeigend, „da hat Mormona die Mutter Gottes geſpielt. Die Komödie war nicht ſchlecht."

„Die Mutter Gottes hatte ihre Luſt an dem frommen Kinde," ſagte ich ſehr ernſt. „Anfangs war Mormona ſchüchtern und ſträubte ſich gegen den frommen Dienſt —"

„Ja, ſie iſt zu gut für Euer Heidenthum."

„Heidenthum?" wiederholte ich; „wir Römiſchen halten Euch für heidniſch Volk."

„Ja, das iſt's eben," fuhr er heftig auf und arbeitete mit beiden Händen auf mich ein, um ſeine Rede durch kräftige Zeichenſprache zu unterſtützen; mitunter kam ihm ein abgeriſſenes Stück Bibeltext, das er von ſeinem Prediger in der Wüſte aufgefangen, gar nicht übel zu Hülfe. „Ihr ſollt keine Götter haben neben mir! ſpricht der Herr unſer Gott! Kennt Ihr das Gebot wohl, Signor? Nun, wenn Ihr es kennt, ſo ſündigt Ihr doch alle Tage dagegen, denn Ihr betet zu zehntauſend Heiligen."

Der kecke Burſche ſchlug mich mit ſeiner loſen Rede faſt darnieder. „Aber die Heiligen", ſagt' ich nach einer Weile, „ſind ja keine Götter. Sie ſind Menſchen geweſen, wie die großen Propheten es waren, und wenn wir ihre Hülfe bei Gott für uns anflehen, ſo geſchieht das, weil wir zu demüthig ſind, um uns mit unſerer Sündhaftigkeit in's Allerheiligſte zu drängen."

„Ja, Ihr wißt Euch reinzubrennen!“ eiferte der Junge. „Und früher habt Ihr auch andere Menſchenkinder reinbrennen wollen, auf dem Holzſtoße, nicht?“

„Biſt Du getauft, Pirro?“ fragt' ich in meiner Verwirrung und aus Verlegenheit. Ich fühlte, wie ſchwer es ſei, dem geſunden Mutterwitz der bloßen blanken Natürlichkeit beizukommen. Pirro war mit ſeiner Antwort ſchnell bei der Hand. Mormona habe geſagt, er ſei noch zu dumm dazu. „Aber ſie iſt klug,“ betheuerte er, „ſie iſt ſchon längſt getauft und hat auch immer ſo etwas von der Kraft Gottes an ſich gehabt. Bei Euch wär' ſie längſt verdorben, bei Euch, die Ihr Euch für ächte, reingebrannte Chriſten haltet. Das wahre Chriſtenthum, ſagt der lange Peter aus Savoyen, der Ziegenhirt oben in den Bergen, der unſer Prieſter iſt und allſonntags uns den Segen lieſt, — das Chriſtenthum der Jünger und Apoſtel, ſagt er, ſei nur bei uns und der Herr Jeſus, ſagt er, ſei auch erſt als verſtändiger erwachſener Menſch getauft.“

Die Waldenſer nehmen es mit der Kindertaufe nicht ſehr genau, aber ſie halten ſich bei alledem ebenſo ausſchließlich für ächte, unfehlbare Chriſten, als der römiſch Gläubige! In den zerriſſenen Mantel Chriſti theilt ſich alle Welt, und Jeder hält ſeinen Fetzen für den wahren Rockſchooß des Herrn!

Wir waren inzwiſchen immer weiter in die unwirthliche Gegend der kahlen Bergwelt hineingerathen. Die Wohnungen der Menſchen lagen ſchon weit hinter uns. Das Nadelholz wechſelte mit niederem Geſtrüpp, endlich hörte die Vegetation ganz auf, immer regelloſer ſpalteten ſich die Klüfte, immer ver-

worrener ſchoben ſich die Felſen in einander. Hier konnte entweder nur das Unglück hauſen, das die Menſchen aus ihrem Schooß vertrieben, oder die Unſchuld, die bedürfnißloſe, die den Reichthum und die Fülle des Lebens nicht kennt. Die Sünde verliert hier freilich ihre Anlockungen, aber die Tugend kann hier nichts anderes ſein als ein Nothbehelf, ein eigenſinnig ſtarrer Trotz, ſo unfruchtbar wie dieſe Felſen. Dieſer Aufenthalt iſt freilich kein ſelbſtgewählter, er iſt eine Verbannung; die Thorheit der Welt, der Irrthum der Menſchen da unten hat dieſe Einöde bevölkert. Das erſte Chriſtenthum barg ſich vor dem heidniſchen Rom in Höhlen und Klüften. Die Lehre von der Einfalt des Herzens war vor dem chriſtlichen Rom nicht viel beſſer auf der Flucht. Sie thun Recht, wenn ſie ſich dieſe Einfalt nicht rauben laſſen, aber dieſe Unſchuld iſt doch wohl nur der Anfang eines menſchlichen Lebens, nur Kindheit, die, trotzig feſtgehalten, in eigenſinnige Barbarei verſinkt. — Wenn man das Wort der Verſöhnung fände? Würde ſich der vom Strom des Lebens abgetheilte Arm nicht wieder zum Ganzen finden? Und wenn nun die Mutterkirche vom alten Frevel abließe, Rache zu rufen, wo nur das Wort der Liebe gilt? Wenn ſie anfinge, wirklich jener gute Hirte zu ſein, der die Neunundneunzig läſſet und das eine Verlorene ſucht! — Und warum ſollte ich nicht der Miſſionär ſein können für meine waldenſiſchen Brüder?

Der Pfad, immer ſteinichter und enger, hatte ſich unmerklich gehoben; dann ſenkte er ſich wieder, nachdem wir die erſte Felſenſchicht hinter uns hatten; er ſtieg nun keck und ſteil dem

Kamm des Gebirges zu. Die Schlucht, die wir betraten, bohrte sich immer tiefer, die Felsen schlugen fast über unseren Häuptern zusammen, und die Dämmerung wurde zur Dunkelheit. Ich war abgesessen und ging hinter dem rumpelnden Karren her, der bald links, bald rechts geschleudert wurde. Der Esel ging sicher; Pirro schritt vor ihm her, war lustig und pfiff ein Lied.

Endlich hielten wir. Eine Felswand hatte sich dicht vor uns geschoben. „Muth, Kamerad, wir sind am Ziel!" sagte Pirro. — „Mormona!" rief er nach der Höhe hinauf. — „Pirro!" tönte eine helle Stimme herunter.

Sie wechselten einige Worte im gebirgischen Kauderwälsch. Rasch waren dann Fuhrwerk und Thier in einer Höhle untergebracht, die zum Stalle diente. Von dort führten in den Stein gehauene Stufen aufwärts. Ich bestieg sie auf des Burschen Geheiß. Wie ich oben auf der Felsenplatte anlangte, fühlte ich eine weiche, warme Hand, die im Dunkel nach mir tastete. Als aber Pirro hinter mir auf des Mädchens Gruß antwortete, ließ sie mich rasch los. Ich tappte nach ihr, und so leitete sie mich über Stock und Stein an der Wand hin um die gefährliche Klippe. Schweigend betrat ich hinter ihr den engen Raum der Hütte. Die innere Thür sprang auf, und wie der helle Schein des Heerdfeuers uns beleuchtete, fuhr das Mädchen mit einem lauten Schrei zurück und stand, mich sprachlos anstarrend, wie eine Bildsäule mitten im Gemach. Ich fand nicht gleich das rechte Wort des Grußes und des Wiedersehens. Sie hatte mich mit dem ersten Blick erkannt und die Scene, wo ich sie auf dem Marktplatze zu La Torre vom

Karren gehoben und die Zitternde durch die tobende Volksmenge geführt, trat wieder lebhaft vor meine Seele. Auch in ihr mochten die Bilder des Festes sich erneuern. Sie ward so blaß wie sie damals war, ihr banges Auge irrte wie suchend umher und mit den Lippen lächelte sie wieder wie verklärte Geister, die sich menschlichem Thun zuneigen, es segnen und es in seiner Dürftigkeit doch nicht ganz zu begreifen scheinen.

„Ja, ja," lachte Pirro, der hinter uns eintrat, „das ist der Herr aus La Torre, der Dich zur Mutter Gottes machte."

Mormona trat erschrocken zurück und flüchtete sich in den Hintergrund der Höhle. Der rohe Bursche schien nur dazu da, um mir aus dem Traume zu helfen, in den mich der Anblick des Mädchens versenkt. „Ja," fuhr er in seiner mürrischen Lustigkeit fort, „sie haben an Heiligen die Hülle und Fülle, und suchen doch immer noch, wen sie fangen können! Haben sich diesmal durch eine Ketzerin ihr Schloß weihen lassen. Wohl bekomm's!"

Er schürte das Feuer, brummte ein Köhlerlied vom Hebebaum und Schüreisen und ging dann hinaus, für sein Bedürfniß sorgend.

Mormona stand im Dunkeln und wagte sich nicht hervor. Ich hatte den Muth nicht, sie anzureden. Sollt' ich gegen Pirro meinem Zorne Worte leihen? Es war ihr Bruder, vielleicht das einzige Wesen, mit dem sie zusammenhing. In der rußigen Hütte, in dem verworrenen Trödel von armseligem Hausbedarf erschien sie mir wie ein verschüttetes Kleinod; aber ich wußte nicht, wie weit diese rauhe Wirklichkeit zu

ihrem Weſen gehörte. Sie ſtand mir zugewendet und regte ſich nicht, aber ich fühlte aus dem Dunkel hervor, daß ihr Blick auf mir ruhte. Die bange Stille löſte ſie endlich ſelbſt. „Seid Ihr gekommen," ſagte ſie plötzlich, „mich zur Rechenſchaft zu ziehen? Hab' ich Euer Feſt entheiligt?"

Sie trat zögernd hervor. Der Schein der Heerdflamme umgab ihr Haupt wie eine Glorie. Es überkam mich wie prieſterliche Weihe, nur wußt' ich nicht, ob ich Segen ſpendete oder empfing.

„Was vor Gott rein iſt," ſagt' ich ſchüchtern, „kann das je ein menſchlich Thun entheiligen?"

Eine helle Freude leuchtete aus ihren Augen. Sie zitterte nicht; ſie war dreiſt und ſicher, wie ſie jetzt vor mir ſtand. Eine heftige Unruhe durchbebte mich, als ſie mir beide Hände zur Verſöhnung hinhielt. In der Verwirrung, die mich überfiel, legte ich die Hand auf ihre Schläfe; eine namenloſe Bangigkeit lief durch meine Seele. Sie ſah mich an mit ihrem unbewußten Lächeln, ſie wußte nicht was in mir vorging. Wußt' ich es ſelbſt?

Pirro trat lärmend ein. Er war geſchäftig, ſich das Mahl zu bereiten, und mit ihrer Hülfe war er bald damit am Ziel. Er ſchmähte auf mich, daß ich im Winkel blieb und nicht Theil an ſeiner Herrlichkeit nahm. „Das würd' ich hier oben wohl lernen müſſen!" ſagte er lachend. Er tafelte haſtig, wie geſunde Kerle pflegen. Es war ihm nur neu, daß die Schweſter ihn heute nicht bediente, und ſich ſtill gegen ihn verhielt. Dann ſchob er die Streu für ſich und mich zurecht und lud mich ein,

als guter Kamerad wenigstens das Lager mit ihm zu theilen. Ich bedeutete ihn, ich wolle auf dem Sessel meine Nachtruhe halten, die Fensterbrüstung solle meine Lehne sein. — Während dieser lärmenden Zurüstungen war Mormona verschwunden; sie hatte die Thür leise in's Schloß gedrückt.

Pirro lag still, ich saß betäubt. Ueber unseren Häuptern schlürften leise Tritte. „Wer ist dort oben?" fragt' ich Pirro. — „Wer sonst als sie!" stöhnte er schlaftrunken und gab im nächsten Augenblicke die tiefen Athemzüge des versunkenen Schläfers von sich. Auf dem Heerde erstarb die Gluth. Ich saß und sann und lauschte. Oben streifte noch der Saum eines Gewandes den Boden. Dann war Alles still. Dunkel und Traum woben ihren Schleier um meine Seele, ich schloß die müden Augen und die Natur forderte ihr Recht.

Am andern Morgen war ich mit dem Früh'sten wach und stieg, die Büchse in der Hand, mit Pirro auf die nahen waldigen Höhen. Er ging auf Gämsen, und ich mußte bald ablassen, dem gewandten Bergsteiger zu folgen. Er war ein Mensch von anderen Sehnen und glich an Sicherheit und keckem Schritt dem Thiere, dem er von Felsen zu Felsen nachsetzte. Ich begnügte mich, seiner Spur von fern zu folgen. Es war ein Grenzgebiet, wo er als Waidmann sein Handwerk trieb. Daß es Sonntag war, hinderte ihn nicht an der Wilddieberei. — Gab es also für das Christenthum in der Wüste nicht einmal einen vollständigen Feiertag? — Pirro war nicht glücklich gewesen und kehrte mürrisch zurück, den kargen Mor-

genimbiß mit mir zu theilen. Dann ſtiegen wir in die jenſeitige Niederung hinunter.

Auf einem ſchmahlen Pfade geſellten ſich Einzelne von gleichem Schlage zu uns, Buben und Weiber kamen haufenweiſe herbei. Wir hatten mit ihnen denſelben Weg, daſſelbe Ziel. Es waren Viele darunter, deren rußiges Aeußere ihr Gewerbe in der Köhlerhütte verrieth, auch loſes Geſindel, in abgetragenen Sammetjacken und ſchäbigen Filzhüten. In einer Schlucht, die abſeits in eine Höhle auslief, machten wir Halt. Der innere Raum, mit Baumſtämmen nach der offenen Seite umſchloſſen, vom überhangenden Geſtein halb gedeckt, war bald von Menſchen angefüllt, die ſich hier allſonntäglich begrüßten. Es war das Gotteshaus der Waldenſer. Während die Weiber ſchwatzten, die Buben ſich wälzten, ging unter den Männern die gemeinſchaftliche Feldflaſche herum. Es war Orangenwaſſer, mit Wein vermiſcht. Jeder that einen kräftigen Zug, um ſeine Kehle zu netzen. Dann erſcholl ein verworrener Geſang, der wie ein Fluch Verdammter tönend, am Gewölbe mit dumpfem Gebrüll nachhallte. Es war Andacht in dieſen Tönen, aber eine Andacht, die wie eine Verbrüderung zur Rache klang. Die Erſcheinung eines hohen, knochigen und bärtigen Mannes machte dem Geſang ein Ende. Es war der lange Pietro, der Ziegenhirt aus Savoyen, der das Amt eines Predigers der Gemeinde verſah. Die vier baumſtarken Männer, die ihm folgten, waren ſeine Söhne. Sie waren alle zugleich Gerber; bei der geſtrigen Wanderung hatte mir Pirro ihre Hütten am Gebirgsſtrome gezeigt, wo dieſe Apoſtelfamilie

ihr Geschäft betrieb. Von ihrer Hantierung hatte das Christenthum in den Bergen viel angenommen, wie es schien. Der höhere Standpunkt, wo Pietro als Kanzelredner Fuß faßte, war mit schönen Thierhäuten ausgeschlagen. Er selbst warf ein zottiges Fell, das an der Wand hing, um seine Schultern und stand — fast wie der Johannes der Wüste — fertig in seinem Ornate. Sein hartes, dürres Antlitz sah aus, als sei es in Schlachten ergraut. Die Keckheit des Piraten, die aus seinen Augen blitzte, ward aber durch die kummervolle Miene des Alters, durch einen Zug des Leidens gedämpft. Er kam nie in die Niederungen herab, hatte seit Jahrzehnden nicht die Städte und Dörfer der Menschen betreten. Schon die Heiligenbilder an den Straßen erregten ihm einen Widerwillen, den er nicht überwand. Er schlägt mit den Beinen ein Kreuz, hatte mir Pirro erzählt, wenn er den Heiland am Kreuze sieht, macht Kehrum und läuft davon!

Pietro las die Epistel des Tages satzweise vor, so daß die Gemeinde insgesammt die Worte nachsprach. Dann knüpfte der Redner in seiner harten, kargen, aber einfach kräftigen Weise seine Betrachtungen daran. Er sprach von der Grausamkeit der Welt, von den Qualen der unschuldig Verfolgten. Es war der Trotz des ungerecht Mißhandelten, was er predigte; die Religion der Unschuld, die dem Schaffott entfloh, gewann in seiner Rede ihren Ausdruck. Die Geschichte der Waldenser bestätigte jedes seiner Worte, aber die Wahrheit seiner Behauptungen stützte sich nur auf die Vergangenheit und ihre Sünden. Dies Christenthum der Höhlen und Schluch-

ten verliert wie das Judenthum ſeine Berechtigung, wenn die Verfolgungen aufhören. Es iſt ſo gut wie der römiſche Glaube an die Heiligen und Märtyrer, eine überlieferte, aus der Vergangenheit hergebrachte Lehre. Von eigenthümlicher Bedeutung war für mich der Schluß der Rede. „Sie feiern da unten", ſprach Pietro, „den Tod des Herrn. Sie umhüllen ihn mit ſchwarzen Gewändern und umräuchern ſeine Leiche. Sie wiſſen nicht was ſie thun; wir aber wiſſen, daß er ihnen nicht verzeihen wird. Sie ſelber tödten den Herrn, denn ſie tödten ihn in Jedem von uns. Was ſie dem Geringſten unter uns thun, das thun ſie ihm, und ſo ſind ſie die Ungläubigen, die ihn alltäglich an's Kreuz ſchlagen, eine Schaar von Judas Iſchariots, die ihn ſtündlich verrathen und verkaufen. Herr, unſer Gott, wendeſt Du Dein Antlitz vom Schauplatz der Erde? Magſt Du die aufgeputzten Gräuel der Welt nicht ſehen? — Wende Dich zu uns, Herr, und führe uns nicht in die Verſuchung, zu glauben, Du könnteſt Dich in uns tödten laſſen, ohne wieder aufzuerſtehen! Amen!" — Ein kurzes Gebet folgte der Rede, dann hatte der Geiſtliche ſein Amt verſehen, hing ſein Feiertagsfell wieder auf und miſchte ſich unter die Brüder, die von neuem den heulenden Geſang begannen. Eine allgemeine Umarmung vertrat die Stelle des Segens. Dann war der Gottesdienſt beendigt, die Flaſche ging nochmals herum und Jeder ſuchte ſeinen Ausgang.

Wie ich mit Pirro auf der Höhe ſtand, ſah ich die wie im Winde zuſammengewehten Menſchen nach allen Seiten über die Felſen klettern oder den Niederungen zueilen, wo ſie der Wald

wieder aufnahm. Die kleine Gemeinde, wenn man dieſen Haufen Menſchen ſo nennen will, war nur ein Nebenzweig der größern waldenſiſchen Verbrüderung. — Was ächtes Chriſtenthum in ihnen iſt, muß der Welt zu Gute kommen, darf nicht im Winkel verkümmern! Das waren meine Gedanken, als ich neben meinem Gefährten die Höhle verließ.

Drittes Capitel.

Der Miſſionär.

Auf dem Rückwege wurde Pirro vertraulich; er erzählte von ſeinem früheren Leben. Die Geſchwiſter waren aus Savoyen hieher gewandert. Die Alten, Köhlersleute, hatten eine eigene Schürhütte gehabt. In den Kriegsunruhen war ihr Hab und Gut eine Beute der Verfolger geworden. Sie hatten ſich mit genauer Noth aus dem brennenden Meilergehöft gerettet und waren auf der Flucht elend umgekommen. Die beiden Kinder hatten das Wanderleben fortgeſetzt, von einem Meiler zum andern, um Unterkunft zu finden. So waren ſie heimathlos erwachſen. Der Burſch hatte keine Luſt zum Köhlergewerk; er ſchweifte Tags und Nachts in den Wäldern um; wenn die Noth drückend wurde, ging er heimlich auf Wild. In unſern Bergen hatten ſie endlich Halt gemacht und ſich die Hütte zuſammengeflickt. Pirro hielt ſich Karren und Eſel und führte den Krauthändlern am Abhange der Höhe ihre Frucht in die nächſten Ortſchaften zu Markt. Der Burſch hatte gerade ſo viel Pfiffigkeit, um ſich in der Welt durchzu-

helfen, und gerade so viel Trotz, um es der Welt nie Dank zu wissen, wenn sie ihn leben ließ. Ein Naturzustand der Art mag gerechtfertigt sein. Aber etwas mehr Bedürfnisse, leiblich wie geistig, etwas mehr Pflege des Gemüthes: und aus diesem Nomaden wird von selbst ein getreuer Ansiedler, der Sinn hat für Menschenglück, Sinn für Recht und Sitte. Mitten im Zufall der Dinge dieser Welt erkennt und fühlt er dann eine leitende Hand Gottes auch im Thun und Sein der Andern. — Ich hing meinen Missionsgedanken nach, während Pirro schwatzte.

Ein einfaches Mahl vereinigte uns mit Mormona oben auf dem Felsen in der bretternen Hütte. Sie hatte ihr bestes Geräth aufgeputzt und schaltete und schaffte mit der ganzen Innigkeit ihres stillen Wesens, dem der Grundzug einer klaren, tiefen Heiterkeit eigen war. Nur die Worte fehlten zu den Blicken ihres dunkelblauen Auges, nur die hörbare Musik zu den schönen Wellenlinien ihrer Bewegung, und ein fertiges Kunstgebilde aus Gottes Hand stand vor mir in der Unschuld der ersten Empfindung und mit dem Zauber jenes Lächelns, das nur verschwiegen vom Glück des Daseins weiß. Wie sie mit schüchterner Demuth das Wenige, das ihr Vorrath bot, zu reichen und die Gabe durch die Anmuth des Gebens zu erhöhen wußte, wie sie mit großer Entschiedenheit dem unwirschen Bruder zu begegnen, ihn zu beschwichtigen und dadurch zu beherrschen verstand: in alle dem entwickelte sie die sichere Weisheit einer unbewußten Kinderseele. Es war so viel Klugheit in ihrer Unschuld, und diese Klugheit wußte doch nichts von

ſich ſelber. In der Art, wie ſie den Bruder zu nehmen verſtand, lag eine feine, liſtige Ueberlegenheit. Sie lenkte ihn, indem ſie ihm ganz zu Willen war; ſie kam ſeinen Wünſchen, ſeinen Abſichten und Zwecken voraus, und hatte ihn unvermerkt in ihrer Hand. Es ſchien faſt, als könne ſie ihn betrügen, indem ſie ihn nur für den Augenblick befriedigte, und ſich ſo für manche Unbilden an ihm rächte. In dem langen Umgang mit Pirro hatte ſie ihm, nur um mit ihm fertig zu werden, ſeine Schwächen abgelauſcht und triumphirte über ihn wider Wiſſen und Wollen. Auf den bloßen Augenblick war Pirro's ganze Natur geſtellt. So hartnäckig ſein Trotz, ſo war er doch jedem neuen Eindruck, der ihm ſchmeichelte, unterworfen; man konnte ihn mit ſcheinbar dienlichen Mitteln von ſeinem Ziele ableiten. Mormona hatte in der Herrſchaft über den Bruder eine ſichere Meiſterſchaft erlangt. — Ich ſaß und ſann dieſem erſten Geſtalten menſchlicher Zuſtände nach. Ein Miſſionär, dacht' ich, muß klug ſein wie ſie, aber auch eben ſo einfach natürlich!

Nach der Mahlzeit lagerten wir uns auf den Decken, die Pirro auf den Boden breitete. Durch die loſen Fenſter zog ein ſcharfer Weſt; doch waren ſie hoch genug, um uns nicht, wenn wir am Boden ſaßen, dem Luftſtrom preiszugeben. Das ganze kleine Geräth der Wirthſchaft ſtand um uns; von oben lugte hier und da durch die Sparren des lockeren Gebäu's mit hellem Auge der Himmel herein. Es war, wie wir zwiſchen Melonen und Gurken, Kohlköpfen und Wurzeln Sieſta hielten, eine Idylle um uns her, wie man ſie wohl in

den Bildern jenes Baſſano und anderer venezianiſcher Meiſter ſieht. An hell geſcheuerten kupfernen Keſſeln, in deren Glanz und Widerſchein man die ganze Scene noch einmal im Kleinen ſieht, fehlte es freilich, aber nicht am Duft der Gemüſe, der unſer Mahl würzte. Der Bube mit dem ſtruppigen Haar, den geſchlitzten, halb ſchielenden Augen, Befangenheit und Pfiffigkeit ſeltſam gemiſcht, gutmüthig trotz der Tücke, und bei aller Nachluſt offen und ehrlich, — der Bube machte das Bild um mich her zur Bambocciade.

„Hört 'mal, Kamerad," unterbrach Pirro die Stille, „hab' da eine Entdeckung gemacht! An Eurer Büchſe iſt ein Wappen. Ich bin kein Kenner ſolcher Dinge, aber ich ſehe, daß man Euch doch wohl zu den vornehmen Leuten zählen muß. Iſt es Euer eigenes Gewehr, oder gehört es einem Herrn, in deſſen Dienſt Ihr ſeid?"

„Es iſt mein eigen Gewehr," ſagt' ich. „Ich ſchenk' es Dir; und wenn Du einmal in Noth biſt, ſo zeig' es in Santa Maria vor und man wird das Wappen ehren."

„Sie könnten freilich denken, ich hätte die Büchſe geſtohlen!"

„So laß Dich vor mich führen und ich will Dir helfen."

„Nun, ſo ſeid Ihr ein mächtiger Herr?"

„Wenigſtens in Dienſten eines ſolchen," lenkte ich ein.

„Sei es wie es ſei," rief Pirro, „es wäre ein hübſcher Zug von Euch, wenn Ihr Euch zu uns armem Volk in den Bergen hieltet. Ihr braucht kein Waldenſer zu werden, aber wenn Ihr Geſchmack an uns findet und Ihr ein Mann ſeid, der es ehrlich mit uns meint und uns nicht belügt, ſo bleiben wir im

Nothfall von Folter und Kerker verſchont. Nicht? Ihr ſolltet öfter kommen und uns heimſuchen bei unſerem Gottesdienſt und in unſeren Hütten. Hart Brot und ein Trunk Ziegenmilch, das iſt all' Eins bei uns, und wie wir uns ſelbſt bewirthen, ſo dienen wir auch dem Herrgott, ſchlecht und recht. Ihr brauchtet ja nicht viel Weſens davon zu machen, daß Ihr ein Wohlgefallen an uns hättet! Da unten triebet Ihr als römiſcher Chriſt Eure Sache nach wie vor; nur wäret Ihr gegen uns menſchlich, ließet uns — wenn's nicht anders ſein kann — durchprügeln, wenn Ihr uns im Walde auf falſcher Fährte ertapptet, aber uns nicht Zeitlebens einſperren, weil wir zu einfältig ſind, um Euern ſtolzen Glauben zu begreifen. Wir Burſche ſtänden Euch dann alleſammt zu Gebote, wenn Ihr uns da unten das Wort reden wolltet, und ich würde Euch in Fällen der Noth einen Haufen Kerle werben, deren Freund zu ſein Euch nie gereuen ſollte. Dann und wann freilich müßtet Ihr, wie geſagt, hier oben bei uns hauſen; ſonſt glaubten wir's nicht und dächten, Ihr meintet's nicht ehrlich. Mein Seel', wenn Ihr gute Kameradſchaft mit uns hieltet, ich könnt' Euch Bruder ſchelten, ſo lieb wollt' ich Euch haben!"

„Nun Freund," ſagt' ich, „da würd' ich nur daſſelbe Vertrauen von Euch fordern. Ihr müßt mitunter bei mir hauſen, und Du ſollſt mit mir auf die Jagd gehen und aufhören auf unrechter Fährte zu treiben. Das ehrliche Waidwerk nährt bei uns ſeinen Mann, und Du ſollſt zu Pferde ſitzen, ſtatt den Eſel zu treiben."

„Ja, wenn nur Eure — Schwarzröcke nicht wären!“

„Ich ſtehe für ſie ein,“ ſagt' ich zuverſichtlich.

„Ja, wer da trauen könnte!“ lachte Pirro. „Ich hab' da unten im Kloſter ein Paar alte, gute Freunde, denen ich das beſte Geflügel bringe. Sie ſegnen mich immer; aber wenn ſie wüßten, daß die Hand eines Ketzers ſie bediente, ſie würden mir Gift ſtatt ihren Segen geben. Neulich ſtreckte mir Einer das Crucifix vor. Ich bückte mich drüber hin, ſteckte aber die Zunge heraus, ſtatt das Holz zu küſſen. Er ſah es und hieb mit dem Kreuze auf mich ein, faßte mich am Genick und rief die Kloſterknechte. Mit genauer Noth entkam ich. Daß ich ihm geſtohlenes Wild bringe, das läßt er gut ſein, obſchon er darum weiß. Sobald ich aber nicht recht nach ſeiner Art den Anſtand habe, um mit dem Herrgott ſchön zu thun, wittert er gleich den Böſen in mir.“

„Wenn ich Euern Pfarrer, den langen Pietro, verhöhnt hätte, mein Freund: Ihr hättet mich nicht lebendig von Euch gelaſſen!“

Pirro gab das weder zu, noch mocht' er's leugnen. „Ich kann mit einem todten Gott nicht ſchön thun,“ ſagte er, „ich lobe mir einen lebendigen. Wir machen mit ihm überhaupt nicht ſo viel Umſtände, nicht ſo viel Weſens, wie Ihr mit Euern vielen Höflichkeitsbezeugungen, Euerm Knieen und Knixen, Euerm Flennen und Schluchzen. In Rom, ſagt der lange Pietro, feuern ſie ſogar mit Kanonen drein, wenn ſie beten wollen. Sie meinen, der alte Herr im Himmel ſei taub geworden. Der alte Gott iſt auch nicht ſo böſ' und finſter, daß

wir alle Zeit in Sack und Aſche vor ihm hinſtürzen müßten! Was ein ehrlicher Waldenſer iſt, der geht ſchlicht mit ſeinem Herrgott um, nimmt ihn ſozuſagen bei der Hand, ſchüttelt ſie ihm und ſagt: Lieber Herr, ſei gut mit uns, denn Du biſt ja doch der einzige brave Kerl im Lande!"

Mormona war vor mich hingetreten, als wollte ſie den Unwillen, der in mir aufſtieg, beſchwichtigen. Sie ſah zitternd zu mir auf und hob die Hände wie bittend in die Höhe.

„Ihr kennt den alten Gott ſehr ſchlecht, wenn Ihr ihn wie Euresgleichen behandelt!" rief ich mit einem ſtrafenden Ernſt, der mich plötzlich gegen Pirro überkam. „Ihr wollt keine Götter haben neben ihm, aber in Euerm Uebermuthe ſeid Ihr nicht mehr fähig, die Spuren ſeines Wandels auf Erden zu ſehen. Anders als in Zeichen ſpricht er ja nicht mit uns, Ihn ſelbſt ſchauen wir nicht. Sein Athem durchdringt die Welt, aber ſein Angeſicht bleibt uns Allen verhüllt. Die ganze Natur iſt der Schauplatz ſeines Wirkens, Alles um uns her iſt eine Kunde von ihm; warum ſollen wir ihn nicht in ſeinen Zeugen und Boten begrüßen? Selbſt am kleinſten Sandkorn iſt ſeine Heiligkeit zu ahnen und wir verſtehen ihn in ſeinen Wirkungen. Du aber, der Du ihm ſelbſt nahen willſt, thue zuvor den Staub von Deinen Füßen, ziehe die Schuhe ab, denn die Stätte iſt heilig. Du würdeſt erbeben und erblaſſen, wenn ſich der Herr in ſeiner ganzen Geſtalt Dir zeigen wollte! Unſere Religion giebt uns die Bedingungen an, uns ihm allmählich zu nähern. Du freilich ſiehſt auch in der Art, wie ſich Menſchen zu einander verhalten und aus dieſem Verhalten ein

Gewebe von Recht und Sitte machten, eitel Willkür, Zufall und Hinterliſt. Du biſt ein fahrloſer, heiterer Schelm, der Böſes und Gutes noch nicht ſcheiden lernte, wahren Schmerz und wahre Freude noch nicht kennt. Wohl iſt das Leben nicht um des Todes willen da; aber eine Religion, die dem Tode und den Schmerzen nichts abzugewinnen weiß, verſteht wohl ſehr wenig vom Leben der Menſchen und ihrem dunklen Drange. Auch die Natur ſtirbt ab, hat Schmerzen und trauert. Der Orkan reißt die Hütten nieder und ein wilder Dämon läßt nicht ab und iſt immer geſchäftig, die Saat des Guten zu zerſtören. Wir müßten, wenn wir nicht um den geſtorbenen Chriſtus trauerten, der Natur ein Todtenfeſt halten, damit ſich der Menſch mit ſeinen Schmerzen ein Genüge ſchaffte."

Mormona war am Boden niedergekniet, ſie hatte ihr Geſicht in beide Hände geſenkt. Mit weit aufgeriſſenen Augen ſtarrte mich Pirro an. Dann wälzte er ſich wieder auf ſeinem Lager zurecht und murmelte vom langen Pietro, der es doch beſſer wüßte, wie es mit dem Chriſtenthum der Römer ſtände. — Was ich ihm geſagt, ging freilich über ſein nächſtes Bedürfniß hinaus, deshalb verſtand er mein Chriſtenthum nicht. Ich aber glaubte das ſeinige zu verſtehen, ohne es für das alleinige Evangelium zu halten. „Eure Religion", ſagt' ich, „iſt in ihrem Urſprunge ſo heilig, wie jede. Nur ein Erleuchteter konnte den Gedanken faſſen, den Gottesdienſt wieder bis auf ſeine erſten Bedürfniſſe zurückzuführen. Euer einfacher Glaube iſt gültig, ſo lange Ihr ſelbſt die einfachen Geſchöpfe der Wüſte bleibt; Kindern genügt ein Kinderglaube."

„Nu, nu! Wir ſind nicht ſchlechter als Ihr," murrte Pirro.

„Die Erwachſenen ſind nicht beſſer, aber ihr Leben iſt voller, reicher geworden, die Kräfte haben ſich erweitert. Iſt der Zwieſpalt einmal eingetreten, vom Baume der Erkenntniß die Frucht gebrochen, die Sünde als die That des freien Willens in die Welt gekommen, ſo herrſchen gute Geiſter und Dämonen in wechſelvollem Spiel. Die Menſchenwelt, mein Freund, hat ſich wie die Natur entwickelt, ſtufenweiſe. Wer will das Pflanzenleben mißachten! Es iſt ſogar lieblicher, zarter, unſchuldsvoller als die nächſte Stufe der Entfaltung; aber dieſe nächſte Stufe, das Thierreich, iſt eine Entwickelung reicherer Kräfte, ſtärkerer Gewalten. Leidenſchaften ſind in ihr wach geworden, der Selbſtwille fängt an ſich frei zu machen und zum Bewußtſein über Bös und Gut iſt ein Schritt mehr gethan. Das römiſche Chriſtenthum iſt nur die reichere Entfaltung einer Summe von Wahrheiten und Bedürfniſſen. Euer waldenſiſches Chriſtenthum iſt eine Stufe für menſchliche Kindheit, Ihr ſeid Waiſen, die ſich trotzig gegen die Welt wehren und Niemand angehören wollen. Oder Euer Glaube müßte für eine Horde von Räubern ſein, die ihre Wildheit für berechtigt halten, die Welt alles Heiligen zu entkleiden und ihr abzutrotzen, was ſie nicht freiwillig giebt!"

Pirro lag ſtill am Boden, er ſchlief entweder, oder ſtellte ſich ſchlafen. Es hatte mir wohlgethan, mein Chriſtenthum vertheidigen zu müſſen. Ich glaubte jetzt erſt recht feſt an meinen Glauben, da ich die Weltregierung Gottes damit zu rechtfertigen hatte. Zugleich fühlte ich plötzlich, was unſerm

Chriſtenthum fehlt. Unſern Prieſtern fehlt es an dem lebendigen Geiſt, der am Pfingſttag ausgegoſſen iſt. Jene Erleuchtung, die wie mit hundert Zungen redet, in die Welt zieht und alle Völker gewinnt, kommt nicht mehr über die Stellvertreter und Boten Gottes.

Wie ich ſchwieg, war Mormona aufgeſtanden. Ihre Augen leuchteten mich ungewiß an.

„Sind ſie denn Alle da unten ſo mild?“ fragte ſie mit ſcheuer, zitternder Stimme.

„Die Menſchen, Mormona, haben immer verdorben, was urſprünglich rein war vor Gott.“

„Lehren das auch Eure Prieſter?“ fragte ſie nach einer Weile von neuem.

„Ich will es Dir lehren, Mormona, ich will Dein Prieſter ſein!“

Ich reichte ihr die Hand und ſie legte zögernd ihre Linke in die meinige, während ſie ihre Rechte an ſich preßte. Ihre Augenlider ſenkten ſich; aber ſie ward nicht roth, es zog vielmehr jene leiſe Bläſſe über ihr Antlitz, wie ſie mir am Heiligenfeſte erſchienen war, ſo durchſichtig hell, wie gelöſt von allen leiblichen Banden. Wie ich ihre Hand feſthielt, zuckte ſie in in ſich zuſammen und wandte ſich ab. Pirro regte ſich am Boden und wir traten auseinander. Die Dämmerung brach herein; Mormona verließ ſchweigend das Zimmer.

Ein ſanftes Feuer durchleuchtete mein Herz. Mitten im Dunkel ſah ich helle Geſtalten, lichte Schatten auf und niederſchweben, gute Genien, freundliche Abbilder meiner Seele,

denen nur noch die Sprache fehlte, um ihr Glück zu ermeſſen, noch zu ſcheu und ſchüchtern, noch zu ſehr von Furcht befangen, um ſchon den Traum in Wirklichkeit zu verwandeln. — Ich ſaß und lauſchte. Ihr leiſer Schritt ſchwebte wieder über den Balken, das Gewand rauſchte über den Boden hin. Ich zitterte heftig und doch wagte ich nicht mich zu regen. Wie gebannt ſaß ich auf der Stelle feſt und fühlte doch die Fähigkeit, meine Seele freier und ſelbſtändiger zu bewegen, von der Schwere des Körpers gelöſt und von einer wunderbaren Macht beflügelt. Ich fühlte Leib und Seele in mir getrennt und meinen Geiſt in einen lichteren Stoff gekleidet, in deſſen Hülle er ganz neu athmete. Es war mir, als ſtänd' ich oben unter dem Dach der Hütte, die ſich in einen Tempel Gottes verwandelt hatte, als kniete Mormona vor einem Altar, auf dem ſie ihr Herz darbringen wollte, und als wär' ich als Prieſter ihr links und rechts behülflich, ihr das Opfer zu erleichtern. Traum und Wirklichkeit liefen wirr durcheinander, und doch war ich mir des Wachens bewußt. Endlich ſchlief ich feſt und ſicher ein. Da war mir, als ſtieg' ich, dem kecken Gemſenjäger gleich, von Fels zu Fels. Immer reiner ward die ätheriſche Luft, immer leichter mein Schritt. Oben auf der Spitze, den Firſt der Bergwand entlang, ſchwebte eine flatternde Mädchengeſtalt. Ich jagte ihr nach, und wie ich ſie endlich am Saume ihres Gewandes erhaſchte, ſank ſie plötzlich mit lautem Schrei in meine Arme. Es war Mormona. Aber ſie ſah unendlich leidend aus, ihr helles Auge ſchien in Gram aufgelöſt. Wie ich ſie küßte, lächelte ſie ſchmerzlich und ich hätte vor geheimem

Weh vergehen mögen. Sie entwand ſich meinen Armen und ſchwebte wieder ungewiß in der Luft. Wie ſie ſinken wollte, ſchrie ich auf, denn ich war unfähig, ſie mit den Händen zu faſſen. Da rauſchte es wie mit Fittigen über ſie her, ein weiter Mantel umhüllte ſie von beiden Seiten, zwei Arme umſchloſſen rücklings ihren Leib, eine kräftige Geſtalt führte ſie auf Flügeln himmelwärts, und das dunkle Auge einer ernſten Frau blickte aus den Wolken auf mich herab. Ich weiß nicht, war es meine unglückliche Mutter oder die alte Waldenſerin, die Ahnmutter unſeres Hauſes, welche die Leidende an ihrer Hand hinauf in die Wohnungen der Seligen führte.

Mit dem heranbrechenden Morgenlicht ſchwanden die Geſtalten; aber ich wußte, daß ich wach war, als mich Pirro rief und zum Aufbruch gemahnte. Meine Miſſionsgedanken hatten ſeit jener Nacht das Ziel: Mormona um jeden Preis und gleichviel mit welchem Glauben und Bekenntniß mein zu nennen.

Pirro hatte raſch angeſchirrt und trieb mich mit geſchäftiger Eile fort. Ich wollte heim; er ging ſeinem Gewerbe nach. Der Strahl der Morgenſonne ragte noch nicht bis in die Schlucht hinab, aber umſäumte die Spitzen der Felſen und die bretterne Hütte, die wie ein Neſt zwiſchen den ſteilen Wänden hing. Mormona ſchlummerte noch; Engel Gottes breiteten die goldnen Flügel um das kleine Haus. Wir ſaßen auf, ohne ſie begrüßt zu haben.

„Alſo Ihr wollt wiederkommen?“ rief mir Pirro zu,

nachdem wir eine Zeitlang ſchweigend neben dem Eſel, ich hüben, er drüben, fortgeſchritten waren.

„Unter der Bedingung, daß Du nach Santa Maria kommſt," ſagt' ich.

„Nach Santa Maria!" wiederholte er. „So ſeid Ihr einer von den Leuten des alten geſtrengen Grafen, der ein waldenſiſch Mädchen zur Frau gehabt? Bei einer Jagd auf Wilddiebe hatte er ſie mit einem Rudel friſcher Burſche aufgefangen. Er gab den ganzen Haufen wieder los; dafür folgte ſie ihm wie eine getreue Magd in's Schloß. Und ſeitdem treibt kein Waldenſer mehr Dieberei im Gebiete von La Torre. Es giebt der Reviere noch ſonſt genug. Das arme waldenſiſche Kind ward aber doch wohl ein Opfer Eurer Prieſter von Gottes Gnaden. Sie ſagen, ſie ſei plötzlich geſtorben, noch vor meiner Zeit. Nun, ſie ermorden Keinen mehr in ſeiner heilen Haut; ſo grauſam iſt man nicht mehr. Aber wer weiß, ob die arme Ketzerin im alten Schloſſe drüben nicht noch im Verſteck lebt unter Martern und Foltern! Sie ſagen, es gehe im Schloſſe um. Vielleicht ſind es die ehrwürdigen Herren ſelber, die wie Vampyre umgehen und Seelen fordern!"

„Menſch, Du lügſt!" ſchrie ich auf. „Muß denn Alles in der Welt ein Gewebe von Lug und Trug ſein!"

„Meinetwegen," ſagte er, „ich bin gegen Geſpenſter aller Art gewaffnet." — Er zog ein Stilett aus dem Gürtel und ſteckte es ruhig wieder ein. — „Man ſagt," fügte er hinzu, „der junge Graf ſei ein ſehr finſterer Herr. Wird wohl in den

Händen der heiligen Männer Gottes sein. Vielleicht giebt's einmal wieder eine Waldenserhetze!"

Ich faßte ihn hart an der Brust. „Mensch!" sagt' ich, „Ihr wollt in den Bergen Euch rein halten von der Schlechtigkeit der Welt, und Euere Gedanken stecken voller Tücke, denn Ihr nährt Euch von der Lüge und der Argwohn hat Eure Herzen vergiftet."

„Meinetwegen!" sagte der Junge ganz gedankenlos. — „Ich will Euch aufsuchen in Santa Maria. Es wär' recht gut, wenn wir einen Freund da hätten. Wie erfragt man Euch?"

„Zeig' Dein Gewehr vor, und man wird Dich zu mir führen."

„Ehrlich und ohne Falsch?" sagte er, „topp!" — Ich schlug in seine Hand. — „Eure Büchse soll mich führen," setzte er hinzu. „Ihr Lauf ist gut und ich denke, mir entgeht nichts, wenn ich sie regiere. Schaut einmal dort das Eulennest im Geklüft! Seht Ihr's?"

Ich hatte den Punkt in der Felsenspalte mit den Augen kaum erfaßt, als der Schuß fiel, das Geflecht sich vom Steine löste und herabstürzte. — „Nun wißt Ihr wenigstens," sagte Pirro, „daß ich nicht der Kerl bin, den Ihr leichten Kaufes haben könnt." — Lachend zog er seines Weges fort. Wie er um die Felsenecke sammt Esel und Wagen verschwand, hörte ich ihn noch lange eine jener Weisen singen, die die Savoyarden zum Tanz der Murmelthiere spielen. — So lustig und so starrköpfig, so zutraulich und so argwöhnisch sind die Menschen im Gebirg.

Viertes Capitel.

Der Geiſt der Berge.

Mein Ausbleiben hatte in Santa Maria doch mehr Aufſehen erregt, als ich wünſchte. Ich hatte meine Sorgloſigkeit zu bereuen. Der Jägerburſch, den ich auf dem Markte von La Torre verabſchiedet, mußte geplaudert haben. Ich war zwei Nächte fortgeblieben und hatte Sorge erregt. Im Schloßhofe hielt Giacomo, der alte Haushofmeiſter, mit den Dienern hohen Rath. Sie waren zu einem Streifzuge in die Berge gerüſtet, als ich plötzlich unter ſie trat. Die ſtaunende Freude verwandelte ſich in Scheu und Angſt, als ſie mich, obſchon mit heiler Haut, doch waffenlos vor ſich ſahen. Mein verworrener Anzug war Zeuge meines Verkehrs mit der Wildniß. Ich gebot dem Alten, die Diener zu beſchwichtigen, und legte Allen Stillſchweigen auf. Giacomo, in der Freude mich wiederzuſehen, gelobte der Mutter Gottes in der nächſten Dorfkirche ein neues Gewand ſammt Schleppe und Gürtel. Dabei lief es doch wie Furcht und Entſetzen über ſein altes, mürbes Geſicht. „Gelobt ſei Jeſus Maria!“ ſagte er, mich argwöhniſch muſternd, „glaubt'

ich doch, der Geiſt der Berge müßte über uns gekommen ſein' Die alte Waldenſerin iſt auch wieder erſchienen!"

„Mir auch!" ſagte ich, „dieſe Nacht im Traume, oben in der Hütte, wo ich gaſtlich übernachtete. Sie trat im blauen Sternenmantel, wie die Mutter Gottes, vor mich hin; ein ernſter, aber ſeliger Geiſt, der längſt im Himmel ſeinen Frieden gefunden. Und ich gelobte ihr, auch auf Erden Frieden zu ſtiften, damit das Leben der Menſchen ein Schauplatz brüderlicher Liebe werde!"

Die Diener murmelten und ſprachen von einer andern Geſtalt, die im Schloſſe erſchienen ſein ſollte. „Haſt Du ſie geſehen?" fuhr ich auf, „oder Du? oder wer? — Wer will mit mir wachen im Schloſſe, damit der Geiſt uns Rede ſtehe?" — Niemand regte ſich. — „So ſeid Ihr, kindiſches Volk! Zu prüfen, wie Männern ziemt, wagt Keiner, und ſo bleibt Ihr Alle, wie Weiber und Kinder, in Euerm Glauben Narren und Sklaven. Eure Feigheit trägt die Schuld, wenn Hirngeſpinnſte mit der alten Schreckensmacht uns beherrſchen. Es gilt Euch ein Kleines, ſelbſt ein Menſchenleben Euerm Wahne zu opfern. Ihr ſelbſt ſeid es, die Ihr als Geſpenſter und als Gehäuſe des Aberglaubens umgeht bei hellem Tage! Euer Wahn iſt blutgierig, Euer finſterer Glaube iſt unſelig, nicht die gequälte Seele der Ahnfrau, die von Euern Miſſethaten im Schooße Gottes ausruht. Aber es ſoll anders werden auf Santa Maria, ſo wahr ich hier einſt Herr bin! Die Freude ſoll einkehren in unſern Mauern, die Menſchenliebe ihren Sitz

bei uns aufſchlagen. Das ſoll die Sühne ſein für die Frevel, die wir an den Brüdern in den Bergen verübt!“

Die Diener ſchlichen bei Seite. Giacomo bekreuzte ſich und ſah mit ſeiner weisheitsvollen Wehmuth auf mich herab. Mit dieſer frommen, gutmüthigen und weichen Seele war er doch der harte Kerkermeiſter meiner Mutter geweſen.

Es drängte mich, das Bild der Verewigten zu ſehen, das man im alten Schloßflügel in den verfehmten Zimmern vor Jedermann verbarg. Mein Vater beging das Oſterfeſt in Rom; ich hatte bis zu ſeiner Rückkehr noch einige Tage Spielraum. Ich wollte ſie benutzen. Im großen Ahnenſaale fehlte auch das Bild der alten Waldenſerin. Ich brachte den Haushofmeiſter darauf, von dem Gemälde zu ſprechen, obwohl ich längſt wußte, welche Bewandtniß es damit hatte. In den letzten Tagen ihres Lebens hatte meine Mutter es vor ihr Bett bringen laſſen. Es war der Wunſch einer Sterbenden geweſen, man hatte ihr willfahren müſſen. Seitdem war es nicht wieder in die Reihe der Familienbilder aufgenommen. Giacomo zitterte, als ich in ihn drang, mir die Schlüſſel zu geben, die zu dem verbotenen Flügel des Schloſſes führten. „Um des Herrn und Heilandes willen! Dort iſt alles Unglück des Hauſes bei Seite geräumt!“ flehte er dringend.

„Ja,“ ſagte ich, „was Ihr das Unglück des Hauſes nennt, das haltet Ihr wie einen peſtartigen Stoff fern, als läge die Anſteckung in der körperlichen Berührung! Ich ſage Dir, ſie liegt in der Luft, die Alles durchdringt, und die Niemand abſchließt.“ — Der Alte rang die Hände. — „Du machſt meinen

Argwohn rege. Oeffne! Der Sohn will die Stätte betreten, wo seine Mutter ein Opfer Eures Wahnes wurde. Eile, Dein zukünftiger Herr befiehlt!“

Gegen meinen Zorn, gegen die Erinnerung an die Unbill, die der Verstorbenen widerfuhr, war der Alte nicht gewaffnet; er holte die Schlüssel aus einem geheimen Wandschranke im Zimmer meines Vaters. Ich entriß sie ihm und ging. Seiner Verschwiegenheit konnte ich sicher sein; ich wußte, daß er, wie ich selbst, gegen das Verbot meines Vaters handelte. Ich eilte den langen Gang hinunter, der zu den verlassenen Zimmern führte. Es war heller Mittag, aber ich trat in einen völlig dunkeln Raum. Ich stieß die Läden von den Fenstern. Der frische Luftzug wirbelte Staub auf, die vergilbten Vorhänge zitterten, die alten Tapeten rauschten, die dumpfe Luft und der Geruch des Moders beengten meine Brust. Es war ein Vorgemach, in dem ich stand. Ich tappte weiter und öffnete. Erst im dritten Zimmer stand das Bett der Entschlafenen mit Stuhl und Tisch und all' der Umgebung ihrer letzten Augenblicke. Hier war sie gestorben; hier hatte ein freies Herz, verkannt und verschmäht, unter dumpfen Banden ausgeathmet; eine frische Alpenrose war hier in der schwülen Luft der Menschenwelt so rasch verwelkt! Ich sank in meine Kniee; der Schmerz überwältigte mich. Ich lag am Boden, ich weinte, aber gelobte eine Rache, über die alle seligen Geister im Himmel frohlocken sollten. Labte sich mein Herz doch an einem frischen Quell der Liebe, konnte ich doch im Glück einer nahen Zukunft schwelgen!

In der Nische hing das Brustbild der Mutter; ein lachen-

der Mädchenkopf mit flatternden Locken, eine ſpielende Heiterkeit im dunkelblauen Auge. Sie blickte in der Friſche des erſten Frühlings, in der Luſt am ſchönen Leben, in der neckenden Freundlichkeit der erſten Jugendliebe ſo hell und keck in die weite Welt, die ſich ihr ſo bald eng und düſter verſchloß. Und hier, ſo dicht neben ihrer blühenden Geſtalt, das Bett und die traurigen Zeugen eines kummervollen Todes! Dem Bett gegenüber, den feſten Blick mir zugewendet, hing das Bild der waldenſiſchen Ahnfrau, in ganzer Geſtalt, in aufrechter Haltung, in der ſteifen, ſtolzen Tracht einer Dame des Hauſes von ehedem. Sie war es, die mir in der Nacht erſchien, als ich im Traume meine Hand nach Mormona ausſtreckte; nur war damals ihre Stirn mit einem hellen Schein umzogen, der Mantel der Königin des Himmels breitete ſich um ihre Schultern. — Was wollte mir dies dunkelblaue Auge ſagen? Blickte es ſtrafend herunter oder warnend? Dieſe Züge waren ſo lebendig, dieſe weiße Hand ſtreckte ſich ſo frei heraus, als wollte die ganze Geſtalt aus dem Rahmen ſteigen und mich erfaſſen. Plötzlich war mir's, als liefen die Züge der Ahnfrau, die Züge der Mutter, die Züge Mormona's durcheinander. Daſſelbe dunkelblaue Auge, daſſelbe lichtbraune Haar und der ſchelmiſche Zug der ſanft geſchwellten Lippen! War es immer nur, nach Zeit und Alter wechſelnd, dieſelbe Geſtalt geweſen, die den Söhnen meines Hauſes erſchienen war? Seltſames Spiel des Zufalls! — Ein wirrer Nebelſchleier zog ſich um meine Sinne, um meine Gedanken zuſammen.

Ein Geräuſch hinter mir ſchreckte mich auf. Es war Giacomo, der mir nachgeſchlichen.

„Menſchen!“ rief ich, „ſeht hier die Opfer Eures Irrthums! Ihr waret Alle Mörder aus frommem Wahn! Aber ich will den Fluch, den Ihr über Euch ſelbſt verhängt, in Segen wandeln, ich will die Schmach vom Hauſe nehmen, die Gräuel Eures Glaubens beenden. Die Liebe regiere auf Erden, der Haß ſei getilgt!“

Der Alte kniete auf der Schwelle und betete eifrig, vielleicht für mein Seelenwohl. Ich verließ mit ſtummer Scheu die Räume, in denen meine Mutter ſtarb.

„Wer war um die Sterbende?“ fragte ich Giacomo, als wir die Gemächer ſchloſſen.

„Eine Dienerin, die nicht mehr lebt,“ ſagte der Alte. „Dieſe hatte in der Angſt der Seele den Prieſter kommen laſſen; aber als er der Leidenden das Allerheiligſte reichen wollte, ward er mit Unwillen wieder abgewieſen. Die Sterbende wollte das Kreuz nicht küſſen, das er ihr hinhielt.“

„Sie trug ſchwer genug an dem Kreuze, das Ihr über ſie verhängtet!“

„Sie wollte auch zu keinem Heiligen beten! Heilige Mutter Gottes, bitt' für ſie!“

„Sie betete“, unterbrach ich ihn, „zu der Heiligen ihrer eigenen Wahl. Darum ließ ſie ſich das Bild der Ahnmutter kommen, in deren ſtarken und feſten Blicken ſie Troſt ſuchte.“

„Sie iſt ohne Segen, ohne die letzte Oelung geſtorben!“ ſagte Giacomo.

„Ohne den Leib des Herrn, ich weiß. Vielleicht bedurfte ſie ſeines Leibes weniger, weil ſein Geiſt ſie erfüllte und ihr Muth gab, der ſchnöden Welt zu trotzen. O, Ihr Verblendeten! Ihr nanntet es Verbrechen, daß ſie ſich nicht zum Gekreuzigten wandte, und Ihr wußtet nicht, wie tief und ſtill ſie ihn im Herzen trug.“

„Die Heiligen wollen ihr jenſeits gnädig ſein!“ flüſterte der Alte und ſah mich betäubt und verworren an. —

Um die Todten kümmerte ich mich nicht ferner: die Lebenden verlangten meine Sorge. Es trieb mich eine dunkle Regung, der Herkunft meiner Mutter nachzuforſchen. Ich wußte ſelbſt nicht warum, aber es war ja möglich, daß die Aehnlichkeit der Züge in einer nahen Blutsverwandtſchaft ihren Grund hatte. Oder war dieſe ganze Entdeckung nur ein Blendwerk meiner aufgeregten Sinne? — Ich eilte zum Kloſtermeier im nahen Walde. Er war früher um die Perſon meines Vaters geweſen, hatte ſeine Jugend mit ihm verlebt, war eingeweiht in ſeine Verhältniſſe. Soviel er wußte, hatte die Verſtorbene keinen Anhang mehr in den Bergen. Ihre drei Brüder, da ſie ſich nicht zum römiſchen Glauben bekehren wollten, waren mit einem Jahrgehalte nach Genua verwieſen, hatten aber, unter Androhung der Inquiſition, ſchwören müſſen, unſer Gebiet nicht wieder zu betreten. Die Republik brauchte Soldaten gegen das aufrühreriſche Corſica. Die drei Waldenſer nahmen Seedienſte, wurden aber von den Corſen gefangen und waren, als Genua mit franzöſiſcher Hülfe wieder Beſitz von der Inſel nahm, entweder in den blutigen Wirren

umgekommen, oder mit dem abenteuernden König Theodor geflüchtet. Für den Fall, daß sie noch lebten und sich meldeten, lag die für sie ausgesetzte Summe in den Händen des Pater Rector im Collegium zu Genua bereit. Keiner von ihnen hatte in der Heimath Nachkommen gehabt.

Mein Plan stand fest, um mich Mormona's zu bemächtigen. Mein Herz duldete sie nicht länger in der Wildniß der Berge. Ich eilte von Genua, wo ich mir diese Kunde verschafft hatte, zum Klostermeier zurück; ich that sehr zuversichtlich, als wär' es meinen Nachforschungen gelungen, über die Abkunft meiner Mutter Aufschluß zu erhalten. „Die drei Brüder", sagte ich ihm, „waren nicht die einzigen Anverwandten." — Der Alte staunte, aber schien gläubig, wie ich ihm von zwei weitläufig verwandten Sprößlingen aus Savoyen erzählte, die in unsern Bergen hausten. Auf meinen Streifereien, sagte ich ihm, hätt' ich sie ausfindig gemacht, und gedächte sie nicht ferner sich selbst zu überlassen. Der Alte wehklagte, daß das Gewebe eines schicksalvollen Zusammenhanges des Hauses mit den Ketzern dort oben unauflöslich sei. Und wenn alle die verwaisten Kinder in den Bergen, rief ich, zur Sippschaft der Mutter gehörten, so wolle ich es unternehmen, ihnen wohlzuthun und sie als Brüder anzuerkennen. Gott sei ein Gott der Liebe und kein Gott des Zornes; die Heiligen würden mit mir sein, um die verlorenen Schafe zur Heerde des Herrn zu versammeln. — Ich wendete mich ab; mein glühendes Antlitz war der Verräther meiner Lüge. Aber die List gelang; der Alte bot willig die Hand, räumte in der Meierei ein entlegenes Zimmer ein

und war des Beſuches, den ich ihm zuführen wollte, gewärtig. „Ein einfach gutes Kind," ſagte ich ihm, „ein Mädchen, fromm und ſtill, und ein wilder Burſche, der ſich nicht einzäunen läßt und gern im freien Walde herumſchwärmt!" Der Kloſtermeier gelobte Verſchwiegenheit, denn weder der Vater, noch die Sprößlinge ſelbſt dürften vorläufig wiſſen, in welcher Beziehung ſie zum Hauſe La Torre ſtänden.

Ich athmete frei, als ich wieder auffaß und der alte Meier mir ſeinen Segen nachrief. „Der Geiſt des Unheils komme nicht über Euch!" ſagte er und hob die Hand gen Himmel. Ich lachte und frohlockte im Innern meines Herzens. Wohl war der Geiſt der Berge über mich gekommen, aber dieſer Geiſt war ein Genius im Feierkleide, ein Engel, der einen neuen Frühling vom Paradieſe brachte.

In Santa Maria hört' ich, ein wilder Junge habe ſich vor kurzem gemeldet, ſich zum Stallmeiſter führen laſſen, aber dieſem geſagt, er ſuche Jemand anders. Er wußte keinen Namen anzugeben, aber zeigte eine Büchſe vor, mit dem Wappen des Hauſes. „Es war Eure Büchſe, Herr! Wir verweigerten ſie ihm, als er ſie wiederforderte. Wie er hörte, es ſei das Gewehr, das Ihr jüngſt von der Jagd nicht wieder heimgebracht, erſchrak er heftig, entriß uns die Waffe und ſprang mit der Schnelligkeit eines Raubthiers über den Graben. Die Hunde ſetzten ihm nach; wir konnten ihn nicht erreichen, ſeine Spur verlor ſich im Walde."

„Pirro!" rief ich. — „Kommt er wieder, ſo haltet ihn gut, er iſt mein Freund."

„Wohl gar der Vetter?“ flüsterte mir der Kloſtermeier mit allen Zeichen des Schreckens in's Ohr.

Ich dachte dem nicht weiter nach und eilte fort. Bald ſtand ich in den Bergen und fand die Schlucht, die zur Hütte führte. Eine Geſtalt ſprang mir zur Seite aus dem Dickicht hervor; es war Pirro. Er hing drüben am Felſen, der Waldbach brauſte zwiſchen uns. „Laßt ab von dieſem Pfade!“ ſchrie er mir zu, „ein Graf La Torre wandelt hier auf falſcher Fährte!“

„Pirro,“ rief ich, „biſt Du's, Freund?“

„Freund?“ lachte er zornig und ſchlug an's Gewehr, ließ es aber raſch wieder ſinken. „Meidet die Waldenſer! Unſre Kugeln ſind ſchneller, als Eure Schloßhunde. Ich warne Euch, hier iſt Euer Gebiet zu Ende.“

„Höre mich, Pirro, es war ein Mißverſtändniß; komm mit mir zurück nach Santa Maria, ſie werden ihr Unrecht an Dir vergüten!“

„Lüge, alles Lüge, wie Ihr ſelbſt!“ ſchrie er wild. „Hütet Euch vor Eurer eignen Waffe!“

Der Gießbach ſchäumte. Pirro's Worte verrauſchten im Getoſe der Fluthen. Ich ſtreckte die Hand nach ihm aus, da er meine Stimme nicht hörte. Er hob drohend die Fauſt und verſchwand.

Ich hoffte ihn oben zu finden, ihm Alles aufklären, ihn begütigen zu können, und ſetzte meinen Weg fort. Noch eine Stunde und ich war am Ziele.

Wie ich an der Bergwand hielt, auf deren Höhe die Hütte

ſtand, gab ich das mir vertraute Zeichen. Mormona erſchien auf der Platte. Ich rief ihr zu; ſie antwortete nicht; aber wie ich das Maulthier in die Grotte zog und die Stufen im Felſen hinanſtieg, öffnete ſich oben der Deckel, der den einzigen Zugang auf die Höhe möglich machte. Ich ſprang hinauf und umfaßte das Mädchen mit beiden Händen. Sie entwand ſich meinen Armen und ſah mich ungewiß an. „Pirro iſt nicht hier!“ ſagte ſie zögernd.

„Ich weiß,“ war meine Erwiederung, „ich will ihn hier erwarten. Oder bin ich Euer Gaſtfreund nicht mehr?“

Sie blickte beſchämt zu Boden und trat langſam zurück.

„Mormona,“ rief ich, „willſt Du Dich von mir wenden, weil ſich zwiſchen mich und Pirro ein Irrthum drängte? Was die Menſchen da unten zu Haß und Tücke treibt, was die Religion der Prieſter in einen düſtern Fanatismus verwandelt, regt ſich das nun auch bei Euch, unter den freien Kindern der Natur, wo der Menſch offen zum Menſchen tritt? Bin ich Dir plötzlich fremd geworden, Mormona?“

Sie fand kein Wort der Erwiederung, ſie zitterte bang in ſich zuſammen; ſie wollte fliehen und hatte mir doch den Eingang geſtattet. Sie wußte nicht, was ſie wollte, indem ſie mich den ſchmahlen Pfad an der Felſenwand hinführte und dann an der Schwelle der Hütte doch wieder ſtillſtand. Mir zur Linken lief der ſchaurige Abgrund in die Tiefe und rechts, an die ſteile Wand gelehnt, hielt mich die kleine Hand des zitternden Mädchens.

Endlich trat ſie in die Thür, und wir ſtanden an dem trau-

lichen Heerde. „Mormona," ſagt' ich, „unter dieſes Dach ſollt' ich nicht mehr treten, wo ich den wichtigſten Lebenstraum geträumt, den ich zur Wirklichkeit machen will? Ich bin Einer jener La Torre, in deren Adern waldenſiſch Blut fließt. Ein alter Zauber treibt uns in die Wildniß und unſer Herz ſucht nach dem reinen Thau des Himmels aus Gottes Hand. Der alte Glaubenshaß, den die Prieſter gelehrt, will ſeine Sühne. Der Ahnherr ſündigte gegen die Ahnmutter des Hauſes und der Zwieſpalt des alten Irrwahns lief bis auf unſere Tage herab. Mein Vater hielt ſeine Gattin, die ihm aus den Bergen gefolgt, für verloren, weil ſie Gott in einer andern Weiſe angeredet. Mormona, was die Väter gefrevelt, ich bin berufen es zu ſühnen! Hier, wo Du hinknieteſt, um auf mein Wort zu lauſchen, ob ich die Grauſamkeit der Prieſter theilte, hier hab' ich im Stillen gelobt, zwiſchen Deinem und meinem Glauben einen Friedensbund zu ſtiften. Und Nachts ſtiegen gute Geiſter in meinen Traum, mein Thun zu ſegnen. Mormona, im Namen jener Waldenſerinnen meines Hauſes, Du ſollſt mir die Hand zum Bunde reichen. Laß uns treu aneinander halten, um die Welt vom Wahne zu befreien, laß uns Verſchworene ſein, die das heilige Werk vollführen, daß der Menſch nicht mehr den Menſchen um ſeines Glaubens willen verflucht! Gott verſteht jede Sprache des Herzens; er verwirft weder die lallende Zunge der kindlichen Völker, noch die zitternde Stimme eines altgewordenen Jahrhunderts. In ſeinen Geheimniſſen forſcht die Menſchheit bis in alle Ewigkeit. jedes Alter, jede Stufe des Lebens, Kind, Jüngling, Mann

und Greis, jedes Volk, jedes Land, jeder Himmelsſtrich ſucht und findet ſeinen Gott; und der große Geiſt, auf den alle Abbilder der Menſchen deuten, bleibt nur ſich ſelbſt ewig derſelbe, während die Vorſtellungen, die ſich die Menſchen von ihm machen, wechſeln. Wer darf ſagen, er habe den alleinigen Gott Himmels und der Erde gefunden? Und wer es wähnt und glaubt und dem Bruder flucht, der zum ewigen Weſen in anderer Weiſe betet, dem iſt der gute Geiſt, Gott ſelbſt, der die Liebe iſt, gewiß am fernſten. Mormona, heilig biſt Du mir und unantaſtbar bleibe mir Dein Glaube! Nur Dein Herz will ich, freilich Dein Selbſt, und ohne Deinen Glauben biſt Du nicht denkbar. Aber wie dem auch ſei; ich glaube an die Macht der Liebe und will Dein Herz, Deine Hand. Ihr wollt nichts hören von Schwur und Eid, Ihr ſeid zu oft getäuſcht von den ränkevollen Menſchen; ſo gelobe ich mir ſelbſt, im Namen Gottes zum Heil der Welt, ewige Treue Dir und meinem Verſöhnungswerk."

Sie ſah zu mir auf und erhob willenlos und wie im Traum ihre Hand, als ich meine Rechte gen Himmel hielt. Dann zitterte ſie heftig, ihre ganze Geſtalt drohte zuſammenzuſinken und weinend ſtürzte ſie an meine Bruſt. Sie wollte nicht mehr frei ſein, nicht mehr unabhängig; mit dem Argwohn erſtarb in ihr auch jede Kraft des ſelbſtändigen Willens. Mir anzugehören war das einzige Gefühl, das alle Schleuſen ihres Innern durchbrach. Ihrem Volke zu leben hatte ich ihr gelobt, und dafür gewann ich ſie ſelbſt zu eigen.

Wir ſaßen ſtill beiſammen, ganz verſunken in das heilige

Glück, uns als zuſammengehörig zu fühlen. Es gab für uns keine Vergangenheit mit ihrem Fluch, keine Zukunft mit ihren Drohungen. Wie ich daran gemahnte, es ſei mein Plan, ſie bald als meinen Beſitz, als meinen Raub davonzutragen, fand ſie kein Wort der Erwiederung; ſie lächelte, als ſchwanke ihr Herz zwiſchen Glauben und Unglauben. Im Rauſch der ſtummen Seligkeit fuhren Stunden auf ihren Schwingen über uns hin.

Plötzlich ſchreckte Mormona aus meinen Armen auf. „Pirro!“ rief ſie. Ihr ſcharfes Ohr glaubte ſein Zeichen, ſeine Stimme zu vernehmen. Sie ſtürzte an's Fenſter, an die Thür, dann wieder zurück. — „Sei ruhig, Mormona,“ ſagt' ich ihr, „ich beſchwichtige ihn!“

„Er iſt wild in ſeinem Zorn,“ rief ſie, „er glaubt ſich verhöhnt, verrathen, er ſieht nur den römiſchen Chriſten in Euch, und das Blut der gemarterten Brüder ſchäumt in ihm auf, geräth ſein Haß in Gährung.“

„Er komme! Ich will ihm Rede ſtehen,“ ſagt' ich.

Sie ſtand unſchlüſſig, ob ſie ihm öffnen ſollte. Einen zweiten Einlaß gab es nicht. Wenn ſie den Querbalken, der die Fallthür an der Stiege ſperrte, nicht zurückſchob, ſo war der Zugang unmöglich. Der Fels, auf dem die Hütte ſtand, lief nach allen Seiten ſteil hinab, nicht eine Gemſe konnte ihn erklimmen.

Heftige Schläge gegen den Deckel über der Höhlung der Felſentreppe meldeten jetzt wiederholt Pirro's Begehren zum Eintritt. Das ſonſt ſo ſtarke Mädchen rang die Hände und drückte ihr Geſicht in's Tuch; aber plötzlich ſchüttelte ſie die Haarflechten von der Stirn zurück und ſchien gefaßt. Ein

ſtrahlendes Feuer ſtrömte aus ihren Augen; ihre Nerven, ihre Muskeln waren geſpannt, ihre ganze Geſtalt entwickelte ſich zur Heldin. — „Er weiß, daß Du hier biſt," ſagte ſie, „das Maulthier in der Höhle verrieth Dich, — und ich werde Dich nicht verleugnen!" ſetzte ſie ſtolz und entſchloſſen hinzu.

Die Beſorgniß, die ſie vor Pirro's Wuth gezeigt, war jetzt auf mich übergegangen. Da fiel draußen ein dumpfer Schuß. Mormona ſtürzte hinaus. Der Deckel der Fallthür über der Treppe war geſprengt. Mit wildem Geſchrei, von der Gewalt der Anſtrengung erhitzt, war Pirro hinaufgeſprungen, Wuth und Empörung ſchnaubend ſtand er vor uns auf der Platte und ſtreckte drohend ſeinen Arm in die Höhe. Gefahr für ſie fürchtend, war ich Mormona nachgeeilt. Sie ſchwebte auf dem ſchmahlen Rande, der an der Felſenwand und dicht am Abgrund hinlief. Es konnte kein Zweiter vorbei, wenn ſie den Pfad beſetzt hielt. So ſtand ſie zwiſchen ihm und mir, Beide mit den Händen abwehrend.

„Wo iſt der Verräther? Alles iſt Lug und Trug!" ſchrie Pirro wie vom Wahnſinn befallen. — Wie er vordringen wollte, machte ſie Miene, ihn in die Tiefe hinabzudrücken. — „Verrätheriſcher La Torre! Denkſt Du ſtatt Gemſen waldenſiſche Mädchen zu erjagen? Soll Eurem Todtendienſt ein neues Opfer fallen? Ich habe Dir gelobt, Dich mit Deiner eigenen Waffe zu treffen. Nimm die Kugel hin als Gegengeſchenk!"

Mormona ſchrie vor Entſetzen auf, als er den Hahn ſpannte. Ihre Bewegung, um den Lauf der Büchſe in die Höhe zu ſchnellen, mißglückte, ſie glitt zu Boden, der Schuß fiel unge-

hindert. Ich ſah den Blitz kaum. Getroffen, erſchüttert, wankte ich einen Augenblick zurück, raffte mich wieder zuſammen und ſah, wie Mormona ſich mit wilder Gewalt auf den Bruder ſtürzte, wie ſie mit ihm in wilder Verzweiflung rang. „Mörder, Du!“ hörte ich ihre Stimme rufen.

„Hinab mit ſeinem Leib in den Schlund!“ rief Pirro, „mag er am Felſengezack hängen bleiben, für Geier ein langſamer Fraß!“

Sie griff wild in ſein Haar, hing ſich mit Löwenſtärke an ſeine ſtruppigen Mähnen und ſchleuderte ihn rückwärts nieder.

„Wie!“ ſchrie er, „Du willſt ihn ſchützen?“

„Dir fluchen will ich, Dich verderben, rührſt Du ſeinen Leib an! Ja, ich will ihn ſchützen, denn ich liebe ihn; ich werde ihn ewig ſchützen und lieben, denn ich will ſein Weib ſein!“

Sie ſtand wie ein Racheengel vor ihm, wie einer Judith glühte ihr das Geſicht, zuckten ihre Muskeln. Pirro ſtarrte ſie an. Er taumelte zurück wie ein Nachtwandler, der plötzlich an ſich ſelber irre wird. Weinend und heulend brach er zuſammen. Die Büchſe entfiel ſeiner Hand. Ich hörte ſie ſtürzen von Felſen zu Felſen bis tief unten in die Schlucht; ſie ſtürzte ſtatt meiner. Es war der letzte Laut, den ich hörte. Von alle dem ein thatenloſer Zeuge, lag ich gebrochen da. Wie ſich mir jetzt das Auge verfinſterte, ſah ich noch Mormona's Antlitz durch die Wolke ſchimmern, die meine Stirn umzog. Ich trank noch den Athem ihres Mundes, fühlte ihre brennende Lippe auf meiner Stirn; dann ſank ich zurück und Alles um mich her war ſtill.

Fünftes Capitel.

Mormona-Maria.

Wie ich aus der Betäubung erwachte, lag ich auf weiches Moos gebettet; ein Oelbaum breitete ſeinen grauen Schatten über mich her. Mormona kniete vor mir. Sie hatte ihr Tuch vom Buſen gelöſt und ſuchte meine Wunde von neuem zu verbinden. Sie beug ſich auf meine Bruſt und ſog das Blut mit ſanften Zügen in ſich. Der brennendſte Schmerz und die ſüßeſte Empfindung miſchten ſich zu einem namenloſen Entzücken, eine wunderbare Seligkeit rieſelte durch meine ſchwindenden Lebensgeiſter. Sie hatte mich, Mormona mit Pirro's Hülfe, vom Felſen heruntergeſchleppt, auf das Maulthier gehoben und ſo eine Strecke weit fortgeſchafft, um mich ärztlicher Hülfe zuzuführen. Aber die Bewegung hatte den Blutergus erneut; in der Niederung ward Halt gemacht.

Aus Mormona's glühendem Antlitz ſprachen der Muth und die Tapferkeit der unternehmenden Liebe, aber zugleich die irre Angſt der tiefen Bekümmerniß. In dieſer Rathloſigkeit und die Gefahr der Wunde nicht erkennend, hatte ſie mich der

Ruhe in der Hütte entzogen und damit wider Willen meinen Zuſtand verſchlimmert. Der wilde Pirro kauerte bleich und entſtellt zu meinen Füßen; ſeine Wuth war in ihr Gegentheil, in Furcht und Reue, verwandelt. Wie ſie das Tuch von neuem um meine Bruſt geknüpft hatte, ſtand ſie auf und herrſchte ihm Befehle zu. Ich verſtand ihre Worte nicht, ich ſah nur ihre zürnende Bewegung, die Grazien des holden Kindes waren in Furien verwandelt, und der Unglückliche, der in Raſerei eine That verübt, die er nun ſelbſt bedauerte, lief in Angſt geſchäftig und winſelnd hin und her. Er brachte friſches Quellwaſſer herbei und Mormona benetzte damit meine Wunde, mir den brennenden Schmerz lindernd. Ich hatte nur ein ſchwaches Lächeln für die Wohlthat der geliebten Hand. So ſahen wir uns ſchweigend an, drei auf den Tod verbündete Gefährten. Pirro kniete tief in Demuth nieder, den ſcheuen Blick auf das zürnende Mädchen gerichtet. Er umfaßte meine Kniee; ſie ſtieß ihn zurück, und wie er nicht weichen wollte, ergriff ſie die Stange, die den Tragkorb des Maulthiers hielt, und ſetzte ſie ihm wie eine Keule auf die Bruſt. Es war mir, als müßte ich Gnade rufen, aber der Laut erſtarb im Gefühl des erneuten Schmerzes, und ich ſank wieder zurück in Betäubung.

Der Marſch ward dann mit Mühe fortgeſetzt. Pirro hatte Hülfe herbeigeholt, auf einer Tragbahre ward ich nach der Meierei gebracht. Sie lag näher als das Schloß, und es dunkelte bereits, als wir anlangten. In demſelben kleinen Zimmer des Wirthſchaftsgebäudes, das für Mormona's Zuflucht beſtimmt war, erwachte ich, von den beſtürzten Dienern um-

ringt, unter den Händen des Arztes, der eben tief in der Wunde nach der Kugel fühlte. Sie war zwiſchen Schulter und Bruſt in das Fleiſch gedrungen und hatte ſich während des Marſches weiter hineingewühlt. Nur nach wiederholten Verſuchen gelang es, ſie aus der Wunde zu löſen. Mein erſter Schrei, deſſen die Lippen fähig wurden, war: „Mormona!“ Sie hatte ſich vor den Männern, die mich umringten, in den Winkel des Zimmers geflüchtet. Jetzt zertheilte ſie den Kreis der Diener und ſank weinend vor meinem Bette nieder. Wie ich die Hand auf ihr Haupt legte, verſiechte der Strom ihrer Thränen. „Meine Retterin!“ ſagte ich zum Kloſtermeier, deſſen altes, bekümmertes Antlitz ſich fragend über uns neigte. Ich blickte im Kreiſe um; Pirro war nicht unter uns. Sie mochte meinen ſuchenden Blick verſtehen, ſah mich an und ſchüttelte ihr Haupt. Pirro war, ſobald ſeine Hülfe nicht weiter nöthig ſchien, entflohen; der Schweſter Fluch hatte ihn verſcheucht. Der Aufruhr unter den Dienern, die ſich jetzt auf den Wink des Arztes mit ſcheuem Geflüſter entfernen wollten, gab mir die Nöthigung, zu reden. „Ich hatte einem Wilddiebe aufgelauert,“ ſagte ich, ſie bedeutend, „mein Schuß ſtreckte ihn in demſelben Augenblicke, wo ſeine Kugel mich traf, todt zu Boden. Sucht den Thäter nicht unter den Lebenden! Sein Leichnam liegt in der Schlucht, die der Waldſtrom überſpült!“ — Mormona's Thränen, die meine Hand benetzten, waren das Letzte, was ich fühlte. Ich ſprach wie ein Scheidender und wühlte krampfhaft mit meiner Hand in ihrem aufgelöſten Haar.

Es vergingen Tage voll dumpfer Stille. Meine Wunde

brachte Todesgefahr; es waren edle Theile nahe am Herzen verletzt; der Arzt ſchien in Sorge. Ich lag in tiefem Schlaf gefangen, aber doch fühlte ich leiſe durch Alles hindurch den Hauch der geſchäftigen Liebe, die als Genius mein Lager umgab. So verlief die ſogenannte ſtille Woche. Am Oſtertage athmete ich leichter und ſaß aufgerichtet. Aber der Arzt hatte ſeine ſteigende Beſorgniß ausgeſprochen. Mormona's bleiches Antlitz verkündete mir ſeine Furcht, ob ſie gleich mit aller Kraft der Seele ſich zwang, ihren Schmerz in die Farbe der ſanften Ergebung zu kleiden. Ich glaubte mich allein mit ihr. — „Mormona," ſagt' ich, „wenn ich ſcheide, mußt Du zuvor die Meine ſein! Du biſt das einzige Gut, das ich mit hinüber nehme, mein einziger Gewinn, ſchwer erkauft, theuer errungen; aber ich ſterbe überreich und glücklich, wenn ich mir Deine Liebe, Deinen Beſitz durch den Tod errang!"

Sie unterdrückte ihr heftiges Zittern, ihr Buſen bezwang den Aufruhr ihrer Seele, aber die zurückgedrängten Schläge ihres Herzens waren hörbar. Sie ſah mich ſcheu an; der Kloſtermeier ſtand hinter uns. Sie bog ſich zu mir, ſie flüſterte mir ſcheue Worte in's Ohr. Ich verſtand nicht, was ſie ſprach, die Verwirrung drohte ihre Bruſt zu zerſprengen. Dunkle Gluth wechſelte auf ihren Wangen mit der Farbe der blaſſen Angſt. So im Aufruhr aller Elemente raffte ſie ſich auf und ſtürzte fort. Der alte Freund des Hauſes trat ſchüchtern aus dem Winkel hervor und ſah mich furchtſam und fragend an. „Sie iſt noch Waldenſerin!" ſagt' ich leiſe zu ihm. Er legte erſchrocken beide Hände über das zitternde Geſicht. „Der Geiſt

der Berge iſt wieder über uns gekommen!“ ſagte er mit dumpfem Schmerz.

„Sei er uns ein guter Geiſt! Er bringt Verſöhnung!“ tröſtete ich den Alten und lächelte gläubig in ſeine bekümmerte Miene.

Ein Diener rief ihn ab. Mormona blieb noch immer aus; es war faſt eine volle Stunde vergangen. Plötzlich trat ſie an der Hand eines Geiſtlichen in's Zimmer; der Kloſtermeier folgte ihnen mit gebücktem Haupt, mit gefalteten Händen. Es war der Pfarrer von La Torre, derſelbe Prieſter, der ſie zur Königin des Feſtes eingeweiht. Er verſah in des Schloß-caplans Abweſenheit auch in Santa Maria den Dienſt. Zu ihm war ſie geeilt, ihm hatte ſie ſich entdeckt, und was ſie mir heimlich nicht geſtehen wollte, verkündete ſie jetzt mit entſchloſſe-ner Freudigkeit. Noch ſtand ſie ſchweigend vor mir, den Blick zu Boden geſenkt, als ſuche ſie ſich zu ſammeln; beide Hände drückte ſie noch einmal an ihren Buſen, als koſte es einen letzten Kampf; dann ſchüttelte ſie die wallenden Locken von der lachen-den Stirn und blickte mich mit dem Glanz ihrer ſtrahlenden Heiterkeit an. Der Geiſtliche trat an mein Bett, ſuchte nach dem Wort, das er nicht gleich fand und neigte nur ſein Haupt zu mir, als wollte er ihren Entſchluß bejahen. — „Mormona,“ rief ich, „Du willſt mein Weib ſein?“

„Erſt Deinem Glauben angehören!“ ſagte ſie mit der Feſtigkeit eines Siegers, der ſich ſelbſt überwunden. Aus ihren Augen ſprach freudetrunken die Begeiſterung eines Kindes,

das die ganze Bedeutung des eigenen Wortes nicht verſteht und doch voll Hingebung und Heldenmuth der Welt ſeinen Entſchluß verkündigt. Der Prieſter legte ernſt und ſanft die Hand auf ihre Schulter. Es galt, eine Irrgläubige zu gewinnen, und er war willig zur Bekehrung dieſer Seele. Er ſprach von einer langſamen Vorbereitung. „O," ſagte ſie freudigen Muthes, auf mich hindeutend, „ich bin ſchon gar ſehr gut römiſch geſinnt; er hat mich gewonnen, ſein Glaube ſoll der meinige ſein. Oben in der Hütte auf dem Felſen hat mir Giuſeppe Eure Religion verkündet, das Chriſtenthum einer Mutterkirche, die wie die Henne ihre Küchlein ſucht, die Lehre von der Liebe Gottes und der Liebe der Menſchen unter einander. Wie er dort oben ſo weiſe und doch ſo freundlich ſprach, da bin ich ſchon leiſe im Innern zuſammengebebt und gläubig geworden für die Wunder der Welt. Die Heiligen werden mir gnädig ſein, iſt noch Schuld und Sünde in mir!"

Sie ſprach das mit der Zuverſicht eines Engels, der ohne Reue und Buße mit ſeinem Bekenntniß ſich kindlich offen an Gottes Herz drängt. Dieſe Einfalt rührte mich zu Thränen, wie ich ſie nie ſo rein und fromm geweint; ich hätte aufjauchzen, allen guten Geiſtern ein Loblied ſingen mögen. Nur der Kloſtermeier wechſelte mit dem Pfarrer ſtille, bedenkliche Blicke. Wie Dieſer jetzt von der Nöthigung ſprach, ſie ſtufenweiſe in die Geheimniſſe unſerer Religion einzuweihen, unterbrach ſie ihn raſch und gemahnte ihn an das Feſt, wo ſie ja ſchon die Heilige vorgeſtellt und ſich ganz gut gebährdet habe. Und was ſie damals nur geſpielt, das wolle ſie jetzt werden, denn der Ernſt

des Lebens habe ſie nun erfaßt, da es ſich um Tod und Leben handle.

Mein Zuſtand erinnerte allerdings daran, daß wir auf der Schwelle von beiden ſtanden. Mich verlangte nach dem Bunde mit Mormona und der Wunſch eines Sterbenden war dringend. Die halbe Nacht, den ganzen Tag über ſchloß der Pfarrer ſich mit ihr ein, ihr den Glauben unſerer Kirche und die römiſchen Gebote begreiflich zu machen. Die Liebe beflügelte ihren Willen und ſie erweckte ihm faſt die Ueberzeugung, als ſei ſie des Heils ſchon lange bedürftig geweſen. Im Schloſſe war Trauer und bange Sorge. Von den Eilboten, die nach Rom gegangen waren, lief noch immer keine Kunde ein. Pater Euſebio hätte bei der Gefahr, in der ich ſchwebte, nicht geſäumt, nach Santa Maria zu eilen, aber die Briefe erreichten ihn nicht, er war in Geſchäften ſeines Ordens über Turin nach der Schweiz gereiſt. Die Furcht vor meinem Tode beherrſchte die Gemüther um mich her; in der Capelle wurde Tag und Nacht Meſſe geleſen. Das entzündliche Fieber wiederholte ſich; die Miene des Arztes wurde bedenklicher. Der Prieſter freilich zögerte noch immer. Da lief ein Brief vom Pater Rector über Genua ein; er ſchrieb, er werde kommen, er werde eilen und am nächſten Tage bei uns ſein. Dies entſchied; der Pfarrer, ein Weltgeiſtlicher, wollte aus Eiferſucht einem Geiſtlichen von den Vätern Jeſu das Amt nicht abtreten, zu dem Eile und Noth drängte; Abends trat er, Mormona an der Hand, feierlich in's Gemach. — „Sie iſt dem Herrn übergeben!“ ſagte er, „die Heiligen wollen ihr Herz behüten!“ —

Er hatte ſie nach kurzer Einleitung getauft und eingeſegnet. Die Kunde von Euſebio's naher Ankunft hatte plötzlich meine Kräfte belebt, aber der Arzt hielt es für das letzte Aufflackern meiner Lebensgeiſter und der Prieſter fügte, bevor er mir das Abendmahl reichte, meine und Mormona's Hände in einander. Die Chorknaben ſangen draußen mit gedämpfter Stimme ein Loblied Gottes. Wie der Prieſter das Allerheiligſte vor uns erhob, ſtürzten alle Anweſenden in's Knie; ich ſank betäubt in die Kiſſen meines Lagers zurück.

So war Mormona römiſche Chriſtin und mein Weib geworden. Die Trauung am Krankenlager geſchah in Beiſein vieler Zeugen; in Gegenwart der Beamten des Schloſſes hatte der Prieſter unſere Ehe eingeſegnet. Mormona's raſche Aufnahme in den Schooß der alten Kirche war heimlich in der nahen Dorfcapelle geſchehen; an ihrer Bekehrung zu den Wahrheiten des römiſchen Glaubens wollte der Pfarrer noch fortgeſetzt im Stillen arbeiten. Vor meinem Vater durfte ſie nur, wie der Spanier ſagt, als eine „alte Chriſtin" erſcheinen. Ihr Familienname erinnerte an ein erloſchenes Geſchlecht aus der italieniſchen Schweiz; dies genügte, ſie vor der erſten Nachforſchung ihrer Herkunft ſicher zu ſtellen. Ihr ganzes Weſen ſtand im Einklang mit ſolcher Angabe ihrer Heimath; war ſie doch wirklich aus Savoyen eingewandert; wir verſchwiegen dabei nur ihre Abkunft von Köhlern. Den Vorurtheilen meines Vaters und ſeinem Aberglauben vom Fluch des Hauſes waren wir dieſe Verheimlichung ſchuldig; war Alles in Segen verwandelt, ſo durfte man vielleicht durch offenes Geſtändniß Ver-

zeihung erhoffen. Daß Mormona meine Lebensretterin, war Thatſache. Um das Geheimniß ihrer ſchnellen Bekehrung zur Mutterkirche wußte nur der Kloſtermeier; dieſer hatte dem Pfarrer auf's Sacrament das Gelübde des Schweigens geleiſtet. Alles Andere überließen wir der gütigen Fügung des Himmels.

Aus Genua waren Briefe angekommen, daß mein Vater, ohne von den Boten erreicht zu ſein, von Loretto nach der Küſte geeilt und in Livorno zur See gegangen war. Erſt in Genua erfuhr er die Ereigniſſe in der Heimath; der letzte Bericht, den der Arzt ihm lieferte, meldete die Nähe meines Todes. In Begleitung Euſebio's traf er plötzlich in Santa Maria ein. Er erfuhr ſchon von Dieſem die wunderbare Rettung ſeines Sohnes aus den Händen der Wildſchützen; er fand mich in der Pflege des geliebten Weſens, das, falls mein Leben noch zu erhalten war, zum zweiten Mal als meine Retterin erſcheinen mußte. Der letzte La Torre auf dem Todtenbett! Der Gedanke war genug für ihn, um Alles, was geſchehen war, gut zu heißen. War Mormona doch auch jetzt noch der Schutzgeiſt, der mein Lager umſchwebte, ſie war die Bedingung meines Lebens; der Alte konnte im Drang der erſten Sorge nicht umhin, ſie als Tochter, als das Weib des todtkranken Sohnes zu begrüßen.

Sie hieß Maria, ſeitdem ſie römiſche Chriſtin war. Mit dem alten Namen hatte ſie auch die Kleidung abgelegt, die an das Mädchen aus den Bergen erinnerte. Sie fand ſich leicht in die Rolle der Dame des Hauſes, ſie brachte über Alle einen friſch belebenden Geiſt. Der Liebreiz ihres Weſens war auch

bald für den Alten ein Zauber; an ihrem Blick, an ihrem Thun und ihrer Pflege ſchien plötzlich ſein wie mein Glück zu hangen.

Die Lebensgefahr war vorüber; ich genas, wenn auch langſam. Der Arzt gab die Hoffnung einer möglichen Herſtellung; ich konnte ſchon nach Verlauf der nächſten Woche in's Schloß geſchafft werden. Noch ehe ſich äußerlich meine Heilung kundgab, hatte ich längſt das Gefühl, daß die Heiterkeit voll tiefen Glückes, die mein Herz durchleuchtete, von Innen her Geneſung bewirkte; die Wohlthaten von liebender Hand haben magiſche Kraft. In Mormona's Armen wäre mir der Tod ſüß geweſen; wie ſollte das neuerwachende Leben in ihrer Nähe, in ihrem Beſitz nicht ein Gefühl von Wonne in mir verbreiten! So ſehr iſt der Körper der Seele unterthan. Meine Geneſung war für die Aerzte ein Räthſel; nicht für mich. In kurzer Zeit konnte ich mit Mormona auf der Terraſſe des Schloſſes wandeln und den Balſam der Gewächſe einathmen. Alles erſchien mir neu, der Himmel, die Luft, der Baum, der Fels. Alles war für mich in das Licht einer Verklärung, die ganze Welt um mich her in einen ſtillen Zauber getaucht, um deſſen geheimnißvolle Löſung nur ich ſelber wußte. Aus Allem ſog ich Heilung; ein Glanz der Heiterkeit, den man wohl das tiefſte Glück einer gottgefälligen Seele nennen darf, durchleuchtete Seele und Leib in mir. Es war das Alles nur der Abglanz von Mormona's Weſen, und das Gefühl der Geneſung ſchlug in mir raſche Funken der Kraft, belebte mich, wie die

erſte Schöpfung ein Frühlingstag. In Mormona's Armen war ich ein Phönix, der ſich aus der Aſche wieder erhebt.

Mormona fühlte ſich Mutter. Sie barg mir nicht ihr Glück; ſelbſt den Vater überraſchte ſie mit der freudigen Botſchaft. Es war, als hätte uns ein Taumel der Freude erfaßt; ſo ſchleunig waren wir aus Tod und Traurigkeit, aus dem Umſturz unſeres Lebens erſtanden. Wir begannen ein fröhliches, leicht bewegtes Leben. Es wurden Spazierfahrten unternommen und bald zu Reiſen ausgedehnt nach den lucheſiſchen Wäldern, nach Genua, die Riviera levante entlang, nach dem Buſen von Spezzia, Anfangs in der Sänfte und bald auf den getreuen Schultern des Maulthiers. Alles gelang; der Himmel ſtand lachend über uns, weil er in uns fröhlich leuchtete. In's Gebirge hinauf drängte es Niemand von uns. Selbſt Mormona hatte nicht den Wunſch, die wilden Steppen ihrer Vergangenheit wieder zu betreten. Sie ſchien gar keine Erinnerung an ihr früheres Leben zu haben, ſo ſehr war ſie, von der Gegenwart erfüllt, ganz die Unſerige, gehörte nur mir und meiner Welt. Daß wir vor dem Vater Geheimniſſe hatten, trübte kaum auf Augenblicke den reinen Himmel unſeres Lebens; vielleicht erhöhte es für mich nur noch den Reiz unſeres paradieſiſchen Glückes, daß die Quelle deſſelben verſchwiegen war.

Ich weiß nicht, wie lange dies harmoniſche Leben dauern konnte, hätte es ruhig in ſich ſelbſt ſeinen Verlauf gehabt. Trägt jedes Glück einen Keim des Todes in ſich? Dürfen die Ungethüme im Menſchenherzen nicht allzulange in ihren Höhlen ſchlafen? — Werden ſie wach, ſo umſchleichen ſie erſt

von fern den Schauplatz, wo sich Menschenglück ansiedeln wollte, umkreisen es in immer engern Linien; die Beute ist ihr, auch wenn sie von weitem nur lauern. Setzen sie dir plötzlich die Tatze auf die Brust, dann ersparen sie dir das bange Vorgefühl der immer wachen Sorge!

Unser Glück machte uns übermüthig. Wir waren des Gottes in uns so sicher, daß wir den Götzen, denen die Menschen dienen, den Tribut zu geben vergaßen. Es mochte in dem Zustande Mormona's begründet sein, daß sie allerlei Launen seltsamer Art hatte. Sie verrieth mitunter Gelüste, die an das freie Mädchen aus den Bergen erinnerten. Mein Vater begann mißtrauisch zu werden. Mormona's Widerwille gegen diese und jene kirchliche Uebung und Sitte stieg; sie war endlich nicht mehr dazu zu bringen, in unserer Capelle die Messe zu hören. Sie gab vor, der Geruch des Weihrauchs errege ihr Uebelkeiten. Daß sie die Bilder des gemarterten Gottes, den man allerorts der Welt preisgiebt, nicht sehen mochte, ließ sich physisch erklären. Aber sie mochte auch keinen Fixus über ihrem Bette dulden. So lange ich krank auf dem Lager war, hatte sie das Kreuz, das ich auf der Brust trug, geküßt und war, das Auge auf den Gekreuzigten über mir an der Wand gerichtet, mit Inbrunst niedergekniet. Seit der Zeit hatte sie selbst auch ein Kreuz am Halse getragen und in jeder Weise die gute katholische Christin gezeigt. Jetzt ließ sie Alles, was an solchen Dienst erinnerte, aus ihrer Nähe entfernen. Ihr Widerwille gegen Weihrauch und Heiligenbilder wurde zu einer kränklichen Apathie, die man schonen mußte. „Ich halte

das Gefühl der Verweſung nicht aus!" ſagte ſie mir entſchieden, als ich ihr für den ſtrenggläubigen Vater Rückſichten gebot.

Der Weltgeiſtliche, der Pfarrer von La Torre, war noch eine Zeit lang regelmäßig gekommen, um ihr, wie er ſagte, im Glauben nachzuhelfen, und ſie hatte den beſten Willen gehabt, auf ſeine gelinde, verſtändige Rede zu merken. Unſer herumſchweifendes Leben unterbrach dieſe ſtille Seelſorge des guten Mannes. Von einem unſerer Ausflüge zurückgekehrt, fanden wir jedoch einen Stellvertreter im Amte zu La Torre, einen wildfremden Menſchen, der nichts von uns wußte. Es fiel uns nicht auf, daß der Pfarrer ſo ſchnell nach einem andern Wirkungskreiſe abberufen war, allein es that uns leid, daß er ohne alle Rückſprache mit uns ſeine Stelle verlaſſen hatte. Wie ich ſpäter erfuhr, war er auf Antrag meines Vaters von ſeinem Biſchof plötzlich befördert; es hieß, er ſei auf ein fernes Dorf verwieſen. Nie hab' ich wieder von ihm gehört. Auch der Kloſtermeier wurde uns bald entzogen. Sein Geheimniß ſchien ihn zu drücken; krank und matt, ſcheu und grambeladen, ward er ſpäter das Opfer einer Bußfahrt, die er ſich auferlegte. — Es war uns keineswegs tröſtlich, die beiden Zeugen unſerer Heimlichkeiten nicht mehr um uns zu wiſſen. Gegen meinen Vater äußerte ich das Bedauern, den werthen Pfarrer einzubüßen, da ſich Mormona an ihn gewöhnt. Mein Vater ſah mich durchdringend an und ſchwieg. Dann deutete er auf den Pater Uberto, den Caplan des Schloſſes, der ſoeben in's Zimmer trat. „Dieſer", ſagte er, „weiß um alle meine Sorgen, er ſchlichtet alle meine

Zweifel, er iſt ſtreng, aber ſein Wille und ſein Wort iſt ein Spiegel Gottes!"

Der düſtere Dominicaner ſchien mir nicht gemacht für Mormona's Seelſorge. Gleichwohl ward ich ausdrücklich auf ihn verwieſen, da er alsbald auch die Pfarre in der Stadt übernahm. Mormona ſelbſt ſchien Muth genug zu haben, dem Dominicaner zu beichten. Sie machte ihm keine Geſtändniſſe, die unſer Geheimniß verriethen; ſie brachte im Gegentheil nur leichte Scrupel vor, die er widerlegen ſollte. Sie ſei wild aufgewachſen in ihrer Heimath, ſagte ſie ihm, aber ſie habe herzliches Verlangen nach den Wahrheiten der geheiligten Religion. In ihrem ſtolzen Uebermuthe raunte ſie mir in's Ohr, ſie wolle ſehen, wer den Andern bezwingen werde und weſſen Gott der mächtigere ſei. Das ſtille, ſcheue Kind der Berge war im Glück ihres Muttergefühls ein ſtrahlendes Weib geworden, das die Welt zum Kampf herauszufordern ſchien.

Ich hatte den Pater Uberto vorbereitet und zur Rückſicht auf ihren Zuſtand geneigt gemacht, bevor ich Mormona ihm als Beichtkind zuführte. „Die Kirche iſt mild!" ſagte der Caplan, „wer ſich ihr hingiebt, den trägt ſie auf Händen, bis ihn Engel auf ihre Fittiche nehmen. Iſt die Kirche nicht ſelbſt Mutter, eine Mutter für Alle, auch die Verlorenen?"

„Er iſt nicht ſo ſchlimm, wie er ausſieht!" lachte mir Mormona nach ihrer erſten Begegnung mit dem Dominicaner entgegen. „Er hört mir zu und läßt mich reden!"

Ich mahnte ſie an die nöthige Zurückhaltung; ſie ihrerſeits war froher und guter Dinge, und in ihrem Uebermuthe

wagte ſie ſich bald zu weit heraus. Pater Uberto blieb plötzlich aus, Mormona ließ ihn nicht mehr kommen. Ich ſtellte ſie zur Rede. Sie gab vor, ſie hätte ſich mit ihm entzweit. Sie nahm das ſo leicht; ich erinnerte ſie an den Ernſt der Sache. Sie ſeufzte tief auf, bevor ſie ihrer Klage freien Spielraum gab.

„Es thut nicht gut," ſagte ſie endlich, „daß der Pater behauptet, um feſt und ſicher zu werden im Glauben, müſſe man Die verabſcheuen, die ihn nicht theilten. Iſt denn der Himmel ſo eng und klein, hab' ich ihm geſagt, daß ich Andere erſt verdrängen muß, um ſelig zu werden? Ketzerthum iſt doch höchſtens nur Dummheit, und Die um das Heil nicht wiſſen, können doch unbewußt Gottes Kinder und Erben des Himmels ſein, beſſer oft als die Klugen und Geſcheidten, die ſich darüber zanken!"

Wie ich ihr Vorwürfe machte, verſiegelte ſie mir mit einem Kuß den Mund. „Giuſeppe," ſagte ſie ernſt und ſah mich treuherzig an, „Dir gegenüber und wie Du es meinſt, hat Alles Wahrheit und ſcheint Alles gut und glaublich, was ſie in der Kirche thun und treiben. Aber erſt der Sinn, den Du darin findeſt, macht es mir begreiflich, und wo ich noch nicht den Verſtand dafür habe, giebt mir Dein Wort doch die Ahnung deſſen, was ſich mir noch verſchließt und verhüllt. Selbſt die Thorheiten find' ich dann oft menſchlich ſchön und mich dünkt, man müſſe auch eben das Thörichte als gerechtfertigt und als erklärlich einſehen, will man die Wahrheit verſtehen. Mein Glaube, Giuſeppe, wurzelt nur in Dir; nur weil ich Dich liebe, biſt Du überzeugend für mich. Was ich von der heiligen Re-

ligion verſtehe, weiß ich ja nur von Dir. Mein römiſches Bekenntniß begann auf dem Markte von La Torre, mit dem Augenblick, wo Du mich vom Karren hobſt und das zitternde Mädchen zu dem Herrn Pfarrer führteſt, der mich in die Reihe der Gläubigen ſtellte. Früher in den Bergen hatte ich gemeint, der Menſch ſei viel zu dumm, um viel von Gott zu wiſſen, oder wenigſtens würde ich zur Weisheit noch Zeit haben, wenn ich alt und grau werde. Als ich bei jener Proceſſion in den himmelblauen, ſternbeſäeten Kleidern die fleckenloſe Jungfrau, die Königin des Himmels und der Erde, ſpielen ſollte, da überkam es mich wie ein Mährchen in Freude und Angſt. Ich freute mich, daß der Menſch auch in ſeiner Sündhaftigkeit von der Gnade erfaßt werden könnte, und ich hatte doch Furcht davor, daß dies katholiſche Mährchen Wahrheit ſein könne. Ich war beſtürzt, aber ich dachte, ein guter Geiſt würde mir ſchon eingeben, was ich thun und laſſen ſollte. So ſaß ich denn ſtill unter dem Thronhimmel, wo die heilige Taube brütet, und wartete darauf, ſie würde vielleicht den Schnabel aufſperren und für mich zeugen und einſtehen für die Wahrhaftigkeit meiner Darſtellung der Mutter Gottes. Aber die Taube ſaß oben ſo ſtill, wie ich unten mit geſpannten Augen und Ohren, und ſo ließ ich über mich ergehen, was da wollte. Und der brave Pfarrer von La Torre kam und ſagte, ich hätte mich gut gehalten. Ich hatte aber dumm und von Nichts wiſſend drein gelächelt. Ich hätte ſo heilig und überirdiſch ausgeſehen! ſagten die frommen Schweſtern im Kloſter. Nun, dann muß es wohl der heiligen Jungfrau eben ſo im Traume gekommen

ſein, ſie wußte nicht wie. Und der Meinung möcht' ich beinahe ſein, daß Dummheit vor den Menſchen oft Weisheit vor Gott ſein kann. Den Kindern giebt's der Herr im Schlaf und Die, die nichts wiſſen, ſollen das Himmelreich erben. Dumm ſein und nichts vom Böſen wiſſen iſt viel beſſer, als klug ſein und ungerecht. Hab' ich doch damals beinahe ſelbſt an meine Würdigkeit als Jungfrau Maria geglaubt, trotzdem ich nicht wußte, wie mir geſchah. Nur in der Kirche, in der gepolſterten und grell ausſtaffirten Herrlichkeit, mit der man mich behing, ward ich wieder irre an meiner Rechtmäßigkeit. Wie die Orgel ſo kläglich that, die Poſaunen mich ankrächzten, die alten Nonnen die zerfetzten Fahnen über mich ſenkten und die bunten Burſchen mir den Dampf der Rauchfäſſer in's Angeſicht wirbelten, da hätt' ich, wie von Geſpenſtern erſchreckt, laut aufſchreien mögen; aber ich blieb ſtumm, von ſtarrem Entſetzen befangen, ich kämpfte gegen die Angſt, die in meinen Adern pochte. Ich hielt ſtreng an mich, und wer weiß, ob ich nicht am Ende zur Mumie eingetrocknet wäre, hätt' ich da länger ſitzen müſſen. Wie es aus war, beneideten mich die guten Kloſterfrauen: aber ich kam mir recht ſchlecht und verworfen vor, daß ich noch eine beneidenswerthe Miene annehmen konnte, nachdem ſich mein Herz mit Widerwillen erfüllt. Ich war betäubt und beklommen und athmete erſt auf, als ich Nachts den Schlüſſel ſtahl und Pirro draußen an der Mauer mit der Strickleiter ſtand. In den Bergen erſt ward ich wieder froh, daß man dort mit dem Herrgott nicht ſo viel Weſens macht, nicht ſo lärmt und tobt, um ihm wohlzugefallen."

So ſprach das ſüße Weib. Ich ſah bewegt und gerührt in ihr klares Angeſicht; mir unbewußt ſtürzte eine Thräne aus meinen Augen. Erſchrocken blickte ſie auf und ſchmiegte ſich an mich.

„Ach, verzeih' mir die einfältige Rede, Freund meines Herzens!“ fuhr ſie fort. „Ich bin wohl wieder recht ſündhaft und ſchlecht, aber ich kann jetzt erſt wieder beten, wenn ich mit meinem Herzen ganz allein bin. Lehre Du mich Dein beſſeres Chriſtenthum, und Gott wird mit mir ſein! Du hatteſt mir ja damals in der Hütte auf dem Felſen gelobt, mein Prieſter zu ſein. Warum biſt Du es nicht mehr ausſchließlich und allein, ſeitdem ich Dein Weib geworden?“

Wir ſaßen auf der Terraſſe des Hauſes, während ſie ſo ſprach. Die Sonne ſank hinter den Bergen. Ihre glühenden Strahlen umſäumten Mormona's Geſtalt, wie ſie neben mir ſaß und ihr Haupt an meine Schulter lehnte. Dann blickte ſie mich lange durchdringend an; ein plötzlicher Ernſt überſchattete ihr Geſicht. „Wenn Du nicht zu mir in die Berge gekommen wäreſt,“ ſagte ſie faſt mit klagender Stimme, „ſo wäre das Feſt in La Torre und in Santa Maria ein Traum für mich geblieben und niemals Wirklichkeit geworden. Von dem Augenblicke aber, wo Du mir wieder erſchienſt, hielt ich mich für berufen, begriff ich auch nicht wozu, glaubte mich aber befähigt zu einer höheren Welt. Du biſt meine höhere Welt und unſere Liebe iſt mein Cultus und mein Glaube. Als Du oben auf dem Felſen in unſere Hütte trateſt, da dacht' ich, daß ich wohl Maria ſein könnte, wenn Du mein Joſeph wäreſt. Und

biſt Du es nicht? Bin ich nicht die Maria Deiner Liebe? Hat mich nicht der Geiſt des Herrn überſchattet, bin ich nicht benedeiet von Gott und Natur? Siehe, was die Prieſter von der unbefleckten Jungfrau Maria ſagen und lehren, das muß ich doch viel beſſer wiſſen, als ein alter, finſterer, liebeleerer Menſch! Wohl war Maria's Herz rein und unbefleckt, aber doch nicht unberührt von der Liebe zum Geliebten. Und die Berührung hat ſie ja nicht erniedrigt, vielmehr ihre ganze Seele erſt beflügelt. Meint Ihr, ich wüßte das nicht? Stammt mein Muttergefühl nicht auch vom Himmel? — O, glaube mir, es iſt ſehr heilig, in aller Demuth zu fühlen, daß Joſeph und Maria immer von neuem einen Bund ſchließen, wo ein junges Leben im Keime ſich regt!"

Sie war, wie ſie das ſagte, aufgeſtanden, hatte ihre Hände auf meinen Scheitel gelegt und ſah ſtill und feſt hinauf zum Himmel. Eine Weihe voll tiefer Zuverſicht lag in ihrer ruhig ſtrengen Miene. Es war die Beglaubigung von Gott, daß ein kindlich Gemüth, ſelbſt im Aberwitz ſeiner ſpieleriſchen Einfalt, niemals könne verworfen werden.

Ich ermahnte ſie, an den Tribut zu denken, den man dem Glauben und der Sitte ſeiner Mitmenſchen ſchuldig ſei. „Ich will Alles thun, wie Du willſt," ſagte ſie, „aber der Dominicaner darf mir nicht kommen mit ſeiner Drohung einer ewigen Verdammniß, wenn ich nicht Alle für verloren hielte, die anders dächten und glaubten. Wenn ich nicht mit denſelben Worten betete, wie er ſie mir vorgeſprochen, ſo bliebe noch immer ein Stück Heidenthum in mir ſitzen, hat er geſagt."

„Heidenthum?“ rief ich, „ſagte er das? O mein Gott! So weiß er um unſer Geheimniß?“

„Ich ſagt' es ihm nicht,“ erwiederte Mormona, „aber er meinte, Ketzer könne man riechen auf eine halbe Meile weit. Ich will nichts davon wiſſen, und ich will nicht beſſer ſcheinen, als ich bin und ſein kann. Gott erhört mich auch in meiner Weiſe und ich denke mich mit ihm in meinem Herzen abzufinden. In den Bergen habe ich beten können, und es war Segen in meinem Gebet, auch wenn ich nicht den Fluch ausſprach über Alle, die anders beten. Der Caplan ſoll mich nicht ſchrecken und martern, es gäbe für Heiden und Ketzer kein Himmelreich. Ich will ſie nicht verdammen, ich will ihnen nicht fluchen, ich will höchſtens beten: Herr Gott, erleuchte auch ſie, wenn Du uns erleuchtet zu haben glaubſt! Auch will ich nichts mehr ſehen und hören von den Wundenmalen der geſpießten und geſchundenen Heiligen! Ich könnte Eure Bilder zerreißen und die Fetzen in die vier Winde ſtreuen! Daß der Tod etwas Heiliges iſt, das hab' ich an Deinem Lager erfahren. Damals hab' ich zu den großen Duldern und Märtyrern gebetet und habe das Kreuz geküßt, weil ich in Nöthen war, die Schwere des Kreuzes empfand und den Schwertſtreich, der durch Maria's Seele ging, fühlte. Nun aber Leben ſich in mir regt, heiliges, junges Leben unter meinem Herzen ſich kündet, will ich nichts wiſſen vom Tode und ſeinen Herolden. Leben iſt Gottes Gebot, und die Heiterkeit einer demüthigen Magd des Herrn iſt auch wohl würdig, ihn zu empfangen.“

„Amen!“ ſagte ich. „Es geſchehe uns zum Heile!“

Aber mein Gemüth fühlte ſich bedrückt, wenn ich an den finſtern Glauben dachte, der uns umgab.

Mormona beichtete nicht wieder bei'm Pater Uberto.

Sechstes Capitel.

Selig oder nicht?

Mein Vater war seit einiger Zeit tiefer in sein menschenscheues Wesen verfallen. Er vermied, wo er konnte, die Veranlassung zum Beisammensein mit uns. — Das Geheimniß konnte nicht verrathen sein. Der Klostermeier war todt; er war in der Fremde, in einer abgelegenen Hütte am Wege gestorben; arme Leute hatten ihm die Augen zugedrückt, kein Priester hatte ihm das letzte Geständniß abgenommen. Es war also von dieser Seite die Verletzung eines Beichtgeheimnisses nicht möglich; den Pfarrer, der uns entzogen war, hatten wir nur als ehrenwerthen Mann gekannt. Aber man konnte von selbst die Entdeckung gemacht haben, daß Mormona das Mädchen war, das an jenem Einweihungsfeste die Mutter Gottes dargestellt. Ist der Argwohn einmal rege, so wird er erfinderisch. Was für Gedanken mit solcher Entdeckung im Innern finsterer Menschen Raum gewonnen, davon hat uns Niemand Rede gestanden; wir erfuhren es nur an den Wir-

kungen, ſo ſorgfältig man ſie gegen uns verheimlichte. Die Veränderung meines Vaters war ſchon lange merklich genug; wir beſaßen nicht mehr ſein Vertrauen. Seine Stirn war wieder mit Gram belaſtet, ſeine finſtere Braue hing tief und aus den Augenhöhlen blickte jenes dunkle Etwas, das ich als das eigentlich Schickſalsvolle unſeres Hauſes kannte: die blöde Furcht vor unſerem Geſchick, die ſchwühle, dumpfe Angſt vor dem, was er den alten, ungeſühnten Fluch nannte. Mein Vater verdoppelte wieder ſeine ſtrengen Bußübungen und ich zitterte vor ſeiner Entdeckung, eine Waldenſerin zu den Seinigen zählen, ſie Tochter nennen zu müſſen. Der Geiſt der Berge ſtand alſo doch mit ſeinen Schrecken über unſern Häuptern. Es vergingen Monate in verſchwiegener Angſt und Sorge.

So lange es möglich war, mit Mormona Ausflüge in die Nachbarſchaft zu machen, blieb unſer drohendes Verhalten zu einander erträglich. Ich hoffte noch immer, der Ausbruch des Wetters, das über uns hing, würde ſich bis zu der Entſcheidung hinhalten, der Mormona entgegenging. Seitdem ihr Zuſtand den Wechſel des Aufenthalts, die Entfernung von Santa Maria unmöglich machte, ward jedoch die Stimmung der Gemüther gedrückter und banger. Dieſe fortgeſetzte Sorge nagte an unſerer Ruhe, äußerte auf mich ſelbſt ihre ungünſtige Wirkung. Meine Geneſung, die man für vollendet gehalten, erwies ſich als wenig geſichert, ich machte Rückſchritte, und es gab ganze Tage, wo ich, auf mich ſelbſt verwieſen, Mormona in ihrem Verkehr mit Andern weniger behüten konnte, den Alten unbeachtet ſich ſelber überließ.

Mein Gesundheitszustand erregte bald ernstliche Besorgnisse. Ich mußte dem Drängen des Arztes, der mir Seeluft und Bäder empfahl, von Zeit zu Zeit nachgeben. Wir besaßen ein Landhaus an der Riviera, wo ich unter günstigeren Bedingungen für mein inneres Wohlsein gewiß mich bald erquickt hätte. Die Villa war das Erbe eines benachbarten ausgestorbenen fürstlichen Hauses, dessen letzter weiblicher Sproß an den protestantischen Erbprinzen einer deutschen Grafschaft vermählt war. Der Prinz war damit für Rom gewonnen, so hieß es; aber es war kein Segen in dem Gewinn, der Graf war wieder in seine nordischen Wälder gezogen, seine Gattin aber, das Opfer des Ränkespiels, erlag bei der Geburt eines Kindes; ein Denkstein am Ufer deutete mit seiner Inschrift auf das unglückliche Bündniß zwischen Rom und Germanien. — Die maritime Villa mit ihren zerfallenen, noch aus der Römerzeit stammenden Mauern ward mein Lieblingsaufenthalt, ohne daß ich ahnte, wie sehr der gestürzte Altar der Venus im Atrium des Hauses auch für mich Bedeutung hatte. Dann und wann ging ich nach Genua zu Eusebio. Ihm hatte ich mich längst vertraut. Aber es duldete mich nirgends lange, ich erlaubte mir überall nur kurze Frist, es drängte mich dahin zurück, wo Lust und Leid, Glück und Unglück für mich auf einer drohenden Spitze schwebte.

Es war in einer wolkenschweren Julinacht, als ich von einem jener Ausflüge in der Sänfte nach Santa Maria zurückkehrte. Ich hatte den Tag über ruhen, die späten Abendstunden benutzen müssen. Die regelmäßige Botschaft von Mormona's Befinden hatte mich erreicht, mich beruhigt; es war nichts

gemeldet, das mich aufstören konnte; dennoch befiel es mich wie Gewitterschwüle, als ich im Schloßhofe anlangte. Die Diener standen in Haufen beisammen und flüsterten in scheuer Hast; sie traten rasch auseinander, als sie mich erblickten. Es wurde mir etwas verheimlicht, und ich wußte nicht, ob ich dem nachforschen sollte. Erst nach langen Ausweichungen ging ein Diener mit der Sprache heraus. Er nannte es einen unbedeutenden Vorfall, der nicht neu sei. Ein wilder, verwegener Mensch hatte sich seit einiger Zeit am Gitter der Seitenpforte gezeigt; mit seinem verdächtigen Begehren um Einlaß mehrmals abgewiesen, hatte er sich endlich dreister, mit Waffen in der Hand, den Zutritt in's Haus verschafft. Er bettelte nicht er schien trotzig, wie Räuber die kleine Gabe verschmähen, um. eines großen Fanges gewiß zu sein. Im Wortstreit mit den Leuten ließ er unsinnige Reden fallen: er gehöre hierher, habe ein Recht, hier aufzutreten, er suche die junge, schöne Gräfin La Torre.

Pirro! sagte ich mir im Stillen. Wir hatten ihn allzulange aus den Augen gelassen, nachdem meine ersten Nachforschungen über seinen Aufenthalt vergeblich gewesen. „Aus dem Wortwechsel", fuhr der Haushofmeister fort, „wurde ein Handgemenge. Der wilde Mensch verwundete die Knechte; sie banden ihn, bis auf sein wiederholtes Begehren, vor den Grafen gebracht zu werden, dieser selbst auf den Altan des Hauses trat. Er ließ den Burschen vor sich führen. Er war eine ganze Zeit mit ihm allein; dann öffnete er die Thür und übergab ihn gebunden. wie er geblieben war, den Wächtern. Geduldig ließ sich der

ſeltſame Menſch abführen und hinter Schloß und Riegel legen. Er weint und lacht und hat alle Gebährden eines Tollen. Der Herr Graf läßt ihn verpflegen, hält ihn aber ſtreng feſt und führt ſelbſt den Schlüſſel zu ſeinem Gemach. Einige unſerer Leute wollen ihn ſchon früher geſehen haben."

So war es alſo am Tage! Mein längſt gefaßter Entſchluß, dem Vater zu Füßen zu fallen und Alles ehrlich zu geſtehen, was ihm vorenthalten war, kam zu ſpät. Mormona wußte nichts von dem Vorfall. Sie war heiter und ſorglos wie die ganze Zeit über, wenn ſie ſich nicht von ihrem Zuſtande beläſtigt fühlte. Eine junge Zofe, ein Mädchen aus der Meierei, an das ſie ſich gewöhnt, war ihre einzige Gefährtin. Mormona hatte kein Arg vor der Welt, ſie ſchien es nicht einmal zu ahnen, daß ſie in der gottvollen Einfalt ihres Weſens der allgemeine Gegenſtand eines düſtern Argwohnes, eines fanatiſchen Aberglaubens war. Die Diener beteten ſie faſt an, aber doch wie eine fremde Geſtalt, vor der ſie eine bange Scheu empfanden. Der Caplan gab ſeiner feindſeligen Stimmung keine Worte, aber eben weil er ſich von ihr fern hielt, ſteigerte ſich in Allen das Gefühl der peinlichen Ungewißheit, das ihre Nähe verbreitete. Der Vater behandelte ſie nach wie vor ſehr aufmerkſam, aber was früher Zärtlichkeit war, ſchien jetzt nur gewiſſenhafte Pünktlichkeit. Sie wurde auf ſeinen Befehl in allen Stücken als die Dame des Hauſes angeſehen, aber er ſelbſt hob, wo er konnte, den Verkehr mit ihr auf, und wenn er ihren Liebkoſungen ſich nicht entzog, ſo litt er ſie nur mit Ueberwindung. Es ward ihm ſchwer, den inneren Groll zu bergen;

aber ſie ſelbſt, das fühlte er, durfte nicht das Ziel ſein, gegen das ſich ſein Zorn entladen konnte. Ich war entſchloſſen geweſen, ihm Alles zu bekennen. Das Bewußtſein der geheimen Selbſtverſchuldung erſchien mir drückender als der volle, offen ausgeſprochene Haß des Alten; ich wollte geſtehen und um die ſchwerſte Buße bitten. Er ließ mich nicht zu ſich, und als ich mich zu ihm drängte, gab er mir kein Gehör; er hieß mich Mormona's Zuſtand bedenken und jede Aufregung vermeiden. Auf meine Anfrage, wen er in den hintern Zimmern gefangen halte, ließ er mir entgegnen: Einen Vagabunden aus den Bergen, vielleicht einen jener Waldenſer, für die wir Alle Buße thun müſſen! Das Blut ſchoß mir nach dem Herzen, ich hatte zur Faſſung meine ganze Kraft nöthig.

Es war die höchſte Zeit, mich ihm zu erklären; es ſollte ſchriftlich geſchehen. In welchem Zuſammenhange Pirro mit uns ſtand, konnte ihm nicht länger ein Räthſel ſein, und Niemand anders konnte der Gefangene ſein. Ich war überzeugt, mein Vater würde Mormona nicht die Aufregung entgelten laſſen, in die ihn meine Mittheilungen verſetzen mußten. Da er mich nicht reden ließ, ſo war ich außer Stande, den Eindruck meines Geſtändniſſes zu mildern; jede Zögerung aber brachte Gefahr. Ich ſelbſt litt zu ſehr unter der Laſt des verhängnißvollen Geheimniſſes; er ſeinerſeits fügte ſich vielleicht nach kurzem Sturm in die Nothwendigkeit. Auf der Villa Speroni wollt' ich ihm ſchreiben, demüthig und doch feſt und ſicher. Zugleich wollt' ich mit der ganzen Macht meiner freieren Ueberzeugungen die dumpfe Schwere ſeines finſteren Glaubens zu

überwinden ſuchen; ich wollte ihm das Gewicht des ächt Menſchlichen gegen die ſtarre Form des Herkommens in die Wagſchaale legen. Mormona war römiſche Chriſtin, und Maria war mein Weib, gleichviel ob ſich in ihrer kindlichen Seele noch Spuren der waldenſiſchen Abkunft verriethen. Wer nicht hoffen konnte, daß Erinnerungen ſolcher Art ſich mit der Zeit in ihr verwiſchen würden, dem mußte doch die Thatſache des Verhältniſſes genügen. Sie trug den rechtmäßigen Sproß des Hauſes unter ihrem Herzen. Es war nichts als die dumpfe Qual unſerer Vorurtheile, die Engherzigkeit unſerer religiöſen Zweifel, was den Himmel unſeres Glückes ſtörte. Könnten die Heiligen, ſo wollt' ich ihm ſchreiben, im Schooße der Seligkeit zürnen, wenn ein kleines weibliches Herz ſich ihrem Dienſt entzöge, ihnen auf eine Zeit lang den Tribut verweigerte? Könnte der Himmel eiferſüchtig ſein auf die Einfalt einer in ſich ſelbſt beglückten, hier auf Erden ſchon mit ſich ſelbſt begnügten, aber von der Heiligkeit ihrer Pflichten erfüllten Seele? Iſt ſie nicht in ihrem ganzen Weſen die Wonne aller guten Geiſter? Verkennt ſie als liebende Tochter, als Gattin ihren Beruf? Und da ſie ſich Mutter fühlt: Iſt das Alles nicht genug, um die Gültigkeit ihres für uns ſegensvollen Lebens zu beſiegeln? Nicht genug, daß Engel des Himmels herunterſteigen und ihr die Gnade des Herrn verkünden?

So wollte ich als Sohn meine Beichte abfaſſen, für die ich nur weltliche Abſolution forderte, weil ich um deswillen mit dem Himmel ſehr gut zu ſtehen glaubte. Der Anblick des Meeres an der reizenden Riviera, der Aufenthalt in der

traulichen Villa am Ufer ſollte mir für den alten Herrn, der die Tyrannei des alten Herkommens gefangen hielt, die mildeſten Worte geben. Mein Saumthier war geſattelt. Mormona war, als ich von ihr Abſchied nahm, ſo ausgelaſſen heiter als je. Sie ſchwatzte kindiſch und neckiſch, ſie hatte Uebermuth genug, um ſelbſt mit verhängnißvollen Mächten zu ſpielen weil ſie meinte, mit Scherz und Schelmerei alle finſtern Schrecken am beſten verſcheuchen zu können. Sie flüſterte mir in's Ohr, das Weſen, das ſie unter dem Herzen trüge, — ſie hoffte mit mir, es werde ein Knabe ſein — ſei gut waldenſiſch, es rege ſich wie ein Kobold aus den Bergen. Seitdem ſie ein Gefühl von ihm habe, ſei ſie auch wieder frei und luſtig, wie ein Kind ihrer Heimath. Erſt wenn ſie Mutter geworden, wolle ſie wieder gut katholiſch ſein und um des Kindes willen zu allen Heiligen beten.

Ich hatte keine Waffen gegen die loſe Sprache dieſer kecken Unſchuld. Ich empfahl ſie dem Schutz Deſſen, der da ſprach: Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht! Und ein ander Mal: Wahrlich, ich ſage Euch, wenn Ihr nicht werdet wie dieſer eines, ſo werdet Ihr nicht das Himmelreich erben! Ich ſagte Mormona Lebewohl und zählte ihr die Tage auf, die ich von ihr getrennt ſein würde. — Es lag mir jede Ahnung fern, in welchem Aufruhr der Elemente ich ſie wiederfinden ſollte.

Es war früh am Tage, als ich ausritt. Die Landſchaft duftete ſo friſch, als ginge ſie von neuem aus der Hand des Schöpfers hervor. Der junge Morgen drängte ſich lachend

dem Tage entgegen, — wie ein junges Weib der Stunde ihrer Entſcheidung, deren heiße Gluth ſie noch nicht kennt.

Wo der Weg nach dem Ufer abführt, machte ich Halt. Ich bedachte die Weite des Zieles, das Drängende meines Briefes duldete keine Verzögerung, eine geheime Stimme mahnte mich, Heil und Unheil endlich ohne Säumniß zu entſcheiden. Ich entſchloß mich, bog rechts in den Wald ein und war nach einer Stunde in der Meierei des Kloſters. Hier, wo ſchon einmal über mein Schickſal verfügt wurde, wollte ich meine Beichte aufſetzen, ſie ſofort nach dem Schloſſe ſenden und dann getroſt der Dinge harren, die ſie hervorrief, der guten Vorſehung vertrauen und meinen Weg nach der Küſte fortſetzen.

Der Brief war geſchloſſen, der Diener mit ihm abgeſendet. Ich wartete nur auf ſeine Rückkehr, um aufzubrechen. Allein er zögerte; ich harrte mehrere Stunden, ward unruhig, ritt ihm nach und gelangte ſo noch vor Abend nach Santa Maria zurück.

Welcher Maler leiht mir die Farben, um das Unglück zu ſchildern, das über uns Alle verhängt war! Wie will ich die zitternde Hand regieren, die hier den Griffel führen ſoll! — Ich will mich zwingen, deutlich zu ſein, und doch überſtürzt mich, das fühl' ich wohl, die Verworrenheit unheilvoller Fügungen.

Vorausſchicken muß ich, daß Mormona ſchon längſt und wiederholt den Wunſch geäußert, die Bilder meiner Mutter und der waldenſiſchen Ahnfrau zu ſehen. Es gehörte das zu ihren ſtillen, aber doch immerfort quälenden und nagenden

Gelüſten. Ich hatte mit Ernſt, mit Unwillen dem Begehren geſteuert, ihr mit dem Zorne des Vaters gedroht, mit aller Wärme ſie beſchworen, davon abzuſtehen, den Aberglauben, der als Geſpenſt in der Familie umging, nicht keck herauszufordern. Früher mochte ich, ſelbſt fahrläſſig genug, von meinem Beſuche in den ſtreng verwahrten Zimmern des alten Schloßflügels erzählt, ihr damit den erſten Anreiz dazu erweckt haben. Daß ſie gegen den Alten dieſen Wunſch geäußert, geſtand ſie nicht ein; aber wohl möglich, daß von verwegenen Aeußerungen ſolcher Art ſeine Verwandlung im Verhalten gegen uns ſich herſchrieb. Gegen mich hatte ſie noch in den letzten Tagen ihr Verlangen wiederholt und meiner Betheuerung, davon abzulaſſen, den halb ſcherzhaften Trotz entgegengeſetzt, ſie wolle mich doch noch überliſten; auch ſei es grauſam, ihr wie einem unmündigen Kinde dieſen Wunſch zu verweigern. Sie hatte keine Ahnung, zu welcher unſeligen Verwirrung ihr Muthwille führte.

Gleich die nächſte Stunde nach meiner Abreiſe hatte ſie benutzt, dem Haushofmeiſter mit Hülfe der Zofe heimlich die Schlüſſel zu entziehen. Daß ſie zu dieſer Liſt ihre Zuflucht nahm, bewies die Heftigkeit ihres Verlangens. Oder war es eine dunkle, unbekannte Macht, welche die Waldenſerin trieb, ſich in die Reihe ihrer Schickſalsgefährtinnen zu drängen? — So betrat denn Mormona die Gemächer, die wie alles Verbotene reizten. Es geſchah am hellen Tage. Die mit Läden geſchloſſenen, mit Gardinen verhüllten Fenſter ließen die Räume dunkel, und um Licht zu ſchaffen, riß die eilige Zofe mit mehr Ungeſtüm

als nöthig die Vorhänge, die Jalouſien zurück. Ward auf dieſe Weiſe von Außen die Aufmerkſamkeit auf den vereinſamten Schloßflügel rege, oder hatte man die Schlüſſel alsbald vermißt: genug, es gab Aufſehen und Lärm. Zu meinem Vater gelangte eben ſo ſchnell die Kunde; auf dem Schloßhofe raunten ſich die Leute zu, die alte Waldenſerin ſei drüben wieder lebendig. Alles im Hauſe war bald im Aufruhr.

Mormona mochte unterdeſſen im Anblick der mütterlichen Züge ſich die Erinnerung an ihre heimathlichen Berge wach rufen. Gab das Bild doch eine Geſtalt, ſo friſch, ſo duftig wie die Blume auf den Alpenhöhen, ſo zart und keck, ſo durchleuchtet von Anmuth und freiem Stolz wie Mormona ſelber war. Und die Ahnfrau in dem ſteifen Kragen, dem ſchwarzen Gewande und dem weißen Schleier mochte voll Rührung auf Beide herabblicken; ihr kalter Blick, ihre ſtrenge Miene mochten ſich begütigen, als ſie nun auch die dritte im Bunde vor ſich ſah.

Die Luſt, auch die andern Räume zu durchſpähen, trieb Mormona weiter. Sie tappte von Zimmer zu Zimmer; in einem völlig dunklen Gemache blieb ihr Fuß feſtgewurzelt. Sie ſtand und lauſchte. Es war ihr, als vernähme ſie eine ſingende Stimme. Die Töne erſchollen bald näher, bald ferner. Sie bebte, aber der Reiz der Entdeckung überwand ihre Furcht. Sie drang vor, dem Geſange nach. Einige Stufen führten zu einem erhöhten Fortbau des Hauſes, bis eine verſchloſſene Thür ihre Schritte hemmte. Sie hörte hier vernehmlich eine männliche Stimme laut und ſchallend, ſie hörte ein Lied. — Stimme und Lied, beides kam ihr bekannt vor, wie eine waldenſiſche

Weiſe, wie ein Klang aus den Bergen. Sie pochte, ſie rüttelte an der Thür. „Wer ſingt hier? Wer iſt hier verborgen?“ rief ſie laut. Der Schlag ihres Herzens nur gab Antwort. Mit allem Aufwand ihrer Kraft ſtieß ſie von neuem gegen die Bretterwand. Ein dumpfer Schrei und die Klage eines Gefangenen ertönte näher und näher. Sie wollte zurückeilen und Hülfe rufen. Da ſtürzte die Zofe, die furchtſam zurückgeblieben war, aus den vorderen Gemächern mit der Kunde herbei, ſie ſeien entdeckt, der alte Graf dringe mit einem Troß von Dienern ein. Um ungeſtört zu bleiben, hatte die Zofe den Eingang, durch den ſie mit Mormona getreten, hinter ſich verriegelt. Das laute Rufen und Rütteln an dieſer Pforte war vergeblich geweſen. Aber jetzt ward der Lärm auf der anderen Seite des Flügels vernehmlich. Die Verfolgten lauſchten, ſie wußten nicht, wohin ſich flüchten. So ſtanden ſie erwartungsvoll im Sterbezimmer meiner Mutter. Das Geräuſch draußen verlor ſich, die Verfolger hatten ſich entfernt. Es ward ganz ruhig; Mormona ſaß mit der Zofe lauſchend im Hintergrund des Zimmers; es blieb ſtill. Aber die Stille ward plötzlich entſetzensvoll. Die alte Ahnfrau an der Wand, die hohe Geſtalt, die von der Decke bis zum Boden reichte, wurde lebendig, ſie bewegte ſich, ſie ſchien aus dem Bilde zu treten, nach Mormona die Hand auszuſtrecken: mit einem Schrei des Entſetzens ſtürzte das unglückliche Weib zu Boden. — Nicht die Ahnfrau, aber das Bild bewegte ſich, der ganze Rahmen drehte ſich in ſeinen Angeln und mit ruhigem, gemeſſenem Schritt, bleich, einem Geiſte ähnlich und doch fieber-

haft zitternd, trat mein Vater durch die Wandthür, die das Bild bedeckte, in's Gemach meiner Mutter.

Er hatte den Raum nie wieder betreten, die Luft nicht athmen wollen, wo, wie er ſagte, der Geiſt des Böſen als Widerſpruch gegen die Segnungen der Kirche noch Wache hielt. Die Mutter war feierlich beſtattet worden, aber nach dem Aberglauben der Leute hauſte ihre mit der Kirche noch immer nicht ganz verſöhnte Seele auf dem Schauplatze ihrer letzten Wohnſtätte. Der Ort ſelbſt war unberührt, unentweiht geblieben. Das Bild der alten Waldenſerin ſchien recht eigentlich hierherzugehören, man brachte es nicht in den Ahnenſaal zurück. Jeder Seſſel, jedes Geräth ſtand und lag noch auf der alten Stelle, als wäre der Bann darüber geſprochen. Scheute der Alte die Anſteckung der Luft, die man hier athmete, und hielt er ſeine Rechtgläubigkeit doch nicht ganz für unantaſtbar? Oder fürchtete er den Rückfall ſeiner Jugendempfindung, das Gefühl der alten Liebe, das ihn vernichten mußte, wenn es ihn als Reue anwandelte?

Er ſtand jetzt mitten auf dem Schauplatz ſeines kurzen irdiſchen Glückes, mitten im Zimmer vor dem Bette der Entſchlafenen. Der Vorhang bebte, vom Luftzug lebendig gemacht. Der Alte vergaß, weshalb er gekommen. Mit einer wunderbaren Haſt ſtürzte er auf das Bild ſeiner Frau zu, die Erinnerung an die Macht ihrer Schönheit erſchütterte ſeine harte, feſte Natur, und wie er die Hände nach ihrem Antlitz ausſtreckte, brach ein Strom heißer Thränen über ſeine zitternde Wange. Dann beſann er ſich plötzlich, verhüllte ſein Haupt und ſtand

wie eine Bildſäule von ſtarrem Schmerz in ſich ſelbſt gebannt. In dieſer Verfaſſung ſah ihn die Stätte ſeines ſchönſten Lebens wieder, von ſeinem eigenen Gefühl verrathen und verdammt.

Mormona regte ſich endlich wieder am Boden. Die Zofe hatte ſich wieder herbeigewagt und kniete zu ihr hin. Zugleich vernahm man an der Thür über der Treppe, von dem verſchloſſenen inneren Raum her, ein gewaltſames Pochen; immer lauter erklang der bald bittende, bald klagende Ruf des Gefangenen, der endlich wüthende Schläge der Fauſt mit Flüchen begleitete.

Mormona, die ſich ſo eben erholt hatte, lauſchte auf die Töne des Unglücklichen, der jetzt die Thür ſeines Kerkers zu ſprengen drohte. Sie ſprang in die Höhe, ſtürzte auf den Alten zu und umklammerte mit beiden Händen ſeinen Hals. „Mein Bruder!“ ſchrie ſie in wilder Haſt, „Du hältſt ihn gefangen, gieb ihn heraus, Kerkermeiſter! Sein Schrei klingt wie Verzweiflung, wie Wahnſinn!“

Sie ſchrie ſelbſt wie im Wahnſinn auf, als der Alte ſie von ſich ſchleuderte, das große Schlüſſelbund aus der Wandthür zog, durch den nächſten Raum eilte, die Treppe hinaufſtürmte und die Thür, die der Gefangene ſchon halb aus den Angeln hob, öffnete. Wie ein Ungethüm kollerte Pirro die dunkle Stiege hinunter, wand ſich ſchreiend am Boden, ſprang weiter vor in's Zimmer und fuhr wieder zurück, vom hellen Schein des Lichtes geblendet. Sein Haar ſträubte ſich aufrecht, ſeine ſchrägen Augen blitzten mit der Wuth des Tigers, ſeine Hände fuhren krampfhaft umher, als wär' er mit Ge-

ſpenſtern im Kampf. Mit lautem Entſetzen ſtürzte Mormona auf ihn zu und glitt, da er ſie nicht hielt, an ſeiner Geſtalt nieder.

Der Alte ſtand ruhig neben ihnen. „Da iſt Dein Bruder! Habt Euch denn, da Ihr doch zuſammen gehört!“ ſagte er mit dem finſtern Groll des Beleidigten, riß das Schlüſſelbund in die Höhe und verſchwand wie er gekommen war hinter der Tapete.

Das Bild der Ahnmutter zitterte heftig in ſeinen Angeln, die Züge der bleichen Geſtalt wogten zornig auf der Leinwand hin und her. — Die Schritte des Alten verklangen im nächſten Raum, Thür auf Thür fuhr raſſelnd hinter ihm zu. Die beiden Waldenſer waren allein, neben den alten Genoſſinnen ihres Stammes und ihres Unglücks. —

Es dunkelte faſt, als ich in den Schloßhof ritt. Die Diener umſtürmten mich; ich wußte ſchnell das ganze Ereigniß, begriff ich auch nicht gleich den Zuſammenhang. Ich eilte zu meinem Vater; mit Gewalt erbrach ich ſein Cabinet. Stumm und ſtarr ſaß er im Lehnſtuhl, in der welken Hand hing das große Schlüſſelbund. Ich führte in der Angſt eine verworrene Sprache. Er ſtand auf und wollte ſich mit ſeinem Stolze gegen mich waffnen. Das war keine Macht mehr, die Stand hielt; ich war in Raſerei, wenn ich mein Weib in dem Aufenthalt des Schreckens, in Gemeinſchaft mit Pirro dachte. Ich ſchrie dem Alten zu, ob er ruchlos vergeſſen, in welchem Zuſtande meine Gattin ſei, entriß ihm die Schlüſſel und ſtürzte fort in die unglückſeligen Gemächer.

Mormona lag auf dem Bette der Mutter, ſtill, blaß, unſäglich leidend; die Erſchütterung hätte ſie tödten können. Die Zofe weinte. Pirro wühlte am Boden umher; er ſchien nicht zu wiſſen, was um ihn her vorging. Er wurde bald entfernt. Wie ich mit Mormona allein war, machte ſie mir die Entdeckung, daß ſie glaube, ihre Stunde ſei plötzlich gekommen. Der Arzt erſchien und erklärte die Anzeichen als darauf deutend, daß wir einer ſchnellen Entſcheidung gewärtig ſein müßten.

Und ſo war es denn auch. Unter Leiden und Schmerzen, nach einer bang durchlebten Nacht, genas Mormona eines Sohnes. Was ſie mit Freuden dargebracht hätte, war der Lauf der Dinge weniger feindlich für ſie und uns Alle, das gebar ſie jetzt in Noth und Angſt. Das Leben des Kindes war geſichert, aber Mormona ſelbſt in Todesgefahr. Für Tage und Nächte, am Schmerzenslager zugebracht, hat man noch kein menſchlich Maß gefunden; unermeßlich iſt, was die Liebe in der Duldung vermag, unerhört, wie ſie auf der leiblichen Folter zu liegen für nichts achtet und über alle Mühſal triumphirend im Geiſte ganz Seligkeit iſt.

Es giebt Schmerzen, für welche die Sprache, um ſie auszudrücken, erſt bei der Muſik borgen müßte. Wollte ich unſeren Zuſtand ſchildern, ich müßte erſt Töne erfinden, ganz in den Weiſen jener alten Aeolsharfe hingehaucht, die ſich nordiſche Völker im dunkeln Nebel ihrer feindlichen Zone erdachten.

Noch vor Mormona's Tode war der Alte bei dem ungeahnten Gang der Dinge verwandelt. Es wäre jetzt an mir geweſen, die Rolle des ſtolzen Unwillens zu übernehmen, aber

der Anblick des Greises erschütterte mich zu tief. Seine Haltung, seine Fassung war hin, er lag stundenlang wie vernichtet am Lager der Kranken. Wir wechselten kein Wort, die Blicke waren verständlich und sein gramgefurchtes Antlitz sprach deutlich genug, wie zerstört er sich fühlte. Mormona duldete ihn gern um sich, schalt ihn einen armen guten Thoren und strich ihm sanft das greise Haar, wenn er vor ihr kniete und sein nasses Auge in der Decke barg.

Pirro ward gut gehalten, aber er durfte nicht zur Schwester; sein geistiger Zustand schien der ärztlichen Pflege bedürftig. Gleich bei seiner Ankunft im Schlosse hatte er Spuren von Zerrüttung gezeigt. Er mochte eine lange Zeit vorher in Qual und Selbstanklage ein unglückliches Leben in den Bergen geführt haben. Wir hatten fast Alle mörderisch gegen einander gehandelt, aus Wahn oder aus Eigensinn: was Wunder, wenn die zerstörende Wirkung, die der Mensch gegen den Mitbruder richtet, sich von Zeit zu Zeit gegen ihn selbst wendet.

Wir standen an Mormona's Sterbelager; ihre letzten Stunden waren nahe. Das schöne junge Leben wehrte sich noch tapfer gegen die ernsten Anfechtungen des Todes. Ein erster Kampf war vorüber; sie schöpfte freien Athem und rief den Vater und mich zu sich. „Ihr Männer, lieben Brüder," sagte sie weinend und lachend, „tragt keine Sorge um mein ewig Seelenheil; ich will als gute katholische Christin sterben."

Mein Vater stand ihr zu Füßen; er blickte starr zu Boden, er hatte keinen Sinn für die spielerische Kindlichkeit ihres guten Herzens.

„Sei nicht ſo finſter, alter Mann!“ ſagte ſie zu ihm, „ich will ja gern in Euern aparten Himmel hinein und mich losſagen von meinen armen Brüdern und ihrem Ketzerthum. Ach, ihr Glaube war doch ſo friſch und fröhlich frei wie die Luft der Berge! Aber für bedrängte und beladene Menſchen iſt Euer Dienſt recht gut erfunden. Im Jammer, wo man Gott den Herrn unendlich fern glaubt, da giebt man ſchon nach, ach! da ſchwindet ſchon alle Hartnäckigkeit des freien fröhlichen Herzens! Gebt nur her, ich will dem leidenden Gott die Wundenmaale küſſen!“

Mein Vater wendete ſich ab und verhüllte ſein Haupt, aber er wagte nicht, die Feier der Todesſtunde zu ſtören.

„Wendet Euch nicht ab,“ ſagte ſie zu ihm, „von einer armen Creatur, die in ihrer Unſchuld dumm, aber nicht böſe iſt! Euch zu Liebe ſoll auch nach dem Prieſter geſchickt werden und will ich all' meine Sünde ihm überantworten. Die Leidtragenden, die Schwerzensgeſtalten, die Herolde des Todes haben ja ihr Unheimliches für mich verloren, mit Schmerzen und Leiden bin ich nun vertraut geworden. — Von einem Herzen freilich, das in Heiterkeit ſeines Gottes voll iſt, ſcheint Ihr nichts zu wiſſen!“

Sie weinte heftig, wie ſie das Wort geſagt; ſie ſchien der Aufregung zu erliegen. Mein Vater ſtand noch immer in ſich verloren und abgewendet. „Wollt Ihr der Sterbenden nicht die Hand reichen?“ ſagt' ich zu ihm.

Sie hatte ihm die ihrige vergeblich hingeſtreckt; der Alte

war erſchüttert und kämpfte noch mit dem letzten Schatten ſeiner finſtern Regung.

In dem Augenblicke läutete draußen die Glocke des Miniſtranten, die das Allerheiligſte verkündete; die Thür öffnete ſich, die Chorknaben ſtanden mit Kreuz und Becken im Vorzimmer und der Caplan trat in's Gemach.

Mein Vater hatte ſich raſch zu ihm gewendet und ſank in's Knie. In der Verwirrung, in der Sorge um die hinſchwindende Seele meines Weibes mochte ich verſäumt haben, beim Erſcheinen des Sanctum mein Haupt zu neigen, bis der Prieſter uns mit lauter Stimme die Gegenwart ſeines Gottes verkündete. Mormona hatte ſich im Bette aufgerichtet und ſank jetzt in die Kiſſen zurück, als der Prieſter zu ihr trat. „Seid barmherzig mit mir, geſtrenger Mann Gottes!“ ſagte ſie mit zitternder Stimme, „ich ſtehe ja ohnedies bald vor dem Richter, der alle meine Miſſethat kennt! Ich meine, er müßte ſie mir verzeihen!“

Ich fühlte wie bitter der Wermuth war, daß ſich ein heiteres freies Herz ſeine Sünden ſelbſt vergeben wollte. Uberto ſtand wie eine ſtarre Bildſäule mitten im Zimmer, während ſeine Begleiter die Vorkehrungen zum letzten Amte trafen. Er blickte unerbittlich feſt und ſtreng auf die Sterbende. Das war die kalte ruhige Miene des Kriegers, der nur ſklaviſchen Gehorſam, kein Mitleid, kein Erbarmen kennt. Ich ſah hülfeflehend zu ihm auf. Von ihm hing es ab, ihr die Abſolution zu geben; nicht um ihretwillen, der Umſtehenden wegen wünſchte ich es. Ich ergriff des Vaters Arme, ich ſuchte ſein Auge.

„Geht nicht allzustreng mit ihr in's Gericht," flüsterte ich ihm leise zu. „Es waren Irrthümer in ihrem Glauben und Denken: aber seid milde, ihr Leben floß in Unschuld und Liebe dahin!"

„Sie wird Gott die alleinige Ehre geben," sagte der Priester, „und unsere heilige Kirche als den alleinigen Schooß der Seligkeit anerkennen."

„That sie das nicht," eiferte ich, „wo nicht mit Worten, so doch mit ihrem Leben, thatsächlich und freiwillig? Hat sie sich nicht zu uns bekannt, hab' ich sie nicht gewonnen? Haltet nicht so streng auf das Wort, martert nicht die Seele eines armen Weibes mit der Form. War doch der Inhalt ihres Lebens gut!"

Die Kranke, die die ganze Zeit über das Auge geschlossen gehalten, regte sich plötzlich. Wir horchten auf. Sie hob sich in die Höhe, rief mich leise bei Namen, ergriff meine beiden Hände und sah mich groß und ernst an. „Ich bin nicht schwach," sagte sie, „es giebt noch einen Gott für mich und Dich: sei ruhig, Giuseppe!"

Sie wandte sich dann geschäftig bald nach der einen, bald nach der andern Seite. „Es ist noch viel zu thun übrig!" sagte sie, „eilt! Die Zeit drängt!"

Die Dienerin mußte ihr den Knaben bringen. Das schlafende Kind lächelte still und süß. Sie drückte es feierlich an's Herz, legte es dann vor sich hin auf's Bett, breitete die Hände über sein Antlitz und empfahl es mit leisem Gebet dem Schutz aller guten Geister. — „Amen!" sagt' ich, wie sie zu

mir aufblickte und mir winkte. Dann wies ſie den Knaben raſch von ſich, als fürchte ſie, ihre Kraft ſei zu Ende. „Pirro?“ flüſterte ſie. Ich ſchüttelte das Haupt; er war entflohen. „Ich weiß,“ ſagte ſie, „er iſt nicht hier. — Kommt, alter Mann, Vater meines Giuſeppe!“ fuhr ſie fort, und ich zog ihn auf ihren Wink an's Lager. Er wehrte ſich nicht länger und drückte ihr die Hand. Sie nahm die ſeinige und ſchloß ſie betend zuſammen. Sie blickte in ſein Antlitz und zwang ihn, ihrem Blicke Stand zu halten. Eine ſelige Friedfertigkeit leuchtete in ihren Augen, ob ſie ſchon die Schatten der heranbrechenden Nacht verdunkelten. „Und die Waldenſer ſind auch unſere Brüder?“ ſagte ſie laut mit fragendem Ton. — „Amen!“ rief ich und lehnte den Arm um die Schulter des Alten, der ſich über das Lager bückte. Er küßte ihr die Hand, wendete ſich zur Seite und drängte den Prieſter heran. Aber ſie wehrte ihn ab mit der Hand, ſie wollte ſich mit mir allein noch beſchäftigen. Sie ſank in ihr Lager zurück, ihre Stimme ward matter; ich kniete vor ihr nieder und ſah zu ihr auf wie zu einer Heiligen. Sie lächelte wie ein verklärter Geiſt. Mit ſchwacher Stimme, aber durchdringendem Tone dankte ſie mir für das Glück der Liebe. „Mein allzu kurzes Leben“, flüſterte ſie, „war in Luſt und Leid doch ein geſegnetes! Giuſeppe, meinſt Du nicht?“

„Und was ſagt Euer Gott dazu?“ flüſterte ich zum Prieſter.

„Unſer Gott?“ ſagte Uberto, „iſt er denn nicht der Eurige?“

Ich ſchlang den Arm um ihren Nacken, um ihre Lippen dem dargebotenen Heil des Prieſters näher zu bringen. „Geſtehet daß unſer Gott auch der Eurige!“ ſagte Uberto und wollte ihr den Leib des Herrn reichen.

„Mein Gott iſt gut!“ hauchte ſie ſtill, zuckte leiſe in ſich zuſammen und hatte vollendet; ſie ſtand vor dem Richter, der ihr und unſer Aller Gott. Der Prieſter hielt ihr noch die heilige Speiſe vor; die zuſammengepreßten Lippen weigerten ſich ſie anzunehmen. Uberto ſah finſter drein. „Unſelig hingegangen!“ ſagte er und ſah mich drohend an, wie ich mit der ganzen Bitterkeit des Schmerzes ſeinem Blick begegnete. Wie mein Vater die Hände rang, machte der Dominicaner das Zeichen des Kreuzes über ſie, ſah aber ſchweigend gen Himmel.

Siebentes Capitel.

Todtendienſt und neues Leben; Dominicaner und Jeſuit.

Selig oder nicht: Gott wird es richten! — In einer kleinen Waldcapelle, von Oliven und Ulmen umſchattet, war Mormona's Hülle beigeſetzt. Der Neubau der alten Begräbnißhalle zu Santa Maria hatte die Nöthigung gegeben, ihr dieſe Ruheſtätte fern von den Angehörigen der Familie zu bereiten. Mir galt das gleich. War ſie doch ſonſt mit allen Ehren einer Gräfin des Hauſes beſtattet. Während man in der Schloßkirche Tag und Nacht das Todtenamt hielt, lag ſie im Schatten des Waldes, der Menſchenwelt und ihrem irdiſchen Lärm entzogen, in dem grünen, luftigen Tempel, wo die Vögel des Himmels ſich anbauen und ohne Brevier und Formular dem Herrn ihr Loblied ſingen. Selig oder nicht: hier galt kein Unterſchied.

Mein Vater hatte die Feierlichkeit der Beiſetzung mit einer Sorgfalt betrieben, die glauben ließ, ſein Schuldbewußtſein wolle ſich mit dieſem Liebesdienſt eine letzte Buße auferlegen. Faſt ſchien es, als ſolle ihm die todte Mormona werden, was

ihm die lebendige nie ganz geweſen. Dieſe Reue verlangte geehrt zu werden. So viel Eifer um das dahingeſchwundene Leben hätte mit ihm verſöhnen können, hätte dieſe Frömmigkeit ſich nicht an den Wahn geklammert, die Todte werde jenſeits vom ewigen Richter verworfen werden. Für mich ſtand Mormona im Glorienſchein der vollen Liebe Gottes! Seit ihrem Tode hatte ich das feſte Gefühl von ihrer und meiner Rechtgläubigkeit, im Nothfall auch der Kirche gegenüber; es war als wäre Mormona's ſelbſtgewiſſe Sicherheit auf mich übergegangen.

Ich ſah und hörte wenig vom Treiben um mich her, ich theilte weder meine Andacht, noch auch die Bedürfniſſe des Tages mit der Welt, die mich umgab. Meines Vaters Andacht ließ ungewiß, ob er mehr an Mormona's Erlöſung oder an ſeinem eigenen und ſeines Hauſes Seelenheil zweifelte. Die Lebenden galten ihm wenig, auch der Sohn der Todten, der Knabe Saverio, ſo wenig als ich ſelbſt. Ihn zu ſtören in ſeinem Thun war vergeblich; die Berührung zwiſchen uns war allzu ſchmerzlich; das Unglück hatte uns vereinigt, um uns für immer zu trennen.

Von Kindheit auf hatte ich an meinem Vater keine andere Regung, keine andere Beſchäftigung als dieſe faſt mönchiſche gekannt; die Gewohnheit hatte ſeinem Thun und Treiben, ſeinem ewigen Todtendienſt mitten im lebendigen Leben, das Fremdartige genommen. Dieſe Weltentfremdung war freilich nicht von Jugend auf in ihm geweſen; ſie hatte ihre Geſchichte gehabt, ſie war das Ergebniß ſeiner Schickungen. Eng

befreundet mit Victor Amadeus, jenem Herzoge von Savoyen, der den Titel eines Königs von Sardinien annahm, hatte mein Vater deſſen Unternehmungen, deſſen Feldzüge getheilt, war nicht von ſeinem Hoflager, nicht von ſeiner Seite gewichen; er war ſein Freund geweſen im ſchönſten Sinne des Wortes. Wie ein Meiſter ſeinen Schüler, ſo hatte Victor Amadeus den Grafen La Torre geliebt. Plötzlich bemächtigte ſich des Fürſten ein ränkevolles Weib. Victor Amadeus legte die Krone nieder, um in den Armen der Marcheſe von San Sebaſtiano das vermeinte Glück der Liebe ungeſtört zu genießen. Die Abdankung zu Gunſten Karl Emanuel's geſchah unter dem trotzigſten Widerſpruch meines Vaters, des treueſten Vaſallen. Er ward als Rebell in Ketten geworfen. Ein Jahr darauf bereute der alte König den unbeſonnenen Schritt; er wollte ſein Regiment wieder antreten, er forderte vom regierenden Sohne das Scepter zurück. Meines Vaters Warnung hatte alſo Gehör gefunden. Seiner Banden frei, in ſeinen Ehren wiederhergeſtellt, war Graf La Torre eifrig bemüht, die insgeheim zuſammenberufenen Barone des Reichs für den alten König zu ſtimmen. Dieſe Treue für das Alter mußte der Jugend für Verbrechen gelten. Karl Emanuel kam der Verſchwörung zuvor, Victor Amadeus wurde der Gefangene ſeines Sohnes. Mein Vater theilte freiwillig das Loos, der königliche Greis ſtarb in den Armen ſeines Freundes. Den jungen Herrſcher rührte dieſe Hingebung nicht, mein Vater ward wie ein gemeiner Miſſethäter auf die Galeere geſchickt, bis ihn die Vermittelung des römiſchen Hofes von der ehrloſen Strafe erlöſte. Krank und an der Menſchheit

verzweifelnd, die ihn die beſte Tugend ſeines Herzens, die Treue, ſo tückiſch büßen ließ, lebte mein Vater längere Zeit in Rom, galt den Leuten, wie ſie ſagen, für tiefſinnig und ward ſehr fromm. Man trug ſich ſogar mit dem Gerücht, Graf La Torre ſei heimlich in einen geiſtlichen Orden getreten. Die Politik der Höfe, die Laune und die Willkür der Mächtigen, die treuloſe Ränkeſucht der Ehrgeizigen, der ganze Lauf der Dinge dieſer Welt erſchien ihm ſeitdem ein Werk des Böſen. Dem heiligen Vater verdankte er den Wiedergewinn ſeiner Rechte als Menſch, ſeiner Beſitzungen als Erbherr ſeines Hauſes; geiſtlicher Zuſpruch bewahrte ihn, daß ſein Gemüth nicht irre ward an Gott und ſeiner Weltregierung. Er ſah fortan in der Kirche den allein feſten, den allein rechtmäßigen Zuſammenhang zwiſchen Himmel und Erde. Der Staat und die Geſellſchaft der Menſchen hatte ſich ihm als ein trüglich Machwerk, die Kirche allein als eine Stiftung Gottes, als der Fels Petri erwieſen. Er kehrte von Zeit zu Zeit nach Santa Maria zurück, lebte aber auch hier ſtill, in ſich gekehrt, kirchlichen Uebungen ergeben. Seine erſte, ebenbürtige Gattin, die ihm weder Glück noch Nachkommenſchaft gegeben, war in den Armen eines Nebenbuhlers geſtorben. Plötzlich trat in ſein gramumflortes, wolkenſchweres Leben ein lichter Engel, ein Genius der Liebe und Freude, das Mädchen aus den Bergen. Dieſer Engel des Lichts ward auf Augenblicke mächtig genug, die Nacht um ſeine Stirn zu verſcheuchen, den Dämon zu bezwingen, die ſchlummernde Natur in ihm aus ihrem Grabe aufzurufen. Sie ward ſein Weib, aber er hatte nicht Kraft und Klarheit des Geiſtes

genug, die Unſchuld, die ihm Gott aus dem Schooß der Natur geſpendet, heiligzuhalten, im Widerſpruch mit Finſterlingen, die das Fleiſch tödten, um dann den todten Leib zu benedeien. Eine Zeitlang ward den waldenſiſchen Brüdern in den Bergen eine Freiheit, eine Wohlthat nach der anderen zugewendet, meine Mutter regierte zu Santa Maria; dann plötzlich kehrte mein Vater zu ſeinen Bußübungen, zu dem finſteren Glauben zurück, ſein Haus ſei vom alten Fluche wieder heimgeſucht. In dieſem Wahn ließ er ſein Weib, meine Mutter, ſterben. Dieſer Wahn, der Fluch des Hauſes ſei unſühnbar, lebte jetzt von neuem in ſeinem zerſtörten Gemüth.

Für mich hatte die Welt ſeit Mormona's Tode ihre Farben verloren, mir liefen die Geſtalten des Lebens gleichgültig ineinander. Ich verließ nur ſelten die Gemächer des Schloſſes, in denen mein Weib gewaltet, gelebt und geliebt, gelitten und geendet. Ich hatte mich in dieſen Räumen feſt eingerichtet, aus dieſem Zuſammenhang mit der nächſten Vergangenheit wollte ich nicht ſcheiden. Dort wehte mir noch der Hauch ihres Mundes; in den verhüllten Zimmern, die kein ungeweihter Fuß mehr betrat, im Schatten dieſer Dämmerungen, die ich halb träumend, halb wachend an mir vorübergleiten ließ, fühlte ich noch die Geſtalt der Geliebten, ja, ich glaubte ſie im Fluge an mir hinſchweben zu ſehen, das Rauſchen ihres Gewandes, den ſüßen Klang ihrer Stimme zu hören. Das war mein Todtendienſt. Meine Andacht beſtand darin, mir Mormona's Geſtalt lebendig zu erhalten. Jedes ihrer Worte rief ich mir zurück, um aus all' den kleinen Zügen ihres kurzen Lebens mir

ihr Abbild feſtzuſtellen. Ihr Leben weiterzuleben, das ſchien mir mehr werth als alle Buße. Und in der That, ich fühlte ihren Geiſt in mir wachſen und gedeihen, als wenn ihre Natur auf mich übergegangen wäre. Sie hatte ſich aus Liebe zu mir zum römiſchen Dienſt bekannt. Ich war damals faſt auf dem Punkte, aus Liebe zu ihr den Glauben der Ketzer mein zu nennen. Sie hatte nicht ausgehalten im Dienſt meiner Kirche, der freie Strahl ihrer heiteren Seele war vom Dunkel der Dämmerungen, das er nicht zu durchbrechen vermocht, wieder zurückgeſcheucht. Ich meinerſeits gedachte die nüchterne Helle des einfachen Ketzerthums der Waldenſer mit der Wärme des vollen Menſchenlebens zu beſeelen, um ſie für die Welt wieder zu gewinnen, die alte Unbill auszugleichen, den jahrhundertlangen Fluch zu ſühnen. Anders, das fühlte ich ſchon damals, kann man nicht Miſſionär ſein und Proſelyten werben, als wenn man auf die Bedürfniſſe der Verirrten liebevoll eingeht, ſie theilt und menſchlich findet. Das Alterthum der Griechen lehrte ſchön und gut ſein, und hielt Beides für daſſelbe. Das Chriſtenthum wollte mehr ſein als das, und iſt hinter dieſem Ziele zurückgeblieben. Soll die Welt die verlorne Harmonie nicht wiederfinden? Sollen wir das Leben nur immer erſt heilighalten, wenn es eingeſargt vor uns liegt? Dieſer Todtendienſt höre auf, das Leben abzutödten! —

Ich hätte ohne Zwang an die früheren Jahre meiner Jugend wieder anknüpfen können, die ich im Collegium zu Genua zugebracht. Aber ich brauchte Menſchen, die für meine Ueberzeugungen empfänglich waren, uneingenommene, friſche Menſchen,

denen ich von Mormona erzählen, den Inhalt ihres Lebens und meinen Glauben deuten konnte, wie Gott in einer kindlichen Seele ſeine liebſte Offenbarung ſieht. Das Bedürfniß nach Mittheilung, nach Thätigkeit und Wirkſamkeit ſcheuchte mich endlich fort aus meiner abgegrenzten Stille. Der Knabe Saverio mit der Sorge für ſeine erſten Bedürfniſſe erfüllte zu wenig meine Zeit und Muße. Das friſch kräftige Kind war dem neuen Hausmeiſter und ſeiner Frau, die von gleichem Alter ein Kind gebar und nährte, zur Pflege übergeben; beide Knaben hatten damit als Milchbrüder dieſelbe Mutterbruſt. Dieſer Hausmeier und ſein Weib waren verſtändige Leute, ob ſie ſchon unmündig waren in Sachen des Glaubens, prieſterlichen Willen unbedingt und blind über ſich verfügen ließen. Der Knabe Saverio entwickelte ſich raſch und feurig; die fröhliche Schnellkraft ſeiner Mutter ſchien in ihm lebendig zu ſein; die Züge ſeines Geſichtes machten ihn auch äußerlich zu ihrem Ebenbilde. In mir aber lebte Mormona's Urbild weiter, ihr Geiſt durfte nicht entſchwunden ſein vom Schauplatz ihres Lebens, ihr Daſein war noch nicht abgeſchloſſen, ihre Sache, die Sache der verkannten Unſchuld, noch nicht erledigt. Wenn ich für das Recht der verketzerten Menſchheit, für das Recht der Kinder in den Bergen und ihre Anwartſchaft auf die Segnungen des Lebens als Anwalt auftrat, glaubte ich Mormona's beſte Erbſchaft anzutreten, der beſte Vollſtrecker ihres letzten Willens zu ſein.

Was mich von Zeit zu Zeit wiederholt in die Berge trieb, war die Sorge, Kunde von Pirro zu erhalten. Niemand wußte

von ihm, weder auf dem Markt von La Torre, wie die aufgestellten Wächter mir meldeten, noch daheim in den zerstreuten Hütten der Köhler und Murmelthierzüchter. Er war der Erste von den Brüdern in den Bergen, denen mein Leben gehörte, wollt' ich Mormona's Leben weiterführen. Die Ungewißheit über sein Ergehen wurde mir zur Pein. Er konnte in Noth sein, in innerer Bedrängniß, der Verzweiflung preisgegeben! In der Hütte auf dem Felsen war keine Spur von ihm zu entdecken.

Wie ich zum ersten Mal jenen Schauplatz meiner ersten Freude wieder betrat, rieselte ein leiser Schauer der Andacht durch meine Seele. Hier hatte meine Alpenrose geblüht, bevor sie sich den Menschen im Thale anvertraute. Auf dieser Schwelle war sie vor meinem ersten Erscheinen droben in der Hütte zusammengeschreckt, hier am Heerde hatte sie meinem Worte gelauscht, das ihr die Bruderliebe unter den Menschen als das höhere, Gott allein wohlgefällige Christenthum verkündete. Hier hatte sie feierlich die Hand gen Himmel gehoben, als ihr schüchterner Blick mich gefragt, ob ich es ehrlich gemeint; dort war sie still in sich erzittert, als meine Hand sie berührt. Ich kniete nieder auf den Spuren ihres Wandels, ich gelobte die Stätte heiligzuhalten, ich gelobte mehr; ich gelobte ihren Brüdern in den Bergen, die die Welt verdammt, ein Verkündiger von der Liebe Gottes zu sein. Den großen schweren Streit zwischen altem und neuem Glauben schwur ich unter den Menschen schlichten zu helfen, und rief Mormona's Geist aus den Gefilden der Seligen zum guten Werk herab. Und es

war mir, als wenn es wie mit Fittichen der Seraphim mich umrauſchte, ein lichter Geiſt mit hellem Klang ſein Triumphlied ſänge. — Wie ich aus der Thür wieder hinaustrat, ſtand die Sonne ſcheidend am Rand der Berge; ich fühlte ihren Glanz um mein Haupt, die Hütte um mich her ſtand in Glorie. Auf die Platte des Felſenſtiegs ſchrieb ich mit deutlichen Zügen: „Pirro, eile zu mir, Mormona's letzten Willen zu vernehmen!“

Damals ſtieg der Wunſch in mir auf, Prieſter zu werden, um auch äußerlich das Recht zu haben, den Menſchen einen Glauben zu verkündigen. Ich konnte ja dann auch meine Genoſſen für den wahren Gottesdienſt gewinnen, ich durfte vor ſie hintreten und ſagen: Ihr Thoren, die ihr Gott ſuchen wollet! Er wandelt unter euch, ein ſtiller Geiſt, und ihr erkennt ihn nicht. Ihr erwartet ihn mit Schrecken zum jüngſten Gericht, und ſiehe, er iſt alle Tage bei euch. Ihr erwartet ihn im Lande jenſeits, und martert und kränkt ihn hier ſchon im Geringſten eurer Brüder! — Die Welt iſt ſchon ſehr alt geworden, und hat die Religion Chriſti, die Religion der Bruderliebe noch immer nicht verſtanden.

Ich hatte bisher in der Geſchichte einiger ketzeriſchen Secten geforſcht. Ueberall, fand ich, hatte ein in der Stille Erleuchteter von neuem die Entdeckung gemacht, daß Gott ſich nicht im bloßen Formendienſt finden laſſe. Ueberall freilich waren die Neuerer zu weit gegangen und hatten ſich zur großen Gemeinde des Herrn nicht wieder zuſammengefunden. Ich las jetzt die Geſchichte unſerer Orden. Ich fand auch ſie ihrem Urſprunge entfremdet. Immer war es ein großer Gedanke

eine tiefe Sehnsucht, was den Stifter einer neuen Gemeinschaft aus dem Lärm der verlorenen Welt in die Wüste oder in die Stille trieb, um sich, wie Christus in den vierzig Tagen, auf sich selbst und auf den reinen Ursprung der Menschheit aus Gott zu besinnen. Mit gesammelter Kraft trat er dann wieder unter die Menschen, um den Brüdern mitzutheilen, was ihm der Geist vertraut. Selbst jener Dominicus, von dem ein System furchtbarer Verfolgungen den Namen entlehnt, war ein gottgeweihter Mensch, den unser Dante, der große Dichter, in den Himmel versetzt, während er dessen Schüler und Anhänger zu den Verdammten in die Hölle wirft. Ueberall sah ich die ursprünglich reine Absicht unter dem leidenschaftlichen Thun der Menschen in ihr Gegentheil verkehrt, die Gelübde der Orden in äußerlichen Formeldienst, die Begeisterung in eine todte Knechtschaft des Buchstabens ausgeartet. Der Same des Christenthums war zu einem gewaltigen Baume aufgeschossen, aber die Vögel des freien Himmels fanden nicht mehr Obdach unter ihm. In stillen Nächten überfiel mich die Angst, ich könnte berufen sein, den todten Christus zu erwecken, und doch nicht die Kraft haben, den Menschen das Evangelium von der lebendigen Liebe zu deuten. Wohl war der Entschluß in mir stark genug, in die Einsamkeit der Wüste zu ziehen und im Anschauen Gottes meine Gedanken zu heiligen, aber die Furcht, in die Welt zurückgekehrt, einsam wie ein Wahnsinniger dazustehen, der den Steinen vergeblich predigt, lähmte meinen Entschluß, hielt meine Lebensgeister gebunden. Ich fühlte zugleich, daß ich der Genossen bedurfte, um für die Menschheit zu kämpfen

und zu dulden. Die Kraft eines Einzelnen reicht nicht mehr hin, der Menschheit aufzuhelfen.

Pater Eusebio in Genua war mir in diesen Zweifeln Rath und Trost. Er war ohnedies gewohnt, in den Ereignissen unseres Hauses mitzuleben. Alles was in mir vorging, pflegte ich ihm zutraulich zu berichten. Eusebio war von Herkunft und Nation ein Franzose, aus der Schweiz gebürtig. Er kannte die Menschen, er wußte, wie man ihnen in ihrer Noth beispringt. An den Höfen der Fürsten, wie in der Hütte der Armuth hatte er mit weiser Hand Segen verbreiten und auch den Verstand der Weltklugen da leiten gelernt, wo der gute Wille und die Empfindung des Herzens nicht ausreichen. Er kannte auch die Philosophien jener verwegenen und aberwitzigen Köpfe, die damals schon den gesammten Inhalt der christlichen Menschheit anzweifelten und ihn verspotteten, weil sie ihn nicht bewältigen und neu gestalten konnten. Sie verwarfen das Bestehende und waren ohnmächtig, Neues zu schaffen. Eusebio verwarf nichts unbedingt; er prüfte Alles, behielt das Beste und war überzeugt, daß der guten Sache Alles zum Besten gereiche.

„Du irrst, mein Sohn," schrieb mir Eusebio, „wenn Du wähnst, man müsse eine Gemeinschaft aufgeklärter Köpfe erst stiften, die von der Knechtschaft der Form, von der Tyrannei der Satzung frei sei. Eine Gemeinschaft freier Denker existirt. Nicht Alles für Alle! ist freilich ihre erste Regel. Und man kann nur stufenweise in das Allerheiligste der unverhüllten Wahrheit dringen. Die Wahrheit macht frei, den Einzelnen

wie ganze Völker, aber nur nach dem Grade der Befähigung, der klaren Besonnenheit und eines ruhigen Selbstbewußtseins. Mein Freund, es giebt eine Verbrüderung edler Menschen, die sich die Wahrheit und die Freiheit zum Ziel steckten; allein sie müssen sich noch geheim halten gleich den ersten Christen, die zur römischen Zeit in Höhlen und Schluchten den stillen Keim ihrer Lehre pflegten. Es giebt eine Gemeinde, die sich die Verbrüderung und Aufklärung aller Menschen zur Aufgabe ihrer Bestrebungen gemacht hat; aber sie hat am hellen lichten Tage noch keine Form gewonnen, und ihr offener Kampf mit den finstern Gewalten des Aberglaubens und der Unduldsamkeit ist noch nicht statthaft. Es wird die Zeit kommen, wo sich alle Besseren zu dem großen Bunde der Menschenliebe zusammenfinden, und die Kirche Gottes, die Gemeinschaft der Gläubigen wird dann wieder Raum haben für Alle, auch wenn sie nur die Wahrheit ahnen. Dann werden die Irrthümer der Philosophien, die Absonderlichkeiten der Secten, die hartgesottenen Behauptungen eigensinniger Kathederhelden verschwinden. Was in den Entdeckungen Einzelner wahr ist, kann nur Geltung haben, wenn es Gemeingut der Menschheit wird. Das haben jene Weltweisen Frankreich's und jene Sectenstifter der germanischen Nation nicht einsehen können, daß die Menge unfähig ist, das grelle Licht der ganzen Wahrheit zu ertragen, und darum thut der Menschheit ein Orden noth, der die Aufklärung des Verstandes zu regeln, die neuen Entdeckungen der Vernunft zu leiten, sie für die große Menge unschädlich zu machen weiß. Dieser Orden, mein Sohn, der

auf das Treiben der Welt eingeht, am Thun der Menschen theilnimmt, das Weltliche heiligt und den schönen Garten Gottes, diesen von wilder Leidenschaft und vom Fanatismus des angeblich ausschließlichen Glaubens so oft verwüsteten Schauplatz der Erde wieder urbar macht und anbaut: dieser Orden braucht nicht erst gestiftet zu werden, weder er selbst, noch die besondere Loge der Aufgeklärten in ihm. Dieser Orden hält fest an der Kirche Gottes auf Erden, aber seine Esoteriker, seine Auserwählten, haben zugleich Theil am Fortschritt der Menschheit. Er kennt die Lehren der Weltweisen, er weiß um die Bedürfnisse der Völker, er ehrt das Streben des Einzelnen nach Freiheit; aber er behütet die heilige Flamme der reinen Wahrheit, er wacht darauf, daß die große Menge, das noch unmündige Volk vor den Irrungen der zweifelnden Vernunft bewahrt bleibe. Nicht Alles für Alle! Dies der oberste Grundsatz dieses Ordens, Gehorsam deshalb seine Basis, Verschwiegenheit die Bedingung, um ein Mitglied der Gesellschaft Jesu zu sein."

„Mein väterlicher Freund," schrieb ich an Eusebio zurück, „ich sehne mich nach einer Gemeinschaft edler Männer, die der Ueberzeugung leben, die Kirche Gottes müsse aufhören, eine Strafanstalt für die Menschen zu sein. Ich bin überzeugt, daß das Christenthum der Dominicaner nicht Eure Lehre ist. Ich bedarf vielleicht sogar des Schutzes gegen deren Christenthum, aber ich kann — verzeihet! — nicht die eine Gefangenschaft mit der andern vertauschen; ich kann nicht blinden Gehorsam schwören, wo ich einen Bund edeldenkender,

freifühlender Menſchen fordere. Blinder Gehorſam hindert die Bewegungen meines Geiſtes, hemmt meinen Wiſſenstrieb.“

Hierauf ſchrieb Euſebio zurück: „Die Freiheit der Forſchung, mein Sohn und mein Freund, wird Dir nie unterſagt bei uns. Die heilige Kirche erlaubt ſie dem Prieſter, dem Auserwählten, auch wenn er nicht die Weihen empfing. Wie ſollte die Geſellſchaft Jeſu ihren Mitgliedern das Ringen nach Wahrheit verbieten! Wir Alle ſtreben nach der Freiheit, wir wiſſen, daß nur die Wahrheit frei macht, aber wir halten uns nur ſtufenweiſe für die Freiheit befähigt. Es giebt keine Freiheit ohne Nothwendigkeiten. Steht die Weltkugel, die ſich frei bewegt, nicht insgeheim unter dem Geſetz der Schwere? Ebenſo iſt der Menſch, dieſer freie Schöpfer ſeiner Thaten, — frei, denn ſonſt hätte er keine Wahl zwiſchen Gutem und Böſem, — von Natur und Schickſal an geheimen Fäden feſtgehalten. Iſt ſein Sinn geſund, ſo giebt er ſich dieſen Naturbedingungen hin, ohne dadurch ſeine Freiheit für gefährdet zu erachten. — Mein Sohn, ich kannte von früh an Dein heimliches Gelüſt nach Freiheit, das ſich ſelbſt in den Spielen des Knaben verrieth. Ich habe Dich ſchon damals, als Du hier im Collegium mir anvertraut warſt, nach der Art und Weiſe geleitet, die Deine Natur zu verlangen ſchien. Du fügteſt Dich in die Ordnungen der Anſtalt, die jeder Tag mit ſich brachte, während Du Nachts heimlich Deine Wanderungen am Strande, Deine Fahrten im Nachen ungehindert unternehmen konnteſt. Du dünkteſt Dich frei, weil Du nicht wußteſt, daß jener Fiſcher, den Du für Dich gewannſt und beſtacheſt,

ſchon vorher in meinem Solde war. So, mein Sohn, ſteht es um die Freiheit der Menſchen, und nur ſo, wenn ſie von einem Höheren überwacht iſt, bleibt ſie vor Gefahren geſichert! Begreife daran, wie die Geſellſchaft Jeſu Chriſti ihre Auserwählten zu leiten weiß. Zu den Auserwählten aber rechnete ich Dich ſchon immer, mein Freund; ich wußte, daß dieſer Hang zur Freiheit Deine Kräfte entwickeln, nicht Deinen Sinn verwildern werde. Und nun der Himmel Schmerzen ſeltener Art über Dich verhängte, fand ich meinen Glauben an Dich nur beſtätigt. Der Himmel hat Dich hart und bitter geprüft. Er nahm Dir Dein irdiſches Kleinod, um Dir einen Schatz im Himmel zu ſichern. Gieb dieſen Gewinn nicht auf, ſuche ihn ſchon auf Erden wirkſam anzulegen! Du biſt zu einem Apoſtel Gottes, zu einem Verkündiger ſeines Reiches auf Erden berufen, denn Du gehſt in Liebe auf die Irrungen der Menſchen ein, Du haſt die Gabe, Dich der Gemüther zu bemächtigen und ſie mitten im Kampfe gegen die finſtern Leidenſchaften zu Gott zurückzuführen. Das Chriſtenthum der Dominicaner fürchte nicht! Die Herrſchaft der Mönche und der Fanatiker iſt aus. In Dir aber, mein Freund, erkenne ich das außerordentliche Werkzeug eines höheren Chriſtenthums. Werde Prieſter und ziehe hinaus in die Welt, um den Menſchen zu verkünden, was ihnen noth thut! Oder tritt wenigſtens als Laie in den Verband unſeres Ordens und wirke nach dem Maß Deiner Kräfte und nach dem Maß, wie Gott Dein Herz erleuchtet! Unſer Orden iſt bildungsfähig, das unterſcheidet ihn von allen andern und deshalb wird er Schritt

halten mit der Entwickelung der Jahrhunderte. Unter dem großen Stifter hatte die Gesellschaft Jesu die Aufgabe, in der Stille des Gemüths die Eintracht mit Gott wiederzufinden, die seinem Zeitalter verloren gegangen war. Loyola fand sie im Gebet und in der Buße, und in den Entzückungen seiner Phantasie wurden ihm die Wahrheiten der Religion zu Gestalten, mit denen er leibhaft zu verkehren glaubte. In den Anschauungen seines schwärmerischen Geistes fand er Gott wieder, den er in den Formen der Kirche seiner Zeit vergeblich suchte. Diese Rückkehr zum Einblick des Geistes in sich selber hat ihn wie alle Schwärmer als groß und gottselig hingestellt. Wären wir bei seinen Phantasien stehen geblieben, so hätten wir in Einsiedeleien und in der Wüste Büßer und Heilige erzogen. Aber die Welt soll sich nicht selbst überlassen sein, der Geist des Christenthums muß in sie eingehen und Fleisch werden. Man muß der Menschheit zu Hülfe kommen, an ihrer Bedürftigkeit Theil haben, wie Christus Mensch ward und die Gebrechen der Menschlichkeit auf sich nahm — er freilich, ohne zu sündigen. Jakob Laynez, unser zweiter General, gab dem Orden seine zweite Richtung. Er entfernte aus ihm, was von mönchischer Düsterheit ihm noch innewohnte; er milderte die Strenge des beschaulichen Lebens, er setzte sich zur Aufgabe, die Welt der Menschen mit der Kirche Gottes zu vermitteln. Dies geschieht durch Unterricht der Jugend und durch milde, aber unaufhörliche Bekämpfung des Unglaubens. Der Umgang mit Erwachsenen, Predigt und Beichtabnahme wurde nöthig, um überall die Welt auf ihrem eigenen Grund und

Boden ſicher und unvermerkt zum Heil zu führen. Es gelang nicht wieder, den Orden auf bloße Beobachtung der kanoniſchen Stunden und ausſchließlichen Mönchsdienſt zurückzuführen; mit Franz Xaver war die Miſſion unter den Heiden glorreich eröffnet und dem Orden dieſe neue Seite erwachſen, Ungläubige zu bekehren, während die Erziehung der Gläubigen innerhalb der Chriſtenheit unſere weſentliche Aufgabe blieb. So ſchreiten wir fort, mein Sohn, ſelbſt wenn die Kirche und das Regiment des Papſtes im Stillſtand verharren wollte. Wir arbeiten für die Kirche, aber wir erneuern ſie immerdar, indem wir ihr neue Grundmauern ziehen, und wenn wir auch blos den Beſtand des alten Hauſes zu ſichern ſcheinen, ſo wächſt doch langſam, aber unaufhörlich der unſichtbare Tempel fort, bis er die Größe, Weite und Herrlichkeit haben wird, in dem ſich alle Welt zuſammenfindet. Es wird nichts verloren ſein, was die Bildung der Jahrhunderte an wahrem Gewinn heraufführt, es wird ſich Alles in einer großen Gemeinſchaft zuſammenfinden. Dies, mein Sohn, iſt der Sinn des Ordens in unſerm Jahrhundert. Wir haben Großes vor, eine Reform und Neugeſtalt der Kirche, die ſich über alle Secten verbreiten, alle Völker wieder gewinnen muß, um die wahrhaft allgemeine zu ſein. Auf, auf, mein Sohn, ich wünſche, daß Du dereinſt unſere Glorie theileſt! Theile zuvor unſere Anſtrengungen, unſere Opfer, unſere Arbeiten!“

Ich hatte mit dem Briefe des werthen Mannes das Glaubensbekenntniß eines römiſchen Prieſters in der Hand, deſſen Offenheit beinahe zu der Beſorgniß führen durfte, es könne für

ihn verhängnißvoll werden. Stand mein würdiger Lehrer doch ohnedies schon in dem Rufe einer Freisinnigkeit, die man nur als eine Ausnahme, vielleicht nur in Anbetracht seiner sonstigen vielfachen Verdienste gelten ließ. Seine Feinde hatten ihn schon mehrmals beim heiligen Amt der Inquisition wegen seiner Hinneigung zu den Philosophen Frankreichs und den deutschen Freimaurern verdächtigt. In der That enthielt sein Brief deutliche Spuren von seiner Theilnahme an der Gemeinschaft aufgeklärter Köpfe, die damals anfingen, sich in heimlichen Logen zu versammeln. Ich hörte damals zum ersten Male von dem Bunde der Rosenkreuzer, der Beides in sich vereinigen sollte, die Ideen der Freimaurerei und das Gelübde, die Aufklärung im Dienste Roms zu befördern.

„Es ist eine verhängnißvolle Zeit hereingebrochen," schrieb mir Eusebio hierüber, „Licht und Finsterniß, Liebe und Haß ringen mit einander; im Schooße der Kirche selber, wie in der ganzen Menschheit ist der Zwiespalt ausgebrochen. Es gilt jetzt mehr als je, daß die Edleren fest zusammenhalten und das Zeitalter vor den Verwüstungen bewahren, die von beiden Seiten uns drohen. Gegen den Unglauben waffnet sich der alte Aberglaube mit neuer Macht, gegen den Witz der ruchlosen Spötter treten die Geister des Schreckens und der Gewaltthat wieder in die Schranken, gegen einen Voltaire pflegt ein neuer Torquemada aufzustehen und der ächte Freund der Kirche Gottes und der Menschheit steht oft allein mitten im Kampfe der Parteien. Hier gilt es dann doppelt, am Heil des Ganzen nicht irre zu werden, wenn uns einzelne Ausartungen den

Glauben an Fortschritt und Freiheit trüben. Was Du auch von den Rosenkreuzern hörst: kümmere Dich nicht um Namen! Wisse nur so viel, daß auch die Kräfte der Natur noch unerforscht zu unsern Füßen liegen, die Zeit aber nicht fern ist, wo bisher noch ungehobene Schätze dem Schooß der Erde entsteigen werden, ungemünztes Gold uns zu Diensten steht. In den Naturwissenschaften regt es sich wunderbar. Du kennst meine eigenen schwachen Versuche in diesem Gebiete. Aber ich sage Dir, es wird aus den Naturwissenschaften eine Umwälzung für die gesammte Menschheit erwachsen. Wer hat nicht die Sucht der Alchymisten verspottet, künstlich Gold zu erzeugen! Und siehe, unter den Versuchen, Gold zu machen, hat man doch wenigstens das Porzellan gefunden. Drüben jenseits der Alpen, im kalten, deutschen Norden, im Lande Meißen, glaub' ich, schaffen sie in einer neuen Mischung von Gypsen und Erden diesen neuen Stoff, den sie in China schon vor Jahrhunderten kannten, aber geheim hielten. Ich sage Dir mehr! Ich nenne Dir im Lande jenseits des Oceans, im fernen Westen, wo Alles wie Empörung gegen die Gesetze des Menschenlebens sich gestaltet, ein Zustand der Auflösung, Republik genannt, sich entwickelt, — ich nenne Dir einen ketzerischen Mann, Benjamin Franklin! Er hat an einem Spielzeug der Buben, an einem im Winde aufsteigenden Drachen, die Geheimnisse der Electricität entdeckt. Diese Geheimkunde wird uns den Blitz lenken lehren, und der mit Frevlerhand den Königen das Scepter entwindet, er wird dem unberechenbaren Zorn des Himmels, wie wir sagen, dem Blitz, der über uns herzuckt, seine Bahnen

weiſen! Staunen wir und forſchen, mein Sohn! Und daß wir nur, will ſich uns der Schooß der Natur mit neuen, ungeahnten Kräften erſchließen, Alles zur wahren Ehre Gottes anwenden! Die Aufklärung geht leiſen, geheimen, aber ſicheren Schrittes durch die Menſchenwelt. Sei wachſam, mein Sohn, und im Stillen ein Genoſſe Derer, die für ſie wirken, auch wo ſie noch im Verborgenen bleiben! Ich grüße Dich als angehenden Bruder des verſchwiegenen Bundes freier Denker!"

Ich meinestheils begriff bei Allem nur nicht, weshalb ich erſt Jeſuit werden ſollte, um Freimaurer zu ſein. Aber ich verſchwieg ihm das; und ich war damit vielleicht ſchon reif zum Sodalen der Geſellſchaft, deren Grundſatz iſt: Nicht Alles für Alle!

Um dieſe Zeit trat eines Tages Pater Uberto, unſer Caplan, zu mir in mein Gemach, ungemeldet, ungerufen. Ich hatte alle Begegnung mit ihm vermieden, ich war der Sphäre des Mannes entrückt. Er ſah milder aus als gewöhnlich; mich rührte faſt die hagere Geſtalt mit den unfruchtbar düſteren Blicken des tief gehöhlten Augenpaars, das Gott nur in den Schrecken des Todes zu ſuchen ſchien. Der Ton ſeiner Stimme war unſicher und ſchüchtern. Es ſchien ein Friedensamt zu ſein, das er übernommen; und doch lauerte in ihm der Geiſt eines Torquemada, jenes Beichtigers und Ketzerrichters ſondergleichen.

„Ihr entzieht Euch den Eurigen, Signor," ſagte Uberto mit ſo viel Ruhe, als ihm möglich war. „Man muß Euch mit Gewalt aufſuchen, Ihr ſeid leidend!"

Ich mochte nicht so hülfsbedürftig erscheinen. „Gönnt mir diese Einkehr, diese Einsamkeit," sagte ich, „ich gebe damit kein Aergerniß. Ich hoffe mich in meinem Unglück zurecht zu finden; mehr vermag der Mensch nicht. Ihr seid ein Mönch. Wird der Laie nicht Gnade vor Euch finden, wenn er sich von der Welt zurückzieht? Ich bin ja fast zum Klosterbruder reif! Ich würde in einen geistlichen Orden treten, wenn mein Zeitliches und das Interesse meiner Familie geordnet wäre, — und wenn ich unter den Orden, die ich kenne, eine Wahl zu treffen wüßte!" setzte ich zögernd hinzu.

Uberto sah mich ungewiß an. „Signor," sagte er, „ich kenne nicht Eures erlauchten Vaters Ansicht über solchen, ihm ganz neuen Entschluß. Ich weiß auch nicht, ob die Weltweisheit, der Ihr huldigt, Euch vor der Welt und ihren Versuchungen sicherstellt. Ich beklage nur, daß Ihr Euch von unserer Gemeinschaft ausschließt. Ihr entzieht Euch selbst dem heiligen Dienste, den wir der Verstorbenen halten!"

„Mormona steht vor Gott," sagte ich, „er wird ihr ein gnädiger Richter sein."

„Amen!" sprach der Priester. „Was Anderes bezweckt unser Gebet, als die Erlösung und Begnadigung der Todten? Wir entbehren nur Eurer Theilnahme, wenn wir für sie beten."

„Ich bete lieber für die Lebendigen," sagte ich, „sie bedürfen dessen weit mehr."

„Signor, wir beten auch für Euch und Euer Seelenwohl!"

„So thut, was Eures Amtes iſt und laßt mich meinem Gotte dienen, wie ich kann und mag.“

Ich war aufgeſtanden, um damit die Unterredung zu beenden; ich fühlte zu wohl, welche Kluft mich von dem Manne trennte.

Der Dominicaner blieb ſitzen und ſah mich ruhig an. „Euer Schmerz iſt gerecht,“ ſagte er, „ich würde ihn nicht tadeln, auch wenn er ſich ſtürmiſcher äußerte. Aber Ihr thut nicht gut, den Zwieſpalt feſtzuhalten, wo doch Alles, nachdem der Himmel entſchieden hat, ſich wieder zur Eintracht des Hauſes wenden könnte. Euer erlauchter Vater meint —“

„Sprecht in Eurem eigenen Namen, Uberto!“ ſagte ich, „mein Vater iſt nur Euer Echo.“

„Wie meint Ihr, Signor?“

„Ich meine, daß Ihr es ſeid, der das Gemüth meines Vaters gefangen hält. Ihr beherrſcht ſeinen Glauben, und Eure Vorſtellungen ſind düſter und unverſöhnlich.“

„Nicht meine Vorſtellungen, Signor, die Wahrheiten der Religion erfüllen die Gedanken Eures Vaters. Ihr haltet mich für die Urſache des Zwieſpaltes, und ich war es doch, der die im Widerwillen gegen die Segnungen der Kirche Geſtorbene nicht öffentlich ausſtieß aus der Gemeinſchaft der Seligen und Gläubigen!“

O mein Gott! dacht' ich ſtill für mich, muß ich mit dem Dominicaner über eine unbefleckte, reine Seele rechten!

„Ich war es,“ fuhr Uberto fort, „der ſie auch im Leben ſchon freiſprach, ſelbſt wenn ſich ein ſündhaftes Gelüſt in ihr

Gemüth drängte. Sie hat früher einmal, als ich ihr den Leib des Herrn reichen wollte, auch vom Kelche verlangt!"

„Ein kindiſcher Wunſch von ihr," ſagt' ich, „in der Zeit, wo ſie ſich Mutter fühlte, nicht ganz zurechnungsfähig war! Und ein Beichtgeheimniß, Caplan! Wahret Eure Zunge!"

„Ich verletze es nicht," ſagte Uberto, „weil mich hier Niemand hört als Gott und Der, — welcher vielleicht Theil hat an dem Irrglauben der Geſtorbenen. Euer Weib ſtarb im Widerwillen gegen die Gnadenmittel der römiſchen Kirche. Es war noch ein Reſt des waldenſiſchen Ketzerthums in ihr, und Ihr, Graf Giuſeppe, ſeid mitſchuldig an dieſer Sünde. Ihr habt die Seele Eures Weibes nicht gehütet, wie Ihr ſolltet, Ihr habt Theil an dieſem Ketzerthum."

„Ich will den Glauben der Köhler und Hirten in den Bergen nicht vertreten," ſagt' ich ruhig, „aber ich will nicht dulden, daß man ſie für verdammt hält, weil ihre Prieſter ihnen vom Kelche einen Tropfen bieten. Gilt Euch denn Ketzerthum und Heidenthum gleich viel? Nahm nicht Chriſtus ſelbſt den Kelch, dankte, reichte ihn den Seinigen und ſprach: Nehmt hin und trinket Alle daraus, denn dieſes iſt mein Blut! — Und wer den Leib iſſet, empfängt der nicht auch vom Blut? Wie könnt Ihr, weiſer Mann, wenn Ihr es ehrlich nehmt, Beides trennen? Wie kann es einen Leib geben *ohne* das Blut, das in deſſen Adern rinnt?"

„Ihr ſeid in den witzigen Philoſophien der Abgefallenen ſehr beleſen, Signor," ſagte der Dominicaner.

„Philoſophie!" ſagte ich. „Ach das gilt Euch gleich mit

Ketzerthum und Heidenthum! Aber die Worte der Bibel werden die Satzungen der Menschen übedrauern. Auch die Priesterehe bei den Ketzern gestattet die Bibel; Petrus war beweibt!"

Uberto war aufgestanden und reckte seine ganze dürre Gestalt in die Höhe. Sein finsteres Auge blitzte unter den buschigen Brauen; aber diesem Blitze fehlte zum vollen Bannstrahl der Donner des Worts, das ihm im Streite mit der Aufklärung des Jahrhunderts versagt zu sein schien. „Ihr entzieht Euch", sagte er kalt und tonlos, „wohl nur deshalb dem heiligen Dienst, weil Ihr den Glauben der Kirche nicht mehr theilt?"

„Unsere Unterredung wird zu einem Inquisitionsverhör! Seid Ihr ein Ketzerrichter?" gab ich ihm als Frage zurück.

„Ihr meint, weil mein Orden das heilige Amt verwaltet! Ich sitze nicht mit zu Gericht," sagte er ruhig.

„Nun denn, so steh' ich Euch Rede, Caplan. Nehmt mein Bekenntniß als Beichte, von der Ihr nicht weiter reden dürft. Ich theile nicht den Glauben der Waldenser, denn er stützt sich auf die Bedürfnisse von Naturkindern, hat mit seiner Einfalt wohl nur in den Höhlen und Schluchten Geltung, in die sich das Unglück vor blutiger Verfolgung geflüchtet hat. Ich theile nicht seine Irrthümer, die er im Haß gegen die Welt trotzig festhält, aber ich halte ihn eben so gut für ein Christenthum, als jede andere Lehre, die sich die ausschließliche und alleinseligmachende nennt. Der Waldenser hat keinen Meßdienst, weil er glaubt, Christus habe ein für alle Mal mit seinem Opfer die Versöhnung gestiftet. Seinen Nächsten lieben, sagt der Waldenser mit dem Worte des Apostels, ist besser als

alles Brand- und Schlachtopfer! Die Liebe aber, die die Religion des Ketzers gebietet, machen wir ihm unmöglich, denn wir haben ihn mit Feuer und Schwert verfolgt. Unsere Grausamkeit ist Schuld, daß es auf Erden so wenig Christenthum giebt."

Uberto war bleich geworden, seine Lippen zitterten. „Die Waldenser", sagte er mit halb erstickter Stimme, „verschmähen die Geheimnisse unserer Religion, verschmähen die Anbetung des Kreuzes, die Anbetung der Mutter Gottes."

„Sie vergessen nicht über der Mutter den Sohn, der unser Aller Herr und Meister ist! Als man zu Jesu kam und sprach: Rabbi, draußen sind Deine Mutter und Deine Brüder! Da entgegnete er: Wen nennt Ihr meine Mutter und meine Brüder! Und siehe, er streckte die Hand aus über seine Gemeinde und sprach: Dies sind meine Mutter und meine Brüder! Gehet hin und thuet desgleichen! Was Ihr dem Geringsten unter ihnen thut, das thut Ihr mir! — Wer danach lebt, Priester des Herrn, der dient Gott dem Herrn!"

Ich hatte im Eifer meiner Worte nicht wahrgenommen, welche Wirkungen ich in Uberto hervorrief. Er war in den Sessel zurückgesunken; die Gestalt des athletischen Mannes lag wie ein Rohr geknickt vor mir. Fühlte er sich von seiner lebenslänglich geträumten Sicherheit und Höhe so plötzlich herabgestürzt? Er schien keiner Bewegung, keines Wortes mehr mächtig. Wie ich seine Hand ergriff, zuckte er heftig zusammen und raffte sich auf.

„Wir haben hier streitige Dogmen berührt," sagte ich im

Tone der Versöhnung und des schmerzlichen Mitgefühls. „Sind wir nicht einig, so haltet dem Laien zu gut, was nach Eurer Meinung Irrthum ist. Es kam mir nur darauf an, Euch daran zu erinnern, daß die Waldenser in den Bergen trotz der Verschiedenheit ihres Glaubens doch noch immer Christen sind. Ihr scheint sie für Heiden zu halten."

Uberto hatte sich gesammelt und blickte mit düsterem Stolz auf mich herab.

„Ketzer sind schlimmer als Heiden!" rief er mit dem dumpfen, hohlen Ton seiner Stimme, „Ketzer nisten sich mitten im Schooße des Christenthums ein, sie verkehren die Geheimnisse der Religion durch die Trugschlüsse ihrer sophistischen Klügelei in Wahnsinn. Darum trifft sie weit mehr als die Heiden der Fluch, den die Nachtmahlsbulle am Grünen Donnerstag vom Vatican auf sie schleudert."

Der Dominicaner hatte sich, wo er den Streit der Meinungen nicht ausfechten konnte, rasch auf die Schrecken seiner Gewaltherrschaft besonnen; der Trotz der alten Sicherheit saß wieder in ihm fest.

„Ich weiß," sagte ich, „daß man noch immer die Ketzer verflucht. Es ist nicht die einzige Barbarei alter Jahrhunderte, die in uns sitzen geblieben. Liebet Eure Feinde, thut wohl Denen, die Euch fluchen! Das wäre christlicher, als solch Christenthum!"

„Signor Giuseppe," sagte der Caplan mit unterdrückter Stimme, „soll das Eure Beichte sein?"

„Pater Uberto," entgegnete ich ruhig und gelaſſen, „ich hatte Euch nicht zur Beichte gerufen."

„Ich wüßte auch für Euch keine Sühne im Himmel und auf Erden!" ſtöhnte er mühſam, „der Geiſt des Waldenſerthums geht in Euch um!"

„Ich danke Euch für die Offenheit," ſagte ich ohne Bitterkeit. „Pater Euſebio im Collegium zu Genua denkt milder; er verflucht nicht, wo er nicht widerlegen kann."

„Die Herren von der Geſellſchaft clauſuliren ſtets ſehr fein nach der Weisheit ihrer Kathederlehre!" ſagte Uberto mit dem ganzen Groll und Neid, den beide Orden gegen einander hegen.

Sein „Gott ſei mit Euch!" klang wie das Gegentheil. Er wankte, ſeiner kaum mächtig, zur Thür hinaus.

Wie ich an's Fenſter trat, ſah ich ihn wie den Schatten eines Dämons nach den Zimmern meines Vaters hinüberwanken.

Es ward mir ſchwühl im Zimmer, ich eilte hinaus in die Freiheit der Berge.

Achtes Capitel.

Der Kobold.

Es war ſpät Abends, als ich von meiner Streiferei durch's Gebirge heimkehrte. Am Saume des Waldes, ſchußweit vom Hofthor des Schloſſes, ward ich plötzlich von einem Rudel wilder Burſche umringt. Mit Knütteln und Meſſern bewaffnet, ſchloſſen ſie den Kreis um mich her ſo raſch und eng, daß meine Büchſe zur Gegenwehr untauglich wurde. Ich zog den Fänger und ſtand des Angriffs gewärtig. Da ſie ſtutzten, ſtieg meine Entſchloſſenheit. „Seid Ihr Räuber," rief ich, „ſo thätet Ihr beſſer, im Gebirge Eurer Beute aufzulauern, als hier, wo auf meinen Ruf Hülfe herbeieilt. Wer ein ehrlicher Burſche iſt, ſtrecke ſeine Waffe, ſo wie ich!" Ich that, wie ich ſagte; ſie ſteckten die Meſſer zögernd ein. Mehrere traten murmelnd zuſammen. Wie ich nach ihrem Begehr fragte, riefen ſie wild durcheinander: „Gebt den Gefangenen frei!" — Ich fragte erſtaunt, wen ſie meinten. — „Den Pirro!" hieß es, „er war zur See, kam aber heim, trieb ſich um in La Torre und Santa

Maria, verſchwand aber plötzlich wieder!“ — Es war ein Leichtes, den Geſellen begreiflich zu machen, wie ich dem Bruder meines Weibes ſehnſüchtig nachgeforſcht in Berg und Wald und nirgends eine Spur von ihm gefunden. „Ich ſetze“, ſagt' ich, „einen anſehnlichen Preis für Den, der mir dazu verhilft!“

Inzwiſchen war Lärm im Hofe geworden, die Pforte knarrte in ihren Angeln, die Wächter riefen ſich an, Diener und Jäger traten zuſammen und die Rüden wurden losgelaſſen. Ein gellender Pfiff und das Rudel Burſche war im Gebüſch verſchwunden. Ich hielt die Knechte und Hunde vom Streifzuge zurück. Die Leute erzählten, wie ſchon ſeit einigen Nächten verdächtiges Geſindel aus den Bergen das Schloß umſtreift. Ich ſuchte den Eifer der Verfolgung zu beſchwichtigen, empfahl friedliche Anſprache und erklärte das Begehren der Leute. Ich hörte zu meiner Beruhigung, daß ſeit lange weder ein Wilddieb, noch ſonſt ein Umſchweifer im Schloß gefangen gehalten werde.

Der Hausmeier ſchlich mir nach auf mein Zimmer, Furcht und Beſorgniß auf dem Herzen. „Herr“, ſagte er, „es regt ſich wieder in den Bergen, und hier bei uns geht der Geiſt der alten Waldenſerin um, eine Geſtalt im grauen Mantel; man hat ſie durch den Olivenhain ſchreiten ſehen, um die Waldcapelle am Grabe der Entſchlafenen.“

„An der Gruft Mormona's, ihrer letzten Enkelin?“ fragt' ich. „Ich ſage Euch, wenn es ein Geiſt aus den Bergen iſt, ſo iſt's ein guter Geiſt!“

Der Furchtſame machte ſtill ein Kreuz und ſchlich um mich herum, als thäte ihm das mir gegenüber noth. Ich äußerte

meinen Entſchluß, in der Capelle zu wachen. Er war willig, mir Geſellſchaft zu leiſten; er war Soldat geweſen. — Wie wir gegen die zwölfte Stunde aufbrachen, hatte er ſich mit Waffen verſehen und Wachen im Hinterhalt des Oelwaldes beſtellt. Auch mit Kreuz und Amulett war er wohlverwahrt gegen Anfechtungen des Böſen.

An den Wänden der kleinen Waldcapelle lief Epheu hinauf, Ulmen beſchatteten das Dach; mühſam wand ſich die Spitze des Thürmchens durch die Umarmung der Zweige. Wie wir eintraten, umfing uns die Kühle der Gruft. Fünf Stufen führten hinunter an den offenen Platz, wo der Sarg ſtand. Dort lag mein Weib, die bleiche Alpenroſe, mit Balſam benetzt, ein Bild des Schlafes, der vom Tode träumt; ſilberne Sterne und Immortellen um die Schläfe, eine Krone im Haar, blitzendes Geſchmeide über ihren Leib geſäet, auf Stirn und Lippen aber jenes ſtille Lächeln, das über allen Pomp der Erde triumphirt. Das Kreuz hing ſchwer über ihr zu Häupten, das Kreuz, an dem dieſe Roſe verblutete; das Wappen des Hauſes, Kreuz und Roſe, war der Erbfluch unſeres Schickſals. — Die kleine Ampel warf vom Gewölbe herab einen bläulichen Schimmer auf ihr Antlitz; es war ſo ſtill im Raume, als wenn die Todte auf den Ruf der Auferſtehung lauſchte. Man hatte ihr die Hände ineinander gefaltet, ſie hatte ausſehen müſſen, als hieße ſie all' das Treiben der Menſchen gut. Freilich hatten die Menſchen ſie erſt zum Schweigen gebracht. Die holde Stirn, auf der die Götter der Heiterkeit gethront, konnte nicht mehr zürnen; dieſe eingefallenen Wangen hob nicht mehr die Welle des

fröhlichen Blutes, und das Lächeln der Lippe, mit dem man ſie begrub, mußte ſich auch bald genug in den tiefen Winkeln des Mundes verkriechen. Dies Auge mit all' dem Zauberglanz des Lebens, in der ſpieleriſchen Unſchuld ſüßer Harmloſigkeit, war in ſeine Höhlen geſunken. O mein Gott, warum muß das Leben erſt eingeſargt ſein, wenn es die Menſchen heilig halten ſollen? Es muß gemartert und getödtet werden, damit die Welt es in Reue und Zerknirſchung erkennt. Ach Ihr Blinden! Auch Chriſtus mußte erſt von hinnen gehen, damit Ihr ihn in ſeiner Herrlichkeit erkennen lerntet!

Das Licht der Ampel flackerte auf; im bleichen Schein, der über das Angeſicht der Todten zitterte, war es mir, als wenn die Geliebte mir aus dem fernen Jenſeits ihren Gruß, ihr Ja und Amen herüberwinkte. Der Wind ſchüttelte draußen die Oliven, an den Fenſtern der Capelle liefen flüſternde Stimmen auf und nieder, als wollte die Natur mit einſtimmen in meine Klagen über die verworrene Menſchenwelt, die ein Gott zur Freude ſchuf und die Creatur in ihrem Wahne verwüſtet.

Ich lehnte den Sargdeckel über die Schlafende wieder zurück und ſchlich bei Seite in den Schatten, wo der Hausmeier lauſchend ſtand. Er hatte die Thüre verriegelt; es waren Tritte von draußen hörbar geworden. Ein Griff verrieth jetzt den vergeblichen Verſuch zum Eintritt. Ich war der Meinung, Niemanden den Weg zu ſperren. Der Hausmeier hielt mich ab zu öffnen. „Geiſter", ſagte er, „finden von ſelbſt die Bahn." — „Wohl wahr, aber nicht Menſchen!" — In dem Augenblicke ward es am Fenſter dicht hinter dem Altar lebendig.

Eine Ulme ragte draußen hinauf; die heftig geſchüttelten Zweige verriethen, daß ſie als Mittel dienten, den Eingang auf ungewöhnlichem Wege zu erzwingen. Mit einem Sprunge ſtand im Fenſterſims eine dunkle Geſtalt, ſchob mit keckem Griff den Flügel zurück und drängte ſich durch die Oeffnung der zerſplitterten Scheiben. Der Mantel ſank von den Schultern herab, ein zweiter Sprung verhalf dem Eindringling auf die Platte des Altars; die Leuchter und Gefäße klirrten, wankten und ſtürzten lärmend zu Boden. Der böſe Geiſt der ſehr leiblichen Erſcheinung tappte an der heiligen Stätte hin und her und ſtand wohlbehalten unten. Wir lauſchten hinter dem Pfeiler gegenüber, als er in das Licht der Ampel trat. Es war Pirro. Der Bruder der Entſchlafenen war der arme Geiſt, der vielleicht ſchon mehrere Nächte umging und den Eintritt ſich endlich ertrotzte. Er blickte ſcheu und wild um ſich, rieb die Augen, die Stirn und ſchüttelte das ſtruppige Haar, als wollte er ſich auf Vergangenes und Gegenwärtiges beſinnen. Er ſah ſo ernſt und blaß aus, als wär' er hier in der Halle des Todes der rechte Gaſt. Wie er den Deckel des Sarges zurückſchlug, drang ſein lauter Schrei von der Gruft herauf gellend durch die Wölbung.

Er war in den Schmerz des Anblicks ſo verſunken, daß er nicht wahrnahm, wie ich an den Stufen ſchon hinter ihm ſtand. Zitternd, mit leiſem Fingerdruck berührte er die Hand, die Wange der Todten, als wollte er ſich überzeugen, wie feſt ſie ſchliefe. Dann zog er aus dem Buſen einen Strauß, hob ſanft das Ruhekiſſen und ſteckte die Blumen unter ihr Haupt.

Es iſt eine Sitte, ein Lieblingswunſch der Menſchen in den Bergen: ſie ruhen gern auf Moos und Alpenroſen. Kein lautes Wort, nur das Schluchzen ſeiner Stimme begleitete dieſen ſtillen Liebesdienſt. Aber immer höher ſchlug die Woge des Schmerzes in ſeiner Bruſt, immer heftiger ward die Bewegung ſeiner Arme; mit einem lauten Ausbruch ſank er plötzlich hinterrücks zu Boden.

Ich ſprang hinzu, ich richtete ſein Haupt, das ſich auf den ſteinernen Stufen zu zerſchlagen drohte, in die Höhe. Ich blickte ihm in die ſchrägen Augen, die mich verwirrt anſtarrten. Die Züge ſeines Geſichtes zuckten wild auf, ſeine Hände griffen krampfhaft an meine Bruſt; dann ſtieß er mich mit der Gewalt des wilden Thieres der Wüſte von ſich, ſprang die Stufen hinauf und ſtand oben wie zur Gegenwehr bereit.

„Pirro!“ rief ich, „erkennſt Du mich nicht?“

„Wie ſollt' ich Euch nicht kennen, Giuſeppe La Torre!“ ſchrie er laut herunter. „Erkennt man Euch doch an Euren Thaten! Da liegt das Opfer Eurer Zärtlichkeit, das Opfer Eurer liebevollen und prieſterlichen Pflege! Habt Ihr ſie nun doch endlich an's Kreuz geſchlagen, heimlich zu Tode geräuchert mit Ambra und Myrrhen?“

„Verblendeter,“ rief ich, „halt ein, welch' ein Wahnwitz hat Deine Sinne befallen!“

„Graf La Torre!“ ſchrie er, die Rechte ausſtreckend, „ich habe Euch einmal nach dem Leben getrachtet, dort in der Waldſchlucht ſchoß ich Euch zuſammen. Daß Ihr wieder aufkamt, war nicht mein Verdienſt; ich wollte Euer Mörder ſein. Jetzt

habt Ihr mir vergolten. Leben für Leben, Tod für Tod! Ich denke, wir ſind quitt, und der Sohn der Berge iſt Euch Nichts mehr ſchuldig. Zahn um Zahn alſo! Meine Kugel hat wieder ein gerechtes Ziel!“

Ich war auf ihn zugeſtürzt, hielt mit beiden Armen ſeinen Leib umſchlungen und preßte mit Gewalt ſeine Bruſt an mich, trotz aller Gegenverſuche, ſich mir zu entwinden. Ich ſchrie ihm in's Ohr, welcher gottloſen Läſterung er ſich ſchuldig mache; ich rief den Geiſt der Entſchlafenen zum Zeugen auf, um ihn Lügen zu ſtrafen. Ich erzählte ihm von Mormona's Leiden und Tod, von meinem Gelübde, den Waldenſern und ihren unterdrückten Genoſſen in Nah und Fern mein Leben zu widmen. Ich beſchwor ihn, ſeine Gedanken und ſein umſchweifendes Leben zu ordnen, bei mir zu bleiben und Theil zu nehmen an dem, was ich im Sinne der Geliebten zur Aufgabe meines Lebens gemacht.

Es ſchien mir zu gelingen, ſeine Aufregung zu unterdrücken; die Macht der Wahrheit überwand den Dämon ſeines Wahnes. Er gab ſich mir hin und weinte bitterlich wie ein Kind. — Er hatte ſich in Genua umhergetrieben, ſich für den Seedienſt der Republik gegen Corſica werben laſſen. Ein Sturm warf das Schiff an die franzöſiſche Küſte; halb verhungert rettete ſich die Mannſchaft nach Marſeille und wanderte dann nach Genua zurück. Dort hörte er die Ereigniſſe auf Santa Maria. Sein Schmerz hatte ſich mit dem Argwohne vergiftet, Mormona ſei gewaltſamen Todes geſtorben.

Wir ſaßen erſchöpft und betäubt auf den Stufen der Gruft.

Ich hatte nicht bemerkt, daß mein Begleiter davon geſchlichen war. Ein Lärm vor der Thür ſcheuchte uns auf. Mehrere flüſternde Stimmen begegneten ſich; Geräuſch von Waffen klang zwiſchen durch. Die Thür öffnete ſich; eine Schaar bewaffneter Diener hielt im Halbkreis vor der Capelle. Der Hausmeier hatte, von der heftigen Begegnung mit Pirro erſchreckt, Hülfe herbeigerufen. Chorknaben mit Fackeln und Weihbecken neben dem Troß der Diener ließen darauf deuten, daß man ſich zugleich gegen einen böſen Geiſt gerüſtet. Pirro ſprang erſchreckt hinter den Pfeiler in's Dunkel. Wie ich mich anſchickte, dem Haufen entgegen zu treten und ihn anzureden, ſtand mein Vater mit dem Caplan auf der Schwelle der Thür.

„Mein Vater," ſagte ich, „ſeid Ihr mit Stangen und Schwertern ausgezogen, einen Geiſt zu fangen?"

„Wir wiſſen ſehr wohl," war die Antwort, „daß hier ein lebendes Weſen ſeinen Unfug treibt und die Ruhe der Todten mit frechem Einbruch ſtört."

Ich ſah einem neuen Aufruhr der Leidenſchaften entgegen, als die Bewaffneten Miene machten, auf den Wink meines Vaters einzutreten.

„Haltet ein!" rief ich, „entweihet nicht die Stätte des Friedens! Der Bruder hat am Grabe der Schweſter gekniet. Wer will ihm den Liebesdienſt wehren?"

Der Caplan war in die Gruft hinabgeſtiegen und holte unter dem Ruhekiſſen der Schlafenden die Blumen hervor, die Pirro's Hand ihr dargebracht.

„Die Hand des Ketzers hat ein chriſtliches Grab entweihet!“ ſagte der Prieſter.

„Er hat dem Glauben ſeiner Väter gehuldigt,“ rief ich, „wie wir es gethan, als wir die Geſtorbene nach unſerem Brauche beſtatteten.“

„Richter des heiligen Amtes mögen entſcheiden, ob hier gefrevelt wurde!“ ſagte mein Vater mit dumpfem Ton, indem er Uberto winkte.

Ich hatte Pirro aus dem Verſteck hervorgezogen; Hand in Hand mit ihm trat ich vor und ſtreckte den Arm aus zur Abwehr. „Mein Vater,“ ſagte ich, „ich haſte für ihn, ich bürge für ſeine gute Abſicht, die ihn hergeführt.“

„Vielleicht übernimmſt Du auch die Bürgſchaft für ſeinen Glauben?“ ſagte mein Vater mit der ganzen Bitterkeit ſeines Grolls.

Vor dem Anblick des dunklen Zornes in ſeinem Antlitz hatte ſich Pirro raſch meinen Händen entwunden. Der Ausgang war beſetzt; ſo ſuchte er ihn, wo er den Eingang gefunden. Der Schwung ſeines elaſtiſchen Körpers half ihm mit einigen Sätzen zum Altar hinauf; mit der Leichtigkeit der Tigerkatze ſtand er mit einem Fuße auf dem Sims des Fenſters und hielt den Flügel mit der einen Hand umfaßt, während er die andere geballt gegen uns ausſtreckte. Dies Alles war das Ergebniß weniger Augenblicke, während die Diener ihn unbeweglich anſtarrten. Niemand wagte Hand an ihn zu legen; noch ſtand er oben auf der Brüſtung. „Fluch Allen,“ ſchrie er

mit wildem Grimm, „die das Unglück über die Welt bringen! Fluch Eurem Todtendienſt! Fluch den Mördern Mormona's!“

Der Fixus auf dem Altar am Kreuz zitterte unter den Tritten ſeines Fußes, die Gefäße im Allerheiligſten klirrten gellend aneinander, wie er ſich jetzt hinaus ſchwang, und der Ulmenbaum, in deſſen Laubwerk er griff, ſeine Zweige gegen die Fenſter ſchleuderte. Ein lauter Schrei des Entſetzens entfuhr den Anweſenden. Der Baum neigte tief ſeine Krone und warf ſie dann rauſchend wieder in die Höhe. Wir hörten einen dumpfen Fall; Pirro's kreiſchende Stimme klang grell dazwiſchen. Er war draußen den aufgeſtellten Wächtern in die Hände gefallen.

„Gewalt gegen Gewalt!“ ſagte ich und blickte vorwurfsvoll meinen Vater an. „Wer trägt hier die erſte Schuld? Der Waldenſer kam in Frieden. Ihr behandelt ihn als Frevler und erſt Eure Grauſamkeit zwingt ihn, es zu ſein.“

„Wer mit ihm im Bunde iſt,“ ſagte mein Vater, „wahre ſeine eigene Seele!“

„Vater“, rief ich, „habt Ihr noch nicht an dieſem Opfer genug?“ — Ich hatte ihn zur Gruft gedrängt und wies auf mein ſchlummerndes Weib. Er ſchüttelte meine Hand von ſich, wie ich ihn ergriff. Er wechſelte mit dem Caplan ſchweigende Blicke; ſie ſchienen ſich zu verſtehen, wie man ſich über einen Sinnloſen verſtändigt, an den man keine Widerrede mehr verſchwendet. „Vater,“ flüſterte ich ihm zu, „Ihr werdet dieſen Prieſter nicht zu Gericht ſitzen laſſen über Mormona's Bruder!“

„Vielleicht biſt Du ſelbſt ſchon reif für den Spruch des heiligen Amtes," ſagte mein Vater in der ungewiſſen Haſt ſeiner zitternden Angſt. „Der Geiſt der Berge iſt über Dich gekommen!"

Er bedeckte mit beiden Händen ſein Geſicht. Der Dominicaner ſah ſtarr und finſter auf mich hin.

„Wer will mein Ankläger ſein bei'm heiligen Amte?" fragt' ich ihn dreiſt und ſicher.

„Das heilige Officium wartet auf den Kläger nicht," ſagte Pater Uberto, „es handelt aus eigenem Antriebe im Namen Gottes!"

„Wann wird der Fluch meines Hauſes enden!" rief mein Vater ſchmerzlich und wankte zur Capelle hinaus; der Prieſter und das geſammte Gefolge ſchlich hinter ihm drein.

Ich ſtand allein an der entweihten Stätte des Friedens. Der Schein der Fackeln lief draußen an den Fenſtern der Capelle hin; der Lärm der bewaffneten Diener, welche Pirro fortſchleppten, verklang in die Ferne.

„Fluch und immer nur Fluch!" rief ich, „wann werden die Menſchen anfangen, Segen über ſich auszuſprechen?"

Die kleine Ampel zu Häupten Mormona's war erloſchen. Die Züge der Todten blickten ſehr ernſt und drohend, als das Mondlicht ſeinen blaſſen Schein durch die Fenſter in die Gruft herunter warf. —

Ich ſchrieb ſofort über dieſen Vorgang nach Genua an Euſebio. Er warnte mich, gegen den Dominicaner allzu leidenſchaftlich aufzutreten. „Noch immer", ſchrieb er, „iſt von

Alters her das Amt der Inquiſition, das Ketzergericht, wie die Cenſur der Bücher, in den Händen dieſes Ordens. Nach altem Brauch iſt der Magiſter des heiligen Palaſtes zu Rom, der den Index der verbotenen Schriften verfertigt und die Litteratur der katholiſchen Chriſtenheit überwacht, noch immer ein Dominicaner."

Nicht durch Geſetze, nur durch die Klugheit, wo nicht durch die Humanität des Jahrhunderts, ſchrieb Euſebio, ſei die Macht dieſes Ordens gelähmt. Aber hier und da habe er noch ſeinen Sitz an kleinen Höfen, auf verwitterten Burgen und abgelegenen Stätten, während die Politik der großen Höfe, vom Licht der Aufklärung geblendet und ſchief geleitet, ſich gegen die Geſellſchaft Jeſu wende. Der milde Sinn des heiligen Vaters zu Rom, des gelehrten Benedict, bürge jedoch dafür, daß die Beichtväter „ohnegleichen" nicht mehr verderbenbringend wirkten.

Mein Entſchluß ſtand feſter als je, die Verbindung mit einem Orden nicht von der Hand zu weiſen, der die lebende Menſchheit und ihren Fortſchritt nicht gänzlich als Sache des böſen Geiſtes verwarf, wenigſtens Verſuche machte, den nach ſeiner Meinung Verirrten die Hand zu bieten, ſtatt ſie, wie die Dominicaner, zu verdammen. Faſt jeder Orden ſtand damals den Bedürfniſſen des Jahrhunderts ſchroff gegenüber; die Geſellſchaft Jeſu, die zugleich im Beſitz aller Vorrechte ſämmtlicher Prediger- und Bettelorden war, ſchien wenigſtens die Fügſamkeit zu haben, die Forderungen der nach Freiheit ringenden Creatur zu prüfen. Ein edler Mann aus ihrer

Mitte bot mir die Hand zum Bunde, während der Dominicaner mich für sein Ketzergericht reif hielt. Ich bedurfte des Schutzes; ich schrieb an Eusebio von meiner Willfährigkeit, in seinen Orden zu treten.

„Wir haben", entgegnete er mir, „unter unsern Mitgliedern eine Classe weltlicher Coadjutoren. Diese Gehülfen, die sich zu uns bekennen, ohne die Gelübde der Priester abgelegt zu haben, nennen sich Brüder von der kurzen Robe, weil sie das lange Gewand zu tragen nicht gehalten sind. Eben so wenig sind sie gezwungen, in unsern Profeßhäusern zu wohnen; sie erfreuen sich mannichfacher Dispense von den Regeln des strengen Dienstes. Wir benutzen sie besonders für die Missionen in den Hauptstädten protestantischer Länder. Nur ein Gelübde hast Du als ein solches Ordensmitglied abzulegen: das Gelübde des Gehorsams gegen Deinen Obern. Dieser Obere, mein Sohn, will ich selber sein; Deine Liebe zu mir wird es Dir leicht machen, Dich meinem Willen unterzuordnen. Kann ich Dir nicht in jedem Falle über die Gründe, die mich leiten, Rede stehen, so sei doch gewiß, daß Dein Wohl und das Heil der nach Erlösung seufzenden Menschheit mir gleich sehr am Herzen liegen."

Eine gleiche reservatio mentalis, einen Vorbehalt in Gedanken, glaubte ich nach dem Beispiele meines Lehrers mir selbst einräumen zu dürfen, als ich den Entschluß faßte, weltlicher Sodale des Ordens zu werden. Waren die Bekenntnisse Eusebio's so elastischer Natur, daß sie vielerlei Deutung zuließen, so konnte auch ich mir vorbehalten, gegen äußern

Zwang meine innere Freiheit zu behaupten. Mich dünkt, ich war damals im guten Sinn zum Schüler Loyola's reif. Sofort wurde mein Entſchluß an den General des Ordens berichtet und über meine Zulaſſung berathen. Vor der Hand war ich bereit, nach Rom zu gehen und das Seminar der Miſſionen, jenes Collegium der Propaganda, kennen zu lernen, das ſich die Aufgabe ſtellt, allen Völkern das Heil zu verkünden, aber jedem in ſeiner Weiſe, jedem in ſeiner Sprache, ſo daß am heiligen Dreikönigsfeſte, wie einſt am Pfingſttage, die Kirche Gottes zu Rom in vielerlei Völkerzungen den Herrn verkündigt. Ich glaubte damals in der That an die Möglichkeit, den Waldenſern den Wiedereintritt in die römiſche Kirche zu vermitteln, ihnen unter römiſchen Formen die Eigenthümlichkeit ihres Glaubens zu ſichern. Es kam Alles darauf an, wie weit die Glaubensfreiheit innerhalb der Kirche möglich wurde, ein Kreis einflußreicher Männer ſich zuſammenfand zur Reform des Chriſtenthums in dieſem Sinne.

Neuntes Capitel.

Sancta Mormona.

Pirro ward im Gefängniß mit Schonung behandelt, aber der Zutritt zu ihm blieb mir versagt. Jeder Versuch, meinen Vater versöhnlicher zu stimmen, blieb fruchtlos. Um so mehr hoffte ich für uns Alle von meinem Entschlusse, in den Verband der Gesellschaft Jesu zu treten. Noch ein Opfer sollte fallen: ich wollte dies Opfer sein; das letzte! wie ich dachte. Ich versprach mir, mein Vater werde darin eine Sühne finden für den gestörten Frieden seines Hauses.

Da stürzte eines Tages der Hausmeier zu mir. „Signor," rief er in zitternder Hast, „unser Gebet ist erhört, der Himmel wird uns wieder gnädig sein, am Grabe der Entschlafenen hat sich der Herr offenbart und ein Wunder gethan!"

Er erzählte, ein Gichtbrüchiger habe sich elend und siech herbeischleppen lassen, habe sich plötzlich im Anblick der todten Mormona gestärkt gefühlt und sei, mit lauter Stimme Loblieder singend, ohne Krücken, ohne Stütze, frei und aufrecht von dannen gewandelt. Das Volk ziehe jubelnd herbei, das Wunder

anzustaunen; der Fluch des Hauses werde sich nun in Segen verwandeln! Der Hausmeier weinte und lachte hell auf vor Freude. —

In der Waldcapelle ward auf Anordnung meines Vaters schon seit längerer Zeit Tag für Tag Messe gelesen. Es galt ja noch immer zu tilgen und zu sühnen, was an der Verstorbenen unselig geblieben. Seit der Begegnung mit Pirro ward der fromme Dienst verdoppelt, um, wie man vorgab, den durch Frevlerhand entweihten Ort zu reinigen. Zur Seelenreinigung kam noch diese zweite Buße. Morgens und Abends ging's geschäftig her in dem noch vor kurzem so stillen Olivenwald. Schaaren Landvolks von fern und nah zogen herbei, um an den Andachtsübungen theilzunehmen. Es war aber nicht anders als wenn die Capelle zum Wallfahrtsort werden sollte, zu dem sich die Zuversicht der Heilsbedürftigen drängte. Knüpfte der Glaube des Volkes schon immer an Santa Maria etwas Ungewöhnliches, so war es erklärlich, daß Mormona's Geschichte von Mund zu Mund sich immer wunderbarer gestaltete. Man vergaß, daß sie im Unfrieden mit der Kirche, ohne Beichte, ohne Nachtmahl geschieden. Alt und Jung gedachte ihrer Freundlichkeit im Leben, um deretwillen die Heiligen selbst, wenn sie nicht in aller Form Rechtens gestorben sei, wohl ein Einsehen haben würden. Man pries ihren Liebreiz, mit dem sie Vielen eine wohlthuende Helferin in der Noth, Allen eine Erscheinung voll Unschuld und Heiterkeit gewesen. Wenn das eine Ketzerin gewesen, meinten selbst altgläubige Seelen, so müßte es Ketzer von Gottes Gnaden geben! Immer stärker ward die Zahl der

Pilger, der Neugierigen und der Theilnahmvollen, der Mitleidigen und Hülfsbedürftigen. Daraus erwuchs nach und nach in der Meinung des Volks ein feſter Glaube, demjenigen, was die Prieſter mit dem Todtendienſt bezweckten, ſchier entgegengeſetzt: der Glaube, hier ruhe ein armes Opfer, das die Menſchen ſich ſelbſt gebracht, eine Auserwählte, von der die Bußfertigen eine Fürbitte im Himmel erflehten. So kehrten ſich im Sinn des Volks Buße und Sühne am Grabe der waldenſiſchen Maria in ihr Gegentheil; die als unſelig Geſtorbene fing an im Gedächtniß der Leute ſegensreich zu wirken. Die Prieſter vermeinten noch immer einen ungläubigen Geiſt beſchwören zu müſſen, und das Volk ſah die Entſchlafene ſchon als lichten Engel am Throne Gottes. Und jetzt war ein Wunder geſchehen? Die Steine alſo begannen zu predigen, wo die Prieſter ſchwiegen? —

Ich eilte nach dem Olivenwald. Im grauen Schatten der Bäume flüſterte der Abendwind, das Glöckchen der Waldcapelle klang wie die Stimme des verirrten Lammes nach der Mutterheerde. In dieſen Dämmerungen konnten wohl Wunder geboren werden, Kinder der Phantaſie! Aber noch ein Ungläubiger, ſtand ich im Gewühl der Menge auf dem Platze, den die Ulmen beſchatteten. Die Capelle war erleuchtet, Kerzen brannten an den Stufen der Gruft, der Gichtbrüchige ſtand aufrecht am Altar und überreichte dem Meßner ſeine Krücken, um ſie als Weihgeſchenk und als Andenken an ſeine Heilung aufzuhängen. Jeder der Anweſenden durfte ſich von den geſund gewordenen Gliedern des Mannes überzeugen, das Holz

der Krücken, deren er nicht mehr bedurfte, berühren. Zwei weißgekleidete Chorknaben mit Fackeln ſtanden neben ihm wie euchtende Ausrufungszeichen, die gen Himmel wieſen. Im Schatten des Pfeilers nahm ich unerkannt Alles wahr. Das Auge des Alten blickte in ſtiller Rührung gen Himmel. Er war ein Hirt aus der Umgegend, ein Greis, der ſeit Jahren, von ärztlicher Hülfe aufgegeben, von einer Hütte zur andern mühſam herumkroch, oder den ſtummen Bäumen im Walde ſein Leid klagte. Die durchfurchten Züge des Alten, deſſen Geſicht das plötzliche Gefühl einer freudigen Ueberraſchung erleuchtete, ſahen nicht danach aus, als hätte die Lüge ihren Wohnſitz in ihnen aufgeſchlagen. Dies greiſe Haupt konnte ſich nicht mit einem Betruge im Herzen zur Gruft neigen.

Der Herr hat ſich am Schwachen mächtig erwieſen! tönte der Geſang des Chors, ſein Glaube hat ihm geholfen: er ſtand auf und wandelte! — Der Greis erhob ſich und trat, während das Volk eine Gaſſe vor ihm bildete, an Mormona's Gruft. Hier ſtreckte er noch einmal in ſtummem Dankgefühl ſeine Hände aus und weinte laut vor Freude. Ein Jubel rauſchte über die Verſammelten hin. Ich ſchlug an meine Bruſt und ſprach: „Herr, willſt Du Denen ein Licht anzünden, die den reinen Geiſt der Unſchuld verketzern?“

Die Orgel beſchloß mit dem Te Deum die feierliche Handlung. Die Menge fing an ſich zu verlaufen, die Capelle wurde leerer, nur hier und da knieten noch einzelne Gruppen.

Ich hatte den Hirten nicht außer Augen gelaſſen; mir war, als hätt' ich ihn früher in den Bergen geſehen. Der ganze

Bau des Mannes, die ſtarken Schultern, die breite Stirn, die ſtruppigen Augenbrauen erinnerten an die Menſchen im Gebirge. Mir fiel Pietro, der Ziegenhirt ein, der den Köhlern in der Felſenhalle das Wort Gottes gepredigt; ich rief mir die Verſammlung der Waldenſer zurück, die ich an Pirro's Seite beſuchte; ich erinnerte mich eines gichtbrüchigen Alten, der im Winkel der Grotte kauerte und ſein ſchmerzliches Geheul in den Geſang der Brüder miſchte. Bei alledem blieb ich ungewiß.

Er ſchritt jetzt nach dem Pfeiler hin, in deſſen Schatten ich lehnte. Zwei Buben boten ihm ihre Hülfe an, aber er lehnte ſie ab, er wollte nicht ſchwach erſcheinen, man ſollte nicht von ihm ſagen, daß die Kraft des Gebetes nicht ausgereicht habe, um der ganzen Gnade des Herrn theilhaftig zu werden. Draußen holte jedoch das Volk ein Maulthier herbei, das ihn tragen ſollte. Der Alte ſtand noch immer in der leergewordenen Capelle; er ſuchte noch etwas, er ſchien noch ein Verlangen zu haben. Mir dicht gegenüber ſtand der kleine Beichtſtuhl; der Alte wollte vielleicht ſein Herz noch beſonders erleichtern. Wie ich langſam aus dem Dunkel trat und neben dem Stuhl mich nach ihm umblickte, nahm er mich für einen Prieſter, der des Beichtenden gewärtig ſei. Sein blödes Auge täuſchte ihn, er tappte, noch eh' ich ihm wehren konnte, zu mir hin und ſprach: „Ehrwürdiger Herr, darf ich reden? Mich drückt eine geheime Schuld. Wird der Himmel, der ſich an dem Unwürdigen ſo gnädig erwies, mir auch die Sünde vergeben, die meine Seele noch belaſtet?“

„Du biſt ein Waldenſer!“ flüſterte ich ihm in's Ohr.

„Herr, ſo wißt Ihr Alles mit einem Male!“ ſagte der Alte und ſank zitternd in ſein Knie. „Denkt nicht ſchlecht deshalb von mir! Ein einfältig Herze findet allerwegen, auch im Gebirge, ſein Heil. Väter und Vorväter waren ihrem Glauben treu und dachten doch nicht immer von Denen übel, die ſie verfolgten und verfluchten. Ich war viel in den Thälern, übernachtete in den Hütten der Rechtgläubigen, wie Ihr Euch nennt, habe auch vom Schloſſe drüben manche Heerde gehütet und bei den Katholiſchen redlich und ehrlich gedient, ich ein Ketzer, wie Ihr ſagt. Die Nothdurft hat mich oft gezwungen, bei Euch in Dienſt zu gehen, und die Noth, lieber Herr, lehrt beten. Da hab' ich denn auch — verzeihet! — zum böſen Spiel gute Miene gemacht und bin auch in Eure Kirchen gegangen, um nicht verdächtig zu ſein; hab' auch gemeint, es thäte mir nichts, wenn ich in Eure glänzenden Tempel mich drängte, das Kreuz ſchlüge und Eure Weiſe mitmachte. Dacht' ich doch bei mir: Der alte Herrgott droben bleibt ſich überall gleich, ſchaut überall in's Herze der Menſchen, ob ſie ſchlicht die Hände falten, wie wir im Gebirge, oder niederknieen und über Stirn und Bruſt das Kreuz ſchlagen, wir Ihr. Ich hatte mir Euren Brauch in den Kirchen abgemerkt, alſo daß mich keiner als Ketzer erkannte. Dem alten Herrgott, meinte ich, könne der kleine Betrug nichts ſchaden, und wenn mich einmal — verzeiht! — das Gelüſt peinigte, auch vom Kelche zu trinken, der den Römiſchen verſagt iſt, dann ſchlich ich heimlich hinauf in die Berge und nahm beim Ziegenpietro das Abendmahl in

beiderlei Geſtalt. Das that Euch nichts und mir geſchah dann auch kein Abbruch! Sie nannten mich hier unten im Thale einen braven Kerl, weil ich ihre Heerden gut hielt, und ich dachte, ich ſei um deswillen kein ſchlechter Mann, weil ich bald mit den Verdammten, bald mit den Auserwählten hantierte. So hatte ich's Jahrelang getrieben und kein Arg daran gehabt, doch nun — nichts für ungut! — als mich das Weh befiel und niederwarf, dacht' ich doch, es ſei um dieſer meiner Sünde willen. Wenn ich Nächte lang auf meinem Schmerzenslager wimmerte, meint' ich, es ſei zur Strafe für mein doppelzüngig Weſen, zur Strafe, daß ich im Grunde meines Herzens waldenſiſch geblieben und in Euren Capellen den Roſenkranz gedreht. Ich hab' mir lange Zeit mein letztes Stündlein herbeigewünſcht, wenn ich in der Angſt meiner Seele und im Jammer meines Leidens keinen Rath und Troſt mehr wußte. Da hörte ich von der waldenſiſchen Maria, die römiſch geworden und doch, wie ſie ſagten, nicht ganz tactfeſt geweſen ſei. Ich hatte ſie früher wohl im Gebirge geſehen, dort oben auf der Felſenkante und auf den Märkten im Lande umher mit ihrem Bruder. Sie waren Beide braver Leute gute Kinder, ſtark und feſt im Chriſtenthum der Berge, aus Savoyen hergewandert. Der Pirro galt freilich für einen trotzköpfigen Teufel, der Stein und Bein ſchwur, die Römiſchen ſeien voll Lug und Trug. Die Mormona dagegen nannten ſie weit und breit eine Perle unter den Steinen der Berge. Und die war nun zu den Römiſchen übergegangen, war abgefallen von dem Glauben ihrer Väter! Man hörte freilich

allerlei munkeln von Ketzerei auf Santa Maria. Plötzlich hatte ſie ſich auf dem Todtenbette nach dem Waldenſerthum zurückgeſehnt, war unſelig geſtorben, wie die Römiſchen ſagten, aber doch wohl nicht verworfen vor Gott. Es zog mich mit einer geheimen Macht zur Waldcapelle, wo ſie die zweifelhafte römiſche Gräfin beigeſetzt. Ich rutſchte auf meinen wunden Beinen Tage lang Stück für Stück hierher; meine Kraft wollte brechen, meine Angſt ſtieg zur Verzweiflung, aber immer trieb es mich ſehnſüchtig hierher, an's Grab der römiſch gewordenen Waldenſerin und waldenſiſch gebliebenen Römerin. Da lag ſie, die Roſe vom Gebirge, bleich und welk, aber wie ein Engel im Paradieſe, den man nicht fragt: Biſt du gut römiſch oder gut waldenſiſch? ein Engel, dem man's anſieht, daß ein freundlich Angeſicht dem Herrn wohlgefällig iſt im Himmel und auf Erden. Das gab mir Troſt und die Zuverſicht, ich würde nicht verſtoßen werden ob meines Abfalls und Rückfalls; ich meinte nun eingehen zu können in's andere Leben ohne die Laſt ſo ſchwerer Schuld. Ich dachte ſogar, mein letztes Stündlein nahe allſogleich, ſo licht und leicht ward mir zu Muth. Und ſiehe da, der Muth, den ich mir im Anſchauen der todten Mormona geholt, gab mir mehr als ich hoffte, gab mir auch neue Kräfte, und je länger ich hier am Grabe kniete, deſto mehr fühlte ich meine alten Gebeine wieder ſtark. Wollt Ihr's glauben? Der Segen der Tröſtung drang mir durch alle Knochen, die Krücke ſank mir unter den Armen fort, und wie in jungen Tagen ſtand ich ungeknickt, ungebeugt da, eine Pinie des Waldes; mir war faſt ſchwindelig und ich rief nach Hülfe,

nicht um mich halten zu laſſen, ſondern um Zeugen zu haben. Ich ſchrie vor Freuden laut auf; die Leute rotteten ſich zuſammen um mich her und riefen: „Gelobt ſei Gott in der Höhe! Die Waldenſerin hat ein Wunder gethan!“ — Seht, Herr, nun wißt Ihr meine Sünde; ich bin kein römiſcher Chriſt, ich habe mir nur den katholiſchen Segen heimlich geſtohlen. Ich habe lange gezweifelt und gebangt, ob es mir wohlgehen werde im Lande jenſeits, weil ich auf beiden Seiten, bei Römiſchen und Waldenſern geheuchelt, aber wie ich den Friedensengel hier in der Gruft ſah, da überkam es mich wie ein guter Glaube, daß es mir vor Gott nicht allzuſtreng werde angerechnet werden, wenn ich Zeit meines Lebens unter den Menſchenkindern mitgemacht habe, wie's eben ging. Straft mich, Prieſter der großen Kirche, wenn Ihr meint, daß Gott einen Unwürdigen mit ſeinem Wunder begnadigte, aber ſeid barmherzig!“

Der zitternde Alte ſah erwartend zu mir auf; in ſeinen Augen leuchtete die Zuverſicht der Gnade, es war nicht anders, als erwarte er den prieſterlichen Segen. Ich legte beide Hände auf ſein Haupt und küßte ſein langes, greiſes Haar. Die rührende Unſchuld des Alten hätte weit eher über einen Prieſter zu Gericht ſitzen, als von ihm die Sühne fordern können.

„Selig ſind, die reines Herzens nach dem Himmelreich trachten!“ flüſterte ich; „wir können Gott dienen in jeder Form, und ſie iſt nur heilig, wenn wir ihn wirklich ſuchen und vor Augen haben!“

Der Alte war niedergekniet, meinen Segen zu empfangen.

Ich legte ihm als Buße, als Bedingung der Sühne, Stillschweigen auf, hob ihn in die Höhe, schloß ihn in meine Arme und trat rasch, wie ich Schritte hörte, in's Dunkel der Nische zurück. Zwei Buben, die zu ihm zu gehören schienen, waren hinausgeeilt und kehrten jetzt zurück, den Alten zu geleiten. Heiter und fröhlichen Geistes schritt der alte Mensch hinaus. Bevor er die Capelle verließ, hatte er sich noch einmal zu dem Altar gewendet, das Knie gebeugt und das Kreuz geschlagen. Ihm waren die Zeichen der katholischen Anbetung lieb und werth geworden; nahm er doch nun die Zuversicht von hinnen, Gott habe ihm den Betrug verziehen.

Draußen hoben ihn die jungen Bursche auf's Maulthier. Er breitete seine Hände aus und stimmte mit heller Kehle ein Danklied an. Das Volk fiel hundertstimmig ein und der Zug setzte sich durch den Oelwald in Bewegung.

Die Capelle war jetzt dunkel und leer; nur die ewige Lampe brannte ruhig weiter über Mormona's Haupt und warf ihr stilles Licht auf den heiligen Frieden der Schlummernden. „Sancta Mormona!" rief ich und streckte die Arme nach ihr aus. „Nun Du todt bist, glauben sie an die süße Gewalt Deiner freundlichen Seele! Rose am Kreuz, mußtest Du erst verbluten, eh' Du ihnen heilig erschienst?" —

Am andern Morgen ließ ich mich bei meinem Vater melden. Ohne diese Förmlichkeit — so fern standen wir uns schon, — hatte ich keinen Zutritt mehr zu ihm. Er empfing mich nicht in seinem vertrauten Gemach; ich hatte vergessen ihn darum zu

bitten; er ließ mich in ſein Geſellſchaftszimmer treten; Pater Uberto ſtand neben ſeinem Seſſel.

Ich ſetzte voraus, daß Beiden der Vorgang bekannt war, erzählte das Ereigniß wie es ſich zugetragen, verſchwieg nur was der Hirt mir gebeichtet und was ich ſelbſt ihm zu verheimlichen anempfohlen. Ich hoffte zu gläubigen Gemüthern geredet zu haben, die in der plötzlichen Heilung des Kranken mit freudiger Zuverſicht einen Fingerzeig des Himmels ſähen. Ich täuſchte mich; ich fand Zweifler, die in ihrem finſtern Wahn ſelbſt nicht mehr die Empfänglichkeit für eine Bethätigung Gottes unter den Menſchen beſaßen. Ich ſprach von der Heilung des Gichtbrüchigen, wie ich nicht anders konnte, als von einer unzweifelhaften Sache; ich ſprach vom Glauben des Volks, das Loblieder ſingend, der todten Mormona das Wunder zuſchrieb.

„Glaubſt Du ſelbſt an die wunderthuende Kraft der Geſtorbenen?“ fragte mein Vater erwartungsvoll.

Gewiſſensfragen ſolcher Art im Beiſein des Dominicaners machten die Unterredung zum Verhör. „Warum, mein Vater,“ ſagt' ich, „wollt Ihr mich zu Denen zählen, die die Möglichkeit eines Wunders im Gemüth des Menſchen leugnen? Ich leugne nicht, daß ſich Gott an unſerem Herzen bethätigt, ich leugne nicht, daß der Wanderer, der als ſündiger Menſch mit dem Aufgebot ſeiner beſten Entſchließungen, als Kranker mit dem Aufwand ſeiner letzten Kräfte, einem für heilig erkannten Ziel entgegenpilgert und mit Mühe und Noth an dieſem Ziele anlangt, plötzlich einen Umſchwung in ſich empfinden kann, der ihm für ſein Gemüth wie für ſein leibliches Verhalten der Wendepunkt

eines neuen Lebens wird! Nicht die heiligen Knochen am Wallfahrtsort, die man ihn berühren und küſſen läßt: die innere Entſchließung, das Aufraffen ſeiner letzten moraliſchen und phyſiſchen Kraft bringt, wie mir däucht, ein Wunder der Verwandlung in ihm hervor."

Mein Vater wechſelte mit Uberto Blicke und ſah mich dann ſo bedauerlich an als wollte er ſagen: Lehren Dich das Deine ketzeriſchen Bücher? Iſt das der Geiſt des Waldenſerthums? Wenn Du Recht haſt, dann giebt es nirgends eine feſte Wahrheit mehr, dann iſt alles dem Belieben und der Laune der wandelbaren Menſchen anheimgeſtellt! — Und in der That, wenn das ketzeriſch iſt, daß nur der Glaube, den ich in mir erfahre, ſelig macht und Wunder thut, dann bin ich und werde ewig unter den ſogenannten Rechtgläubigen ein Ketzer ſein! — Wir ſprachen das nicht, aber es war, ſoll ich's ausſprechen, der Grund und der Quell unſeres Zwieſpalts.

„Du haſt, Sohn Giuſeppe della Torre," ſagte mein Vater nach langem Schweigen, „Meinungen geäußert, über die ich nicht Richter ſein kann. Nach Deiner Anſicht iſt der Fluch unſeres Hauſes auch geſühnt, ſobald wir uns nur einbilden, der Sühne gar nicht mehr zu bedürfen. Erlaube einem alten greiſen Manne ſich an Thatſachen, nicht an Meinungen zu halten. Dein Weib ſtarb im entſchiedenen Widerwillen gegen die Formen und gegen die Gnadenmittel der heiligen Kirche. Dieſe Sünde iſt die letzte Thatſache meines Hauſes. Wir ordneten Bußen dafür an auf der Stätte ihres Todes und ihres Lebens."

„Und wo Ihr, mein Vater," unterbrach ich ihn, „noch immer

Buße fordert, da ſieht der Glaube des Volkes ſchon Verklärung; Euch gilt die Todte noch immer für die Sündige, das Volk betet zu einer Verklärten!"

„Sie war Sünderin und vor Gott ſtraffällig," ſagte mein Vater.

„Sündigen," unterbrach ich ihn, „und vor Gott ſtraffällig ſein, ſetzt voraus, daß man von dem Böſen, das man thut, eine Erkenntniß habe. Wo kein Zweifel im Gemüth, mein Vater, wo kein Gewiſſensbiß ſich regt: begeht man, auch wenn die Handlung nicht zuläſſig iſt, noch keine Todſünde."

„Die Sophiſtik der Schüler Loyola's hat nichts gemein mit meinem Glauben, noch mit der Lehre der Kirche!" ſagte mein Vater mit dem ganzen Groll ſeiner Unerbittlichkeit. Ich rang die Hände und ſchwieg; ich blickte ſtarr in die Kluft, die mich von ihm trennte.

„Wenn der Himmel", begann mein Vater von neuem, „die Thatſache der neuen Schuld, die auf unſerm Hauſe laſtet, hinwegnehmen will dadurch, daß er die Geſtorbene begnadet, wenn die Kirche ein Wunder, das an ihrem Grabe geſchehen ſein ſoll, als Thatſache anerkennt und feſtſtellt: wer will das freudiger begrüßen als ich, der ich bald heimgehe mit dem Bewußtſein der jetzt noch ungeſühnten Sünde! Als eine Erlöſung vom Fluch will ich's vom Himmel begrüßen, wird Mormona los und ledig geſprochen, auf daß ſie eingehen kann in die Pforten der Seligkeit."

„Mehr als das, mein Vater!" rief ich in Schmerz und Un-

willen, „das Wunder iſt geſchehen; beatificirt, kanoniſirt wird ſie werden von der Kirche! Ich gehe nach Rom, ich werfe mich dem heiligen Vater zu Füßen, ich fordere die Seligſprechung der waldenſiſchen Maria!“

Mein Vater ſah mich zweifelhaft an; ich war unſicher, ob er gegen mich oder gegen die Thatſache, auf die ſich meine Verheißung ſtützte, Mißtrauen hegte. „Ich will der Propaganda des Glaubens beitreten,“ begann ich von neuem, „ich will wiſſen, was dazu gehört, um die Verirrten des Heils theilhaftig zu machen, deſſen ſie entbehren. Mir fehlt nur noch Eure Einwilligung, mein Vater. Ich gehe nach Rom“ —

„Ich weiß, als Sodale der Geſellſchaft Jeſu,“ ſagte mein Vater.

„Iſt Euſebio mir zuvorgekommen,“ fragt' ich, „Euch meinen Entſchluß kundzuthun?“

Mein Vater ſchüttelte das Haupt; er verſicherte, mit Männern der Geſellſchaft Jeſu keinen Theil zu haben. Ich ſtaunte über die Möglichkeit eines Zwiſchenträgers in meinen nur Euſebio bekanntgewordenen Entwürfen; es ward mir erſt ſpäter klar, daß meine Briefe, bevor ſie an Euſebio nach Genua gingen, geöffnet wurden.

„Ich habe keinen Theil an der Lehre der Männer Loyola's,“ ſagte mein Vater, „ich glaube nicht an einen wahrhaften Segen Deiner Verbindung mit ihnen, denn man kann nicht Gott und dem Mammon, nicht der Kirche und der Welt zugleich dienen. Aber es ſei! Ich hoffe, Du wirſt in Rom den

großen festen Zusammenhang begreifen, der der Welt noth thut, wenn Du dort an den Vorbereitungen zur Verkündigung der Wahrheit an alle Völker theilnimmst. In das Chaos der Welt kann nur Ein Gott Ordnung bringen, nur Eine Kirche kann die wahre, die allumfassende sein."

„Ich habe dasselbe Ziel vor Augen, mein Vater," sagt' ich, „nur über die Mittel, zum Ziel zu gelangen, stehen wir uns fern."

Ich reichte ihm die Hand, die er mir nicht verweigern konnte. „Zum Beweise des Vertrauens," sagt' ich, „laßt Mormona's Bruder frei; ich nehme ihn mit mir nach Rom."

Mein Vater blickte auf. „Und wenn Ihr Beide," fragte er, „Du und er, dem heiligen Amte anheimfielet?"

„Beruhigt Euch," bat ich und sah dem Dominicaner fest in's Auge, „ich bürge für sein Seelenheil. Seine Ketzerei ist kein Werk des bösen Geistes; sie besteht in der Verwilderung des Naturmenschen. Ich werde seine Erziehung leiten, vielleicht — gewinne ich ihn für die Kirche!"

Pater Uberto sah fast lächelnd drein, als wollte er sagen: Entweder gewinnst Du ihn oder — er Dich für sein Waldenserthum!

„Es sei," sagte mein Vater, „der Waldenser sei Dein, mir bleibt das Kind Mormona's!"

„Ich lasse in ihm mein Theuerstes zurück!" sagte ich schwankend, „Ihr werdet das Kleinod hüten, Vater!"

„Und für das Kind der Waldenſerin dem Himmel Bürgſchaft leiſten!“ entgegnete er mit feierlicher Handbewegung, „entweder Du oder der Knabe, Einer muß der Kirche gewidmet werden, damit der Fluch endet!“

Ich weiß nicht: regte ſich ein Vaterherz in ſeinem Buſen, wie er mich umfing und ſein Arm mich zum Abſchied an ſich drückte? Sein Blick war umflort, eine Thräne ſchimmerte in den gefurchten Augenhöhlen. Ich war tief bewegt, und doch überkam mich die Angſt, der Vater könne, während ich nach Rom ging und die Sühne des Hauſes betrieb, im Stillen daheim den Dominicaner beauftragen, für mein eigenes Seelenheil Meſſen zu leſen.

Pirro ſaß in ſeinem Kerker wohlbehalten. Es hatte ihm in den Zimmern, die man ihm angewieſen, an nichts gefehlt; nach ſeinen Kreuz- und Querzügen zur See und zu Lande ſchien ihm die Ruhe vielleicht eine Erquickung zu ſein. Wie er meiner anſichtig wurde, ſchien doch eine ſchmerzliche Erinnerung in ihm aufzutauchen. In der Verzweiflung über Mormena's Tod hatte er mich verkannt, in ſeinem Argwohn mir wehegethan; er geſtand mir dies von freien Stücken ein und in dieſem Gefühl der Reue konnte ich ihn leiten und beherrſchen. Er hatte ganz ſicher darauf gerechnet, daß ich ihn nicht den Händen ſeiner Feinde überließe, und ſo war er willig genug, als ich ihm zur Bedingung ſeiner Freiheit machte, mir nach Rom zu folgen. Vielleicht bezwang ihn dort der Glanz des kirchlichen Ritus, der doch noch immer auf ſinnliche Menſchen ſeine Macht geübt!

An Euſebio ſchrieb ich nur ganz kurz den Vorgang der Dinge; ich fand in Rom ſeine Briefe vor, nach denen er meinen Eintritt in's Collegium der Propaganda gemeldet und mir die Kreiſe jener Männer eröffnet, welche zur aufgeklärten Partei, zur Partei der Reformer gehörten.

Den Hirten hatte ich in Santa Maria nur noch einmal und nicht ohne Zeugen ſprechen können. Ich fand ihn im vollen Gebrauch ſeiner Glieder, aber ſeine Kräfte waren im Allgemeinen erſchöpft; die Erhebung ſeiner Geiſteskräfte, die ſeine Heilung bewirkt, war vielleicht nur ein Vorbote ſeiner baldigen Auflöſung geweſen. Er erkannte mich nicht wieder, am wenigſten Denjenigen in mir, dem er in der Capelle gebeichtet. Man hatte dem Alten in der Pfarrei des nächſten Ortes eine Behauſung verſchafft; ein Arzt war gerichtlich vernommen, um es zu beſtätigen, daß menſchliche Hülfe bei ihm nicht mehr ausgereicht habe. Man erwartete den Vicar des Biſchofs, um die Ausſagen der Zeugen von ſeiner wunderbaren Heilung mit dem kirchlichen Siegel zu belegen. Bis zur biſchöflichen Approbation waren ihm geiſtliche Wächter beigegeben, die ihn wie einen koſtbaren und doch noch zweifelhaften Schatz behüteten.

Mit Pater Uberto war mir noch vor der Abreiſe eine Zuſammenkunft geworden. Ich hatte die kurze ſchwarze Robe angelegt, die man mir von Rom aus geſendet, ſobald mein Name in die Liſte der Sodalen des Ordens Jeſu eingetragen war. I. H. S. V. ſtand auf der Medaille, die ich auf der Bruſt trug.

„In hoc signo vinces!“ ſagte Uberto und ſah ſchräg zum Himmel.

„Unter dieſem Zeichen werde ich ſiegen!“ wiederholte ich, „ſiegen wider die Feinde Gottes; es kommt darauf an, wer Gottes Feind iſt.“

„Extra ecclesiam nulla salus!“ erinnerte Uberto an den zweiten Wahlſpruch der Geſellſchaft Jeſu.

„Außerhalb der Kirche kein Heil!“ wiederholte ich, „aber es fragt ſich, wie eng oder wie weit der Begriff der wahren Kirche zu faſſen iſt, ob man eine Gemeinſchaft der Nachfolger eines Torquemada, oder eine unſichtbare Kirche Chriſti damit meint.“

„Ihr könntet mit dieſem Vorbehalt eben ſo gut in die Secte der Roſenkreuzer und der Freimaurer treten!“ ſagte der Dominicaner ſpottend.

„Mit dem Unterſchiede,“ war meine Erwiederung, „daß das Kleid dieſes Ordens mich vor Gewalt und Hinterliſt ſchützen wird. Ich bin damit keiner anderen Gerichtsbarkeit unterworfen als der des Generals der Geſellſchaft.“

„Gott ſei mit Euch!“ ſagte Uberto.

„Gott, der gute Geiſt, zu dem ich bete!“ war meine Antwort.

Vom Knaben Saverio war mir der Abſchied ſchwer geworden. Er ſchlief, wie ich ihn zum letzten Male ſah; des Hausmeiers Frau, deren beſonderer Obhut das Kind übergeben war, ſaß an ſeinem Lager; ſein Milchbruder, das Kind der

Frau, lag an ihrer Bruſt. Wie ich eintrat, machte ſie das Kreuz und neigte ſich über die Knaben, als wollte ſie beide vor mir behüten. Ein lieblich Abbild ſeiner Mutter, lächelte der Knabe Saverio im Traum. „Engel Gottes mögen ihn beſchirmen," ſagt' ich laut, — „und der Geiſt ſeiner Mutter!" ſetzte ich ſtill für mich hinzu.

Zehntes Capitel.

Das ewige Rom und der Generalvicar der Gesellschaft Jesu.

So hält mich denn die ewige Roma mit ihren Mauern umschlossen und ich belausche die Geheimnisse des Lebens in diesem Mittelpunkt der Welt! Das ist die Stadt der sieben Hügel und der sieben Könige, dieselbe, die das Königthum schuf und absetzte, mit den Adlern der Legionen sich den Erdkreis unterwarf, selbst dann noch als die Herren dieser Welt in Rom selbst vor ihren eigenen Knechten zitterten. Was hat dies Rom für ein unsterblich Leben! Dem Adler folgte die Tiara in der Weltherrschaft. Als das Schwert nicht mehr die Völker bezwang, erfand sich Rom den Bannstrahl, und die Barbaren beugten ihren Nacken von neuem. Die Könige Germaniens stiegen mit rasselndem Harnisch über die Alpen, legten die wilden Städte der Lombarden in Asche, stürzten Reiche und Staaten, vernichteten ganze Geschlechter, schlachteten in ihrer Wuth Völker hin; und wenn die sieggekrönten Löwen vor den Statthalter Gottes traten, warfen sie sich gleich Lämmern in den Staub und

huldigten! Dies Rom hat seine geheimnißvollen Zaubergaben. Ein Phönix aus Schutt und Asche, hat es selbst seine Ruinen sich zu neuen Trophäen gemacht. Jedes Jahrhundert der Menschheit ist hier als Mumie eingesargt, und unter dem Glanz jeder oberen Erdschicht fühlt man den Athemzug der unten beigesetzten, noch immer nicht völlig todten Geister der Vergangenheit. Vor Staunen komm' ich noch nicht recht zur Bewunderung. Ich finde ein Geschlecht von heute, das mit den übereinandergeschichteten Reichthümern aller Zeitalter spielt. Sie fühlen es nicht, auf welchem Moder von Jahrhunderten die Früchte wachsen, an deren Pracht ihr Stolz sich weidet!

Gestern hielt ein Capuziner vom Berge Carmel vor meinem Fenster eine Rede an's Volk; er beschwor die gutmüthige Menge beim Blut des Erlösers und sammelte dann Almosen. Betet vielleicht das christliche Rom zu einer Juno Moneta wie das alte? Der Stein, der dem Prediger zur Kanzel diente, war ein Säulenstumpf vom Tempel der Minerva. Wo Pompejus dieser Göttin opferte, steht jetzt eine Madonna, zu der das Volk wallfahrtet, weil sie Glücksgüter und Verstand giebt. Die Menschheit von heute hat Beides sehr nöthig. Jener marmornen Santa Maria sopra Minerva sind die Füße durch vieles Küssen so abgenutzt, daß man der Bildsäule neue Ueberschuhe von Metall machen ließ. Auch der heilige Petrus von Erz mußte schon mehrmals vorgeschuht werden, und man weiß, daß sein metallenes Fußgestell ein heidnisches Meisterstück, vielleicht das Postament zu einem Jupiter tonans war. Die alten Götter Roms geben hier Hand in Hand mit den christlichen Heiligen.

Die drei Geſtalten in der Sacriſtei der Paulskirche waren ehedem drei antike Grazien. Aus dem Antlitz der Mutter Gottes in San Loretto, die ſo viel Wunder thut, blicken, wie die Kenner mir zuflüſtern, Züge eines Venusbildes hervor. Iſt die Religion Jeſu Chriſti hier vielleicht eine neue Fortuna publica geworden? Iſt die alte Göttin Roma, die weltbeherrſchende, noch immer die oberſte Gottheit? Herrſchſucht noch immer die vornehmſte Virtus? — Rom iſt ewig, ſo lange es weiß, wie der Menſch beherrſcht ſein will.

Das waren meine Gedanken in Rom, aber ich ſcheuchte ſie in den Winkel meiner Seele zurück. „Nicht Alles für Alle!“ iſt ja der Grundſatz meines Ordens.

Das Profeßhaus zum „Gran Geſù“, in deſſen Seitenflügel ich einzog, iſt ein Gebäude von überhäufter, geſchmackloſer Pracht. Es rührt aus dem Jahrhundert her, wo man den römiſchen, ſchon an ſich mit ſchweren Ornamenten beladenen Styl noch mit Blumen und Guirlanden überdeckte. Wie ein Zeitalter denkt, ſo bauen und bilden ſeine Künſtler. Was der Orden jetzt aufführt, verräth die geſuchte Abſicht, die finſtere Strenge des alten mönchiſchen Dienſtes hinter lockenden Prunk zu verſtecken. Da iſt keine Säule, der nicht die Aufgabe, das Gebälk zu tragen, durch zierliche Roſenketten erleichtert werden ſoll; kein Architrav, deſſen Schwere nicht durch allerlei in Stein gehauene fliegende Vogelgruppen den lächerlichen Anſchein der Leichtigkeit erhalten ſoll. Jene einfache Größe, jene offene Einfalt, die Tugenden des alten heidniſchen Roms: hat ſie das chriſtliche Rom von heute verlernt und verloren?

Im Mittelſtück des Gebäudes wohnen die Profeſſen, die Väter von vier Gelübden, die den eigentlichen Kern der Geſellſchaft bilden. Zweck und Ziel des Ordens iſt nur ihnen bewußt, und auch unter ihnen, ſagt man, iſt nur eine geringe Anzahl in die geheimen Maximen eingeweiht. Daß der Zweck die Mittel heiligt, hat wohl noch keiner von jenen Vätern eingeſtanden, welche an die unteren Brüder die Monita secreta erlaſſen. Im unteren Stock des Hauſes wohnen die Scholaſtici approbati, die den Unterricht ertheilen. Der lange Flügel, der den Garten durchſchneidet, enthält die Hörſäle, zu denen ich unbedingten Zutritt habe, und die Zellen der rothgekleideten Novizen. Dieſe ſtehen unter geiſtlichen Coadjutoren, welche als Prieſter die drei gewöhnlichen Gelübde: Gehorſam, Armuth, Keuſchheit abgelegt haben. Den eigentlichen Stamm der Geſellſchaft bilden, wie geſagt, nur die Väter von vier Gelübden. Ich habe noch nicht ergründen können, welches das vierte Gelübde ſei. Der Ueberlieferung nach iſt es eine unbedingte Ergebung in den Willen des heiligen Vaters. Aber nach Allem, was ich höre und mir enträthſele, kann der römiſche Hof nicht mehr auf den unbedingten Gehorſam des Ordens zählen, wenigſtens nicht Papſt Benedict XIV. Die Geſellſchaft Jeſu ſcheint aufhören zu wollen, die Soldatesca des Statthalters Chriſti zu ſein. Das vierte Gelübde ſcheint der General des Ordens nach ſeiner Einſicht umzugeſtalten. Beſteht es vielleicht für die Eingeweihten in der Erlaubniß, ſich mit der Aufklärung des Jahrhunderts zu verbrüdern? Von ſämmtlichen Orden der römiſchen Chriſtenheit fühlt eben

nur die Geſellſchaft Jeſu das Bedürfniß, die fortſchreitende Bildung der Völker nicht aus der Hand zu geben, den Geiſt eines neuen Jahrhunderts nicht ſich ſelbſt zu überlaſſen. In dieſem Sinne iſt dann jedenfalls Pater Euſebio Jeſuit des vierten Gelübdes. Erhebt dies vierte Gelübde vielleicht, wie bei den Freimäurern, in den höhern, den ſchottiſchen Grad? Dann könnte der Orden auch das Siegel der Maurerei annehmen: Drei Felſen, umrauſcht von brandenden Wogen, mit der Aufſchrift: Saevis immotus in undis!

Die weltlichen Coadjutoren des Ordens, die ſämmtlich Laien ſind, theilen ſich in Adjuncte, die im Seitenflügel des Profeßhauſes wohnen, und in Affiliirte, die zerſtreut in der Welt leben, ohne daß man weiß, wie ſie zur Geſellſchaft gehören. Einige ſind wie Zugvögel, gehen ab und zu, bald in weltlicher, bald in geiſtlicher Tracht. Alle dieſe heißen Mitglieder von der kurzen Robe und haben nur nach dem Maß ihrer Verdienſte Theil an den geiſtlichen Gnaden des Ordens. Zu dieſen Gnaden gehört außer der Vergebung der Sünden und der Zuſicherung ewiger Seligkeit Unterſtützung und Beförderung weltlicher Art. Das Gelübde des Gehorſams gegen den Oberen, der ſie aufgenommen hat, müſſen auch dieſe unbekannten und unſichtbaren Hülfstruppen ablegen. Vor der Hand ſchien Pater Euſebio auch in der Ferne mein Oberer zu bleiben. Nur wurden meine Beichtberichte, meine Briefe, immer ſpärlicher; ich konnte glauben, daß ſie eröffnet wurden; ich vergrub meine Gedanken in meine Bruſt.

Mein Empfang im Profeßhauſe zum „großen Jeſus“ glich

zu meiner Beſchämung einem Feſte. Man begrüßte mich als einen Sodalen, der ſeine Laufbahn „zur größern Ehre Gottes“ glorreich mit dem Gewinn einer Seele eröffnet habe. Dieſe Seele, die ich gewonnen, war Mormona, mein Weib. Das Bewußtſein dieſes zweifelhaften Gewinnes und zweifelhaften Verdienſtes drückte mich zu Boden. — Im großen Saal empfing mich der Vicar des Generals, umgeben von ſämmtlichen Profeſſen des Hauſes. Scholaren ſtanden im Hintergrunde, der Chor ſang Danklieder zur Orgel. Man pries mich öffentlich als den Bekehrer der waldenſiſchen Maria. Daß ſich das Herz meines Weibes nur aus Liebe zu mir zur alten Kirche gewendet, konnte ich Prieſtern nicht begreiflich machen. Das blaſſe Antlitz des leidenden Erlöſers ſah vom Altar wehmüthig lächelnd auf mich herab, als ſie mich umringten und einkleideten und der Chor ein Loblied der Mutter Maria, der Mutter der Liebe, ſang.

Der Flügel des Hauſes, in dem ich wohnte, heißt unter dem Volke in Rom der Palaſt der Excellenzen. Er iſt von dem eigentlichen Collegium durch hohe Mauern geſchieden. Schöne weite Hallen bieten hier allen Luxus der Weltlichkeit; die anſtoßenden Gärten, in franzöſiſchem Styl mit ſteifen Taxuswänden, haben auch ihre lauſchigen Bosketts, in deren ſchattigem Dunkel lachende Nymphen von weißem Marmor die Gedanken an das alte heidniſche Rom erwecken. Man ging ſonſt in einen Orden, um die Welt und ihre Reize von ſich abzuthun. Man geißelte ſich in härenem Gewande, betrat man die einſame Zelle, in die durch das gewölbte Bogenfenſter nur

das Auge Gottes auf den Büßer herniederſah. War ein Schuldbewußtſein der Beweggrund, das Kloſter zu ſuchen, dann mochte der mit der Welt zerfallene Geiſt die geweihte Stille wie eine Wohlthat begrüßen. — Die ſtrenge Zucht ſcheint die Geſellſchaft Jeſu nur ihren eigentlichen Zöglingen vorzubehalten, in denen ſie ſich von Jugend auf willenloſe Werkzeuge heranbildet. Unter den rothgekleideten Scholaren ſah ich bleiche Geſtalten dumpf und ſtill herumwanken; ſie hatten die Welt abgeſchworen, ohne ſie zu kennen, thaten Buße ohne Reue, trugen den Stempel des Fatalismus auf ihrer Stirn. Aber die Geſellſchaft Jeſu braucht auch gewandte Weltleute, feine Cavaliere, geſchmeidige Talente, die der Welt die Herrſchaft des geiſtlichen Willens in nicht abſchreckender Geſtalt zur Erſcheinung bringen. Die Geſellſchaft hat auch die Wiſſenſchaften in ihren Dienſt genommen; die Benedictiner ſind nicht mehr die alleinigen Träger der katholiſchen Gelehrſamkeit. Die Zungen aller Völker tönen in unſeren Hörſälen, alle Nationen haben in der Anſtalt ihre Vertreter, in der Peterskirche ſtehen Beichtſtühle für alle Sprachen der Welt, und die Propaganda des Glaubens wählt aus dem Collegium ihre tauglichſten Organe.

Es überraſchte mich, daß ſelbſt mein weltlicher Titel mir in die Anſtalt folgte. Den Leuten in meiner Heimath hieß ich in meiner halb geiſtlichen Tracht: Domine. Hier war ich wieder zum Signor geworden, und die Cavaliere, die mit mir im Hauſe der Excellenzen wohnten, hatten in der That wenig Anſtrich von geiſtlichen Herren. Der neue Anbau des Hauſes

hat nach einer Seitenstraße seine Eingänge. Dort rollen die Equipagen bis Mitternacht auf und ab. In den Höfen tummeln geschickte Reiter ihre Pferde, die Vorsäle wimmeln von galonnirten Dienern, auf der Terrasse empfängt man Gesellschaften, wo sich auch Damen hoher Abkunft einfinden. — Man lebt dort wie in einem glänzenden Hotel, und der Name meiner Familie zieht mir Besuche zu, die ich aus Anstand erwiedern muß. Ich finde dort junge Cavaliere, die vielleicht später als Diplomaten in der Politik glänzen wollen, und es scheint mir, als ob die Collegien des Ordens die Absicht haben, auch die alten Universitäten zu verdunkeln, indem sie junge Nobili für die Welt bilden.

Ich fand unter ihnen keinen Genossen, der mir behagte; ich lebte mit Pirro, der als mein Gefährte ungehindert Zutritt erhielt, still und eingezogen in meiner Behausung. Weit mehr zog es mich zu den eigentlichen Scholaren der Anstalt hin, welche drüben im Profeßhause in um so strengerer Zucht für den schweren Dienst heranreifen. Aus den blassen Gesichtern sah ich hier und da ein dunkles, feuriges Auge aufblitzen, das sich aber rasch wieder in seine Höhlen verkroch. Die Scheidewand der Stände trennt mich von ihnen, denn ich gehöre zum Hause der Excellenzen.

Pirro war Tags über meist sich selbst überlassen. Er brachte den größten Theil seiner Zeit bei den Schiffern am Tiberstrande zu; dort fand seine ruderfertige Hand ihre Uebung; erst mit der Dämmerung der Nacht kehrte er zu mir zurück. Ich gab ihn bei dieser Lebensweise so gut wie aus der Hand;

aber ich wußte, daß der Sohn der Berge nicht anders als bei dieſem Maße zugeſtandener Freiheit mein Gefährte blieb. Die Beziehung zu Mormona war das geiſtige Band, das ihn an mich feſſelte. Jedem Verſuche, ihm durch Unterricht und geſchulte Belehrung beizukommen, ſetzte er die fertige Verſchloſſenheit ſeines angebornen Trotzes entgegen, der ſich zur Wildheit aufbäumte, wenn man ihn herausforderte. Um auf ihn einwirken zu können, mußte ich ihn eine Zeitlang noch ſich ſelbſt und der Reife der Zeit überlaſſen. —

Es mochten einige Wochen ſeit meiner Aufnahme in's Collegium verſtrichen ſein, als der Vicar des Generals mich zu ſich entbieten ließ. Er empfing mich zur Audienz in ſeinem beſondern Gemach. Der General des Ordens lag ſchon ſeit lange auf dem Siechbett; Pater Lorenzo, ſein Vicar und Stellvertreter, war bereits jahrelang die Seele des Ganzen und Regent des großen geiſtlichen Staates der Geſellſchaft. Die Aſſiſtenten für Italien, Frankreich, Deutſchland, Spanien und Portugal waren ihm zur Seite geſetzt, aber er war der Sache nach ſchon ſo gut wie unumſchränkter Monarch. Dieſe Monarchie der Jeſuiten mit ihren 22,000 Unterthanen war im Stande, ſelbſt bedeutenden Staaten mit bewaffneter Hand gegenüberzutreten. Paraguay, die ſüdamericaniſche Republik, die der Orden ganz nach ſeiner ſouveränen Willkür regierte, offenbarte damals plötzlich deſſen gefahrdrohende weltliche Macht. Spanien hatte in Folge eines Tauſchvertrages einen Strich dieſes Landes an Portugal abtreten wollen. Die Eingebornen widerſetzten ſich auf Betrieb ihrer Seelſorger und

heimlichen Regenten dieſem Willen und Uebereinkommen zweier Höfe, und zum Staunen der Welt trat der Orden Jeſu plötzlich als politiſche Macht auf und überraſchte durch das Schauſpiel eines glänzend geführten Krieges. Dem Orden war ſo Vieles geglückt, daß er für ſeine Herrſchſucht kaum noch die Maske der Klugheit nöthig zu haben glaubte.

Mich dünkt, in Lorenzo Ricci's Zügen ſpiegelte ſich dieſer Verſtand, der in langgewohnter Sicherheit plötzlich die Stätigkeit ſeiner Berechnungen aufgiebt und baar und blank eine brutale Selbſtgewißheit zur Schau trägt. Dieſer Mann ſah aus, als hätte die Klugheit nicht mehr nöthig, die Begier nach Herrſchſucht und Beute zu zügeln; für ihn ſchien der Augenblick dazuſein, wo man ertrotzen wollte, was man bisher mühſam und heimlich nach tauſendfältigen Erwägungen und mit allen Kräften leiſer Vorſicht errungen. Der damalige Vicar gehörte ſeiner Geburt nach zu den Menſchen aus niederer Sphäre, die mit der Kraft eines eiſernen Willens keine Anſtrengung ſcheuen, um den Gipfel der Macht zu erreichen und nach dem Augenblick dürſten, wo ſie ſicher genug ſind, um den angebornen Trotz der Anmaßung ungeſcheut zu entwickeln. Sein Antlitz war bei dem Widerſtreit von Klugheit und Gewaltſamkeit ein Bergwerk, wo geheime Geiſter in zwei entgegengeſetzten Schachten arbeiten und ſich Gegenminen graben. Die borſtige Augenbraue verrieth Kraft und Ausdauer. Sein Blick war ſcharf und kalt, durchdringend und beſonnen; er ließ auf Enthaltſamkeit und auf Beherrſchung aller eigenen Schwächen und Lieblingswünſche ſchließen. Aber die zuſammengedrückte niedere Stirn mit ihren

eigenſinnigen Gedankenfalten erwies ſich nicht als ein Sitz jener höheren milden Weisheit, die zugleich frei und harmlos macht. Die aufgeworfene Unterlippe und die untern Muskeln des Geſichts ließen fürchten, er ſcheue zur Erreichung ſeiner Zwecke auch gewaltſame Mittel nicht. So ſcharf, feſt und ſicher der Blick ſeines Auges und ſeines Verſtandes ſchien, ſo beſchränkt war vielleicht der Kreis ſeiner Empfindungen, und ſo war es möglich, daß das Gefühl der Sicherheit, das auf plumpen Vorausſetzungen beruhte, ihn um die Früchte ſeiner beſten Berechnungen brachte. Die Klugheit des berechnenden Verſtandes ſollte es nie verſchmähen, auch bei der Güte des rückſichtsvollen Herzens in die Schule zu gehen, um jene Weisheit zu lernen, die auch die Forderungen des Gemüthes, wo nicht bei ſich, doch bei Anderen mit in Anſchlag bringt. Pater Lorenzo machte mir, je länger ich mit ihm verkehrte, deſto mehr den Eindruck eines Wanderers, der, an die geebnete, wenn auch ſteinichte Straße gewöhnt, plötzlich zur Abkürzung des Weges einen Waldpfad einſchlägt. Dieſer Pfad verläuft ſich immer tiefer in's Dickicht. Die Berechnung in der Wahl des Pfades war richtig, weil er das Ziel in gerader Linie trifft; aber er iſt ſeit lange nicht mehr betreten, das Geſtrüpp hat ihn überwuchert. Der Wandersmann tritt Anfangs mit ſcharfem Fuß die Hinderniſſe nieder, er ſchlägt ſich mit beiden Armen durch; aber das Dickicht wird immer verſtrickter und die Ruthen der Geſträuche zerfleiſchen ſein Geſicht. Mit der Verwundung wächſt ſein Eifer, vorzudringen, bis ihn ein ſtörriger Aſt, der ſeinen Schädel trifft, plötzlich zu Boden wirft. — In den

Zügen seines Angesichts stand diese Klugheit geschrieben, die mit ihrem starken Eigensinn sich plötzlich in ihr Gegentheil verwandelt. Es schien als habe Lorenzo die Bedürfnisse der Menschen, auf die er rechnete, doch nicht genau genug gekannt. In seiner ganzen Haltung war dieser plötzliche Wechsel ersichtlich. Wie weiland Papst Sixtus hatte er gebückten Ganges sein Ziel erreichen wollen; aber er hielt sich schon zu früh auf dem Gipfel der Macht, er warf zu früh die Krücke von sich, um seine Gestalt frei in die Höhe zu richten; seine Klugheit endete in Anmaßung und Dünkel.

So stand er vor mir, als er halb lächelnd, halb abweisend meine Verwunderung über gewisse Einrichtungen im Ordenshause, die ich ihm aussprach, — er hatte gefragt, wie mir mein Aufenthalt in Rom und im Hause gefiele, — entgegennahm. Der Orden erkennt den Unterschied der weltlichen Stände selbst innerhalb der Mauern des Collegiums an.

„Ich habe es", sagte ich ihm ohne Scheu, „für einen Grundpfeiler des großen Gebäudes der Kirche gehalten, daß auf ihrem Gebiet der Sohn des Fürsten nur eben so sehr wie der Sohn des Hirten sich die Berechtigung zu einer Würde erringt, wie jener Sixtus lediglich kraft seines Geistes sich zur höchsten Staffel hinaufarbeitete und mit der Tiara das Haupt bedeckte, das in einer Hütte das Licht der Welt erblickt hatte. Dem weltlichen Herkommen, der Rangordnung des feudalen Kastenwesens gegenüber eröffnete die Kirche, dünkt mich, eine Laufbahn, auf welcher nur die geistige Befähigung gilt. Es lag

eine Demokratie in dieſer Kreuzung der weltlichen Ordnung. Erkennt der Orden dieſe Anwartſchaft Aller zu Allem nicht an? Mich dünkt, die Prieſterſchaft der heiligen Kirche mußte blühen, ſo lange ſie ſich aus dem Kern des Volkes mit allzeit friſcher Kraft ergänzte!“

Der Generalvicar ſah mich mit einem Blicke an, der mehr Unwillen, mir antworten zu müſſen, als Befremden über meine Aeußerung verrieth. Er ſchien im Augenblicke zu ſchwanken, ob es bequemer ſei, über dieſe Weisheit eines Neulings geheimnißvoll zu lächeln, oder ſie einer ernſtlichen Erwiederung zu würdigen. Sein Geſicht ſah jetzt wie ein verſiegelter Brief aus, auf dem auch noch die Aufſchrift unleſerlich iſt.

„Man bezwingt die Welt am leichteſten,“ begann Lorenzo Ricci, „indem man ihr läßt und giebt, was ſie verlangt. Legt Ihr, Signor, kein Gewicht auf den Genuß weltlicher Dinge ſo werdet Ihr um ſo ſchneller unſeren Zwecken entgegenreifen. Innerhalb unſeres Ordens herrſcht allein der Geiſt. Und brächte Jemand bei ſeinem förmlichen Eintritt in unſere Geſellſchaft die Schätze eines Krösus zum Angebinde, er würde nicht um deshalb unter uns ſteigen! Die Perſon ſtirbt ab, ſobald Du ein wirklicher Schüler Loyola's biſt. Der Orden iſt dann Deine Seele, Deine Ehre, Dein Verdienſt und Deine Macht.“

Das war nun freilich ſchon mehr als bloße Widerlegung meiner Vorwürfe; es war ein Geſtändniß, daß der Orden die Darbietungen der Welt ſehr gern in Empfang zu nehmen pflege, aber ohne ſich dafür zu Dank verpflichtet zu fühlen.

Andere fromme Brüderschaften, dacht' ich bei mir, ehren wenigstens das Andenken des Wohlthäters und lesen für sein Seelenwohl Messen.

„Ihr werdet", fuhr Lorenzo fort, „in unserer Gemeinschaft die verlangte Demokratie nicht vermissen, sobald es Euch, Graf La Torre, beliebt, uns ganz anzugehören. Erst nach mehreren Graden werdet Ihr das System unseres Ordens kennen lernen können; nur wenn er das Alter des gekreuzigten Heilandes erreicht hat, wird der Jesuit, wie Ihr wißt, eigentliches Mitglied der Gesellschaft, und dann allerdings verschwindet für ihn die Welt mit ihrer Gültigkeit. Wir erkennen ihre Berechtigung nicht an, aber wir lassen ihr das Spiel, das sie mit sich selber treibt. Die römische Curie kennt Rücksichten gegen weltliche Hoheit, sie bevorzugt den fürstlich Geborenen und geht in ihrer Nachgiebigkeit so weit, selbst mit widerspenstigen Königen und Fürsten Verträge zu schließen. So weit gehen wir nicht. Das hieße die Welt und ihren Bestand nicht blos zulassen, sondern auch anerkennen. Zur Herrschaft in der Welt ist aber nur der Geist berufen. Der Geist geht in die Welt ein, aber nicht um sie sich selbst zu überlassen, sondern um sie sich unterthan zu machen. Das Christenthum von ehedem hatte eine Scheu vor dem Thun der Menschen; deshalb haben sich die Staaten eine Selbständigkeit von der Kirche errungen; selbst die Wissenschaften glauben jetzt auf eigenen Füßen zu stehen. Diese Vorurtheile haben sich unter den Menschen festgesetzt und wir müssen sie so lange achten, bis Alles wieder in unserem Dienste steht. Wir gehen auf die Bedürfnisse der Völker ein, so lange

ſie dieſen Schein einer angemaßten und gefährlichen Selbſtändigkeit zur Schau tragen. Niemand erntet, bevor er geſäet. Die Welt muß erſt wieder empfänglich gemacht werden für die Herrſchaft des Geiſtes. Deshalb, Graf La Torre, ſind wir in unſerer Thätigkeit ſo vielſeitig und ſcheinbar oft ſo weltlich. Alles unter den Menſchen beruht auf Vorurtheilen, und dieſe muß man ſchonen, will man ſie überwinden. Wir haben in China am Hofe des Kaiſers unſere Mathematiker, unſere Geographen, unſere Aerzte, ſelbſt unſere Uhrmacher und Opiumdreher. Nachdem das Chriſtenthum aufgehört hat, wie eine Eule in alten Höhlen zu niſten, darf es nicht mehr ſpröde ſein, es muß eingehen in das Thun der Welt. Der Geiſt muß die Materie bearbeiten, will er ſie beherrſchen. Deshalb, mein junger Freund, ſitzen Mitglieder unſeres Ordens bald am Ruder des Staates, bald ſind Handel und Gewerbe in ihrer Hand. Wir haben in Weſtindien und Südamerica unſere mercantilen Staaten, wir haben an allen Ecken und Enden der Welt unſere Commanditen. Wir nennen ſie unſere Miſſionen, aber ſie ſind für uns, was die Colonien für das Mutterland ſind, die Quellen unſerer Macht. Zur Ehre Gottes, zur Herrſchaft des Geiſtes auf Erden wird Alles verwendet. Iſt es nicht wunderlich, daß die römiſche Curie zum Beſten der Völker und Fürſten und zum Nachtheil der Kirche Gottes unſere Thätigkeit hemmen will? Die Bulle In mensa pastorum will uns jetzt den Sklavenhandel und die Unterjochung der Wilden verbieten! Als ob ſich die Kirche für zu vornehm halten dürfte, ſich mit der Welt zu befaſſen! Wir können nur

herrſchen, wenn wir den Mächtigen der Erde das Scepter aus der Hand winden, den Völkern die Quellen ihrer Wohlfahrt ſelbſt eröffnen. Der Geiſt muß aufhören, als Geſpenſt unter den Menſchen zu wandeln; das Chriſtenthum muß eingehen in das Fleiſch der Welt, um es ſich dienſtbar zu machen!"

Pater Lorenzo war aufgeſtanden und ſah mich an, als wollte er ſagen: Siehe, das iſt das große Reich unſerer Entwürfe! Es lag nichts Erhabenes im Gedanken dieſer Herrſchſucht; dieſer Traum war ſehr nüchtern und doch befiel mich die Furcht, ein Nachtwandler ſtehe vor mir und enthülle mir das Gewebe ſeiner Begierden. Das war allerdings kein Chriſtenthum mehr, das die Welt dem Gedanken, die Erde dem Himmel opfert, kein Glaube, der die Menſchen flieht, um in der Wüſte ein einſames Grab zu finden; das war mit allen ſeinen Schrecken faſt der Geiſt der Unterwelt ſelber, der in den Eingeweiden der Erde nach Gold wühlt, nicht um es zu genießen, ſondern weil er Niemanden den Genuß dieſer Schätze gönnt.

Ich fand in meiner Betäubung nicht gleich das Wort der Erwiederung, als Lorenzo auf meine eigenen Angelegenheiten überging.

„Ich habe Euch im Vertrauen zu mir entbieten laſſen, Graf La Torre," begann der Generalvicar von neuem. „Ihr habt eine ungewöhnliche Stellung zum Orden. Ihr dürft, ſollte eine Entſcheidung eintreten, auf unſeren beſonderen Schutz rechnen." Er zögerte fortzufahren und lenkte dann ein. „Pater Euſebio hat Euch ſehr warm empfohlen, Euch ſehr gut bei uns angeſchrieben. Ihr verkehrtet viel mit ihm?"

Ich erzählte, wie Euſebio früher als Caplan in Santa Maria und auch ſpäter, wo ich ihm in Genua eine Zeitlang übergeben war, mein Lehrer geweſen, bis der Einfluß des Dominicaners Uberto ihn im Vertrauen meines Vaters verdrängt; ſein Beiſpiel, ſeine Lehre und die Hoffnung auf eine Gemeinſchaft mit edlen Männern, die ſich für das Wohl der menſchlichen Geſellſchaft verbrüdert, ſeien die Beweggründe meiner Hinneigung zum Orden geweſen.

„Wer wirken will, muß Macht haben; δός μοι πού στῶ!“*) ſagte Lorenzo.

„Ich glaube,“ ſagte ich, „daß der Geiſt der Duldung, der Aufklärung und Menſchenliebe über die Welt kommen und ſie beherrſchen wird.“

„Duldung, Aufklärung, Fortſchritt, dieſe Heilmittel der Humanität,“ ſagte der Vicar, „weiſen wir nicht von uns.“

Alſo Mittel zum Zweck, nicht Zweck ſelber ſind ſie Euch! dacht' ich ſtill bei mir. „Euſebio“, fuhr ich fort, „ſprach mir von der Reform der Kirche, die der Orden zum Ziel habe.“

„Man muß nicht von Dingen ſprechen, die blos gethan ſein wollen!“ ſagte Lorenzo.

„Euſebio“, ſagte ich, „ſtellte mir eine Verbrüderung mit den Aufgeklärten, mit den Freimaurern in Ausſicht.“

„Euſebio geht darin zu weit,“ unterbrach mich der Generalvicar. „Wir können dem geſchworenen Prieſter nicht geſtatten, einen zweiten Eid zu leiſten, und ein Schwur wird ja vom

---

*) Gieb mir wo ich Fuß faſſe!

Maurer verlangt. — Ihr habt die Logen in Turin beſucht?“ fragte er nach einer Pauſe eifrig.

Ich mußte es verneinen, aber geſtand, daß ich das Verlangen nach einer Aufnahme in ihren Bund hätte.

„Den affiliirten Brüdern geſtatten wir gern die Theilnahme an der Maurerei,“ ſagte Lorenzo, „es iſt uns ſogar willkommen, Männer unſeres Ordens, ſobald ſie nicht geweihte Prieſter ſind, in den Logen zu haben. Es kann ſein, daß der Orden dieſer Logen benöthigt iſt, tritt uns eine große Entſcheidung näher!“

Lorenzo Ricci gehörte alſo zu den Diplomaten, die die Freiheit zulaſſen und ausnutzen, nicht ſie befördern. Der Verſtand, nicht das Herz, beſtimmt ihre Denkart und ihr Thun. Er maß mit weiten Schritten das Gemach; ich hatte mich ebenfalls erhoben, meine Audienz ſchien beendet. Da begann der Generalvicar von neuem: „Weshalb ich Euch, Graf La Torre, kommen ließ;“ — er ſetzte ſich und lud mich wieder ein, Platz zu nehmen; — „Euer Gefährte und Wohngenoſſe iſt — Waldenſer?“

Ich äußerte, wie ſeine Bekehrung mein Werk ſein ſolle, daß ich jedoch unter einem guten Bekehrer einen Erzieher verſtände, der die geſammte Exiſtenz, Charakter und Natur des Proſelyten langſam auf die Stufe der Erleuchtung, das heißt der Bildung, erheben müſſe.

„Hat durchaus keine Eile,“ ſagte der Generalvicar zu meiner Ueberraſchung. „Es liegt überhaupt wenig an dieſen

Waldenſern. Armes, dürftiges Volk, ein bettelhaftes Stück Land, — werden nach wie vor Murmelthiere abrichten und Kürbisköpfe aushöhlen — ſo wie ſo! Ihr müßt Euch, Graf Giuſeppe, höhere Ziele ſtecken. Ich empfehle Euch den deutſchen Norden zu Miſſionen. Euer feinerer Geiſt, Eure gemüthliche Befähigung, in die Denk- und Gefühlsart anderer Menſchen, bis dato noch Ketzer genannt, einzugehen und mit ihnen zu empfinden, macht Euch zum Miſſionär an jenen Punkten, wo es für uns von Werth ſein kann, Helfershelfer zu haben. Auch ſind dort in der That die Logen ſtille, dem Lärm der Welt entzogene, aber wirkſame Schauplätze aller höheren Beſtrebungen."

Ich erwiederte, ich ſei noch zu ſehr Laie, um mich für einen Zweig der Thätigkeit zu beſtimmen. Er empfahl mir wiederholt das Studium der nordiſchen Sprachen, Sitten und Eigenheiten; Bücher und Schriften des Collegiums und der Congregation ſtänden mir in ausgedehnteſter Weiſe zu Gebote; auch der Zutritt zur Sala intima der Propaganda ſammt ihren Regiſtern und Tagebüchern ſei mir geöffnet. „Mit dem tollen Brauſekopf von Waldenſer nehmt Euch Zeit; in ſolchen Einfältigkeitsgemüthern ſteckt der Widerſpruch oft ſehr feſt, mehr aus Naturell, als aus Sünde. — Eure Gattin, Graf La Torre, war ja wohl auch nicht ganz capitelfeſt, nicht recht römiſch geworden?"

Er ſah mich forſchend, doch ohne böſen Hinterhalt an. Ich erzählte ihm offen und ohne Scheu von Mormona's Anwandlungen, erklärte dieſe aber phyſiſch für Gelüſte in Momenten-

wo ein Weib, das ſich Mutter fühlt, nicht entſchieden für zurechnungsfähig gilt.

„Würde ſich auch haben ausgleichen laſſen!“ ſagte der Generalvicar mit trockenem Ernſt; „nur muß man ſich nicht Mönchen in die Hände geben, die Alles an die große Glocke ſchlagen und über kleine menſchliche Schwankungen und Irrungen gleich die Schrecken des jüngſten Gerichts bringen! Am wenigſten konnte das Bischen Ketzerthum, das in der Seele Eures Weibes ſitzen geblieben ſein mochte, ausreichenden Grund abgeben, die katholiſche Rechtmäßigkeit Eurer Ehe zu bezweifeln!“

Ich fuhr empört in die Höhe. „Wer“, fragt' ich, „hat ſich deſſen erdreiſten können?“

„Doch wohl Derſelbe,“ ſagte Pater Lorenzo, „der uns Sophiſten ſchilt, weil wir auf die Natur des Menſchen Rückſicht nehmen und die feinen Vergehen nicht für gleich ſtraffällig wie die groben Verbrechen erachten. — Vielleicht auch nur ein Gewiſſensſcrupel Eures erlauchten Vaters!“ ſetzte der Vicar hinzu.

Ich ſchwieg beſtürzt. Es machte mich ſtumm vor Schreck, daß man es gewagt haben durfte, an das, was ich für das Sicherſte gehalten, an das Eigenſte, Reinſte und Heiligſte meines Lebens die Hand zu legen.

„Der Caſus würde von Belang ſein, ließe er ſich feſthalten und durchſetzen,“ fuhr Lorenzo fort, mich wenig beachtend; „wird es möglich, Eure Ehe für ungeſetzlich zu erklären, ſo gilt auch Euer Sohn für unrechtmäßig.“

„Unerhört!“ rief ich, „wie kann mein Vater ſich ſo weit verirren, das Kind, den letzten Sproß des Hauſes, in ſeiner Rechtmäßigkeit zu bezweifeln und damit den Untergang, das Ausſterben des Stammes der La Torre zu verſchulden!“

„In dem Falle,“ ſagte der Generalvicar mit der langſamen Zähigkeit ſeines Tones, „in dem Falle würde, dünkt mich, der Seitenzweig Eurer Familie in Friaul erben. Dieſer Seitenzweig Eures Hauſes iſt dem römiſchen Hofe ſehr ergeben. Die Curie würde das begünſtigen, glaub' ich. Oder Ihr würdet genöthigt, euch noch einmal und zwar ebenbürtig zu vermählen.“

Ich fühlte bei der Enthüllung dieſes Gewebes deſſen namenloſe Verſtrickung und Verkettung. — „Uebrigens“, beruhigte mich Pater Lorenzo, „übrigens iſt es ja bis jetzt bei einer bloßen Anfrage geblieben; das heilige Amt der Inquiſition hat die ihm als Gewiſſensſcrupel geſtellte Frage, ob eine ſo und ſo beſchaffene, mit einer rückfälligen Ketzerin geſchloſſene Ehe nicht für null und nichtig erklärt werden könne, noch nicht einmal eingeleitet. Und jetzt, wo ja wohl ein Wunder am Grabe der Entſchlafenen geſchehen, wo die Todte erhöht, verklärt, ſacrificirt werden ſoll, würde es ja thöricht erſcheinen, wollte man auf deren Ungläubigkeit einen Proceß gründen! Indeſſen es iſt recht gut von Euch, Graf La Torre, daß Ihr Euch beeilt, die Sache der Beatification bei der Curie zu betreiben; Ihr erledigt und beſeitigt damit jene Scrupel. Auch zweifle ich nicht an der Geneigtheit des heiligen Vaters, auf Euer Geſuch einzugehen und die waldenſiſche Maria zu beatificiren. Dinge dieſer Art gehören zu ſeinen Liebhabereien. S. Heilig-

keit Papſt Benedict, der gelehrte Bologneſe, hat in ſeinen früheren Jahren, als Promotor Fidei, ſogar ein weitläufiges Werk geſchrieben über die bei Seligſprechungen üblichen Gebräuche. Von Alters her iſt die Curie noch von dem Anleben unter dem vorigen Papſte Eurem Hauſe eine Summe Geldes ſchuldig. Das wird dann in Eins abgemacht. Wird Eure Ehe nicht weiter angezweifelt, ſo iſt Euer Sohn Saverio ebenſo zweifellos Erbe Eures Hauſes; wo nicht, ſo dürft Ihr — als Genoß unſeres Ordens — unſeres Schutzes in jedwedem Falle ſicher ſein."

Es ſchien mir paſſend, auf dieſe Verſicherungen ein Wort des Dankes zu erwiedern; dieſer Dank mochte freilich etwas unbeholfen zum Ausdruck kommen, war ich doch wie betäubt und entſetzt über die Art, ganz profan geſchäftsmäßig über die heiligſten Dinge meines Lebens zu verhandeln.

„Noch Eins, Graf Giuſeppe della Torre!" ſagte der Generalvicar, als ich ſchon im Begriff war, mich zu verabſchieden. „Es ſchwebt auch noch in andrer Weiſe ein Damoklesſchwert ob Eurem Haupte! Ueber Eure eigene Rechtgläubigkeit iſt bei'm heiligen Amt Frage erhoben und Unterſuchung verlangt. Das Tribunal wird einen Spruch thun müſſen, — wahrſcheinlich blos um ebenfalls Gewiſſensſorgen zu beſchwichtigen! Seid alſo, bitt' ich, gewärtig, vom Conſultor der Inquiſition vorgefordert zu werden, und wär's auch nur zu einem bloßen Colloquium, der Form wegen. Aber ich würde doch wünſchen und rathen, vorſichtig und beſonnen zu ſein! Man ſieht in Euch, Graf Giuſeppe, den Genoſſen unſeres Ordens, und man

könnte Euch um dieſer Genoſſenſchaft willen Angeln legen wollen."

„Ich werde der Wahrheit die Ehre geben, ohne den Orden zu beeinträchtigen," ſagt' ich.

„Juſt in dieſen Tagen", fuhr Lorenzo fort, „iſt ein neuer Conſultor der Inquiſition ernannt."

„Ein Mann der Geſellſchaft?" fragte ich.

„O nein, im Gegentheil, ein Franciscaner," lautete bitter die trockene Antwort.

Ich äußerte, der Meinung geweſen zu ſein, als Sodale der Geſellſchaft keiner anderen Gerichtsbarkeit als der des Ordens unterworfen werden zu können. Der Vicar entgegnete zur Erklärung, daß dieſer Proceß gegen mich bereits anhängig gemacht ſei, bevor ich meinen Entſchluß, in den Orden zu treten, förmlich kundgethan, den Revers, den man mir geſchickt, unterzeichnet und in die Liſte der Sodalen eingetragen.

„Aber nur getroſt!" wiederholte der Vicar, „die Geſellſchaft wird Euch ſchützen. Seid Ihr ſelbſt nur treu und auf Eurer Hut, und zögert nicht mit der Erklärung, uns ganz mit Allem, was Euer iſt, anzugehören, falls ſich Euch eine dringende Verlegenheit, eine drohende Entſcheidung naht!"

„Mit Allem, was mein?" fragt' ich zerſtreut und verlegen, „mit Hab und Gut, mit der Grafſchaft La Torre?"

„Mit Allem, was Euer, gleichviel was es ſei!" entgegnete Pater Lorenzo mit einem faſt wegwerfenden Stolze. „Der ächte Sohn und Schüler Jeſu nennt in der Welt nichts ſein, will er dem Herrn wirklich folgen, iſt und gilt draußen nichts,

Alles nur innerhalb der Geſellſchaft. Für die Welt iſt er todt, ein Leichnam; lebendig nur für die Zwecke des Ordens, der des Sodalen Sache zur ſeinigen macht, wenn Dieſer ſich mit ſeinem Wiſſen und Haben, ſeinem Wollen und Können zum Eigenthum der Geſellſchaft erklärt."

Mit einer herablaſſenden Handbewegung ward ich entlaſſen. Ich eilte beſtürzt von dannen. — Aus den Gängen und Hallen des Collegiums wehte mir ein ſchwühler Dunſt entgegen. Männer hatte ich geſucht, die ſich und ihr Alles der Menſchheit und deren Wohlfahrt opfern, und fand Hierarchen, die umgekehrt die Menſchheit und deren Heil ihrer eigenen Selbſtſucht zum Opfer bringen! Eine Genoſſenſchaft Edler ſucht' ich und fand, daß ich in Rom vielleicht der Einzige war, der an dem Heil des Geſchlechts, an der Errettung der Welt, an dem Werk des großen Baumeiſters Hand anzulegen ſich bereit fühlte.

Elftes Capitel.

Das Miserere der Christenheit und der Consultor der Inquisition.

Was mich am meisten bestürzt machte und bedrückte, war die Spannung, in welcher die Gesellschaft, der ich angehören sollte, mit dem obersten Bischof der Christenheit stand. Aus dem Munde des Generalvicars konnte ich entnehmen, daß der Orden beinahe des Papstes entbehren zu wollen schien, um neben ihm, wo nicht gar über ihm, eine selbständige Macht zu behaupten. Die Welt bedarf klarer Köpfe, edler Gemüther, die sich wohlwollend über die Sache der Menschheit einigen; dieser Zwiespalt unter den gesetzlichen Würdenträgern der Kirche stimmte mich tief herab.

Dieser ganzen Welt um mich her schien der Geist der Liebe und Eintracht abhanden gekommen zu sein. Wo sich Kraft und Selbstbewußtsein zeigte, da war es die Sucht nach äußerer Macht, die entweder ganz offen eine Gewaltherrschaft erstrebte, oder heimlich Minen anlegte, um das Leben der Menschen zu

unterwühlen. Was ſonſt noch in die Räder dieſer Maſchine eingriff, ſchien mir Gedankenloſigkeit. —

Auf die Faſchingszeit folgte in Rom die Reihe kirchlicher Feſte. Sie erſchienen mir wie ein glänzender Rahmen, dem das Bild, der eigentliche Inhalt, verloren ging. Im Zeitalter der chriſtlichen Begeiſterung kam ein Raffael und malte ſeine göttlichen Geſtalten hinein, und die große Menge, die Gott nicht ſieht, nahm dieſe erleuchteten Werke der Kunſt für eine ſinnbildliche Erſcheinung des Allerhöchſten und Heiligen. Der Schein galt dann den Menſchen für das Weſen, aber der Schein hatte vom Weſen einen Abglanz ſeiner Herrlichkeit. Jetzt hat dieſer Schein ſeine Glorie eingebüßt, er iſt nur ein Aushülfsmittel, denn dieſes Zeitalter iſt nüchtern geworden und doch nicht einfach, ehrlich und klar. Eine geheime Angſt wandelte mich an in dieſem Mittelpunkt der Chriſtenheit. Ich hätte in den tiefſten Abgrund flüchten mögen, um die Qual dieſer Entdeckung los zu werden. Entweder war ich ein unglücklicher Träumer, oder dieſe ganze Welt um mich her ein Schattenſpiel. Die Geſtalten bewegten ſich noch wie Menſchen, aber ſie waren ſeelenloſe Maſchinen, und wenn ſie die kalten Hände nach mir ausſtreckten, fuhr ich entſetzt zurück.

Die heilige Woche war angebrochen. Alle Orden und Pilgerſchaften waren auf den Beinen und durchzogen in endloſen Proceſſionen mit dumpfem Gemurmel die Straßen der Stadt. Wo ſie vorüberkamen, ſtürzten die Leute aus den Häuſern hervor, knieten nieder, beteten raſch ihren Spruch ab und eilten zurück zu ihrem weltlichen Thun. Die Weiber und Buben

folgten den Zügen; für sie schien die ganze Feierlichkeit ersonnen zu sein. Der Müßiggang ist hier sacrificirt, die Bettelei fast ein religiöses Geschäft geworden, und nachdem die Andacht zur Werkeltagsgewohnheit geworden, sucht man den schlaffen Sinn durch Prunk und Flitter anzufrischen. Auch die Coquetterie mischt ihr Spiel in die alten Gebräuche und treibt in heiligen Lumpen allerlei Kurzweil. Auf Eseln ziehen ganze Haufen angeblich bußfertiger Frauen und Mädchen, von Mönchen geführt, die Via Flaminia entlang, halten dann vor der Piazza del Popolo, werfen dort Schuh' und Strümpfe ab und treten baarfuß in die Kirche. Links und rechts machen Cavaliere Spalier, und aus den Palästen der Nepoten des verstorbenen Papstes schaut die elegante Welt, mit Operngucken bewaffnet, scherzend und witzelnd auf die Gruppen der bußfertigen Schönen herab. — Das alte heidnische Rom war in seiner Sinnlichkeit naiv. Das christliche Rom hat die natürliche Einfalt verloren, ist aber um deswillen nicht tugendhafter geworden. Auf den antiken Architraven steht noch zu lesen: Senatus Populusque Romanus. Aber dies S. P. Q. R. erklärt sich der Witz von heute ganz anders. Sancte Petre Quid Rides! ruft der freche Uebermuth des Pöbels.

Und der heilige Vater selbst? — Er schreibt zu viel und regiert zu wenig! lautete die Klage über ihn im Volke. Papst Benedict hat Akademien gestiftet, ließ einen Grad des Meridians messen, baute die Kirche San Marcellino nach seinem eigenen Grundriß und veranstaltete Uebersetzungen der besten französischen und englischen Bücher. Er ist ein Mann von

franzöſiſcher Bildung. Er hatte ſich als Cardinal Lambertini zu Paris in den Bureaux d'Eſprit der Dame Tencin gefallen. Es hatte für die Römer eine Zeit gegeben, wo ſie ganz entzückt waren von Benedict's geiſtreichen Einfällen, die man ſich Nachmittags im Garten des Quirinals bei'm Glaſe Kaffee erzählte. Dieſe Zeiten waren längſt vorüber; die Römer nannten ihren Herrn den guten Alten, weil er fromm und einfach lebte; oder ſie ſchalten ihn, mit Bezug auf ſeine Vaterſtadt, „das gelehrte Bologna", weil ſeine Bücher ſo corpulent waren und einen Umfang hatten, wie die dicken maſſiven Häuſer der graſſa Bologna. Papſt Benedict war aber ein Mann, der mitten in der Verlorenheit der römiſchen Welt als ein Muſter ſeltener Tugenden des Geiſtes daſtand. Er war fromm geworden, ohne deshalb aufgehört zu haben, duldſam und menſchlich zu ſein. Er ſah in den guten Sitten die beſten Wirkungen des Glaubens; ſeine Rechtſchaffenheit war verſöhnlicher und liebevoller Art. Unter ſeinem Regiment hatte das wüſte Treiben des Nepotismus aufgehört. Aber ſein Hofhalt war kärglich, und die Müßiggänger klagten über die ſchmahlen Zeiten. Er ſuchte Aufklärung zu verbreiten und das Mönchthum eiferte gegen ihn. Er war bemüht, der Verweltlichung der Kirche Schranken zu ſetzen, und der mächtige Orden der Schüler Loyola's arbeitete mit allen Kräften gegen ihn. Er gab ſtrenge Geſetze gegen den Wucher und verfeindete ſich die Reichen. Er verminderte die Zahl der Feſttage, und das Volk murrte über die Schmälerungen ſeiner heiligen Spiele. Man hatte früher in Rom bei

den Pferderennen den armen Thieren brennende Lunten angehängt, um sie wild zu machen, Juden in Säcken tanzen lassen, um den christlichen Pöbel zu amusiren; Benedict verbot das, und nun klagten diese Römer über Störung der Carnevalsfreuden. Diesem Volke thut vielleicht die starke Faust eines Sixtus noth: die sanfte Hand eines freundlichen, milden Greises, die nur Segen spenden will, richtet diese ausgeartete Welt nicht wieder in ihre natürlichen Fugen.

Am Aschermittwoch wird in der Sistina Allegri's Miserere aufgeführt. Ich bereitete mich dazu vor, wie zu einem hohen Festtage, dem man nur mit innerer Sammlung entgegengeht. Allegri's Musik, wie man mir sagte, gehört zu den geheimen Schätzen der Kirche; man bewahrt sie mit einer neidischen Sorgfalt. Seltsame Mährchen sind darüber in Umlauf. Es heißt, diese Musik zum Miserere sei immer noch die alte und werde doch alljährig erneuet; immer sei sie für die Sänger eine neue Offenbarung und wachse ihnen unter den Händen unerschöpflich fort. Aechte gottgeweihte Kunst aus alter Zeit ist also, wenigstens in der Musik, doch wohl noch eine Brücke, auf der man über dieses Zeitalter hinweg in ein Allerheiliges dringt? Alle Kunst versetzt uns auf Augenblicke in eine Vorhalle zum Himmel, aber sie vermag nicht mehr den ganzen Menschen zu durchdringen; sie ist nicht mehr mächtig genug, den ganzen Schauplatz der Welt zu erleuchten.

Ich hätte gern ungesehen, ungestört Allegri's Miserere auf mich wirken lassen; allein der schmahle Raum der Sistina gestattet nur wenigen Auserwählten den Zutritt; deshalb entzog

ich mich nicht der Einladung des Generalvicars, ſeine Loge zu beſuchen. Es war drei Uhr Nachmittags, als ich, vom Strom der Volksmenge getragen, über den Platz zum Vatican ſchritt. Vor dem Eingange ward das Gedränge ſtärker, die rieſigen Schweizer, mit Spontons bewaffnet, hatten Mühe, den Einlaß zu ordnen. Endlich ſtand ich mitten im Raume der Kapelle. Im Presbyterium, durch die marmorne Balluſtrade geſchieden, ſaßen längs der Mauer auf erhöhten Polſtern die greiſen Cardinäle. Ihr Gefolge, die Caudatarien, lauter blühende Schwarzköpfe, ein ſorgfältig gewählter Gegenſatz zu den ſilberhaarigen Vätern der Kirche, kauerte zu ihren Füßen und legte die langen Schleppen der Abiti Pavonazzi, die reichen Falten der violetten Gewänder, zurecht. Der Thron zur Rechten des Hochaltars war für das Haupt der Chriſtenheit beſtimmt; ihm gegenüber die kaſtenartige Loge der Sänger und Spieler; ein hohes Gitter trennt die Celebranten von den Bänken der Auserleſenen, die gewürdigt werden, als Gäſte der Feier beizuwohnen. Die fünfzehn Kerzen auf jedem fünfzehnarmigen Leuchter brannten ſchon auf dem Altar, als der heilige Vater durch die Hauptthür eintrat und ſich niederließ. Dieſer Glanz iſt im Stande, in eine andere Welt zu verſetzen; aber es iſt nicht die Vorhalle des Himmels, in die man ſich durch ſo viel ſtolzen Prunk entrückt fühlt. Wildfremd erſchien mir dieſe andere Welt und es dünkte mich, China habe ſein ganzes Hofceremoniell entfaltet, als die Begleiter der Prälaten, den Mandarinen gleich, mit ihren Pfauenwedeln ſich links und rechts geſchäftig machten. Michelangelo's jüngſtes Gerücht, viel

geſchwärzt und gedunkelt, ſieht ernſt und ſtrafend herab auf die bunte Weltlichkeit der heutigen Kirche.

Ein allgemeines Schweigen verkündete den Beginn der Feier. Pſalmen ertönten vom Chor; in jeder Pauſe murmelte der Klerus ſein Gebet; nach jedem Geſang erloſch eine der Kerzen. Mit dem Erlöſchen der letzten begann Allegri's Kyrie. Papſt und Cardinäle lagen in der Dunkelheit auf den Knieen.

Langſam, einfach, ſchwer und ernſt begann die Muſik ihre großen Tonmaſſen zu entfalten. Es war, als wenn das rauſchende Meer die Nähe des Allerhöchſten verkündete und plötzlich Gott Zebaoth ſelber aus der Tiefe ſtiege, um auf dem dunkeln Mantel ſeiner Wolken über die Welt Gericht zu halten. Mich überkam der ganze ſtrenge Ernſt des alten Teſtamentes. Hat Allegri in ſeinen Tönen über die eitle Pracht der Menſchheit eine ſchwere Anklage erheben wollen? Dann mochte die geſammte Welt nur rufen: Herr! Herr! mein Herz iſt jämmerlich vor Elend und ich liege in der Finſterniß vor Dir! — Die Wogen der Muſik wälzten ſich immer höher heran und in der bangen Schwüle fühlt' ich meine eigene Seele ächzen und zittern. Die Erde ſchien mir vernichtet vor dem Zorn des Himmels und die Töne predigten mir Salomo's Worte: Herr, Herr, Dein Grimm kommt über mich und Deine Schrecken drücken mich zu Boden. Meine Seele iſt voll Jammer und unſer Aller Leben nahe bei der Höllen. Mein Heiland, ich rufe zu Dir, willſt Du nicht die Gräber öffnen und die Todten auferwecken? Denn die Lebenden ſind voll eitlen Truges, der Tag iſt zur Lüge geworden und die Wahrheit ruht in der

Nacht des Grabes. Du ſelbſt, Herr, biſt uns geſtorben; willſt Du uns nicht wieder auferſtehen? Dein Geiſt iſt uns abhandengekommen und wir ſind Alle in der Irre. Wirſt Du nicht wieder kommen und unter uns wandeln? — Mir war als müßten alle Thränen der Menſchheit dem himmliſchen Vater dargebracht werden!

Die Töne ſprachen das nicht, die Worte der Bibel ſagen das nicht ganz ſo, wie ich es fühlte; aber es waren ſchmerzlich wahre Gedanken, die Allegri's Miſerere in mir aufrief. Wie die Muſik verſtummte, erhob ſich der Papſt mit der geſammten Kleriſei. Die Kerzen brannten wieder, die Cardinäle ſchüttelten ihre prunkenden Kleider, die Schleppenträger legten die Falten zurecht. Die auserleſenen Vertreter der Chriſtenheit erhoben wieder ſtolz ihr Haupt und ſchaarten ſich zu neuem Gepränge. Der Stellvertreter Chriſti trat ſeinen Rückzug an; die Schweizer mit den koloſſalen Flammbergen zogen vor ihm her, die ſeidenen Kämmerlinge mit den Fliegenwedeln fächelten rechts und links. Die Chriſtenheit hatte auf einen Augenblick Buße gethan und in dieſer Buße vielleicht nur neue Kraft geſchöpft für eitele Weltlichkeit. Chriſtus ſcheint nur in die Welt gekommen zu ſein, um wieder zu verſchwinden. Ach, ich fürchte, er iſt uns eine bloße Erſcheinung geweſen, wenn er nicht im Thun der Menſchen fortlebt. —

Am andern Morgen machte ich dem Conſultor der Inquiſition meinen Beſuch. Ich hatte ſchriftlich bei ihm um die Erlaubniß dazu gebeten; es ſchien mir heilſam, ihm zuvorzukommen, nicht erſt die Vorladung vom heiligen Amt zu

erwarten. Der Franciscaner, der seit kurzem diesen wichtigen Posten bekleidet, ist ein bevorzugter Freund des heiligen Vaters. Papst Benedict hatte, indem er diesen Minoriten zum Consultor ernannte, der Welt damit andeuten wollen, daß er weder die Härte der Dominicaner, noch die Casuistik der Jesuiten in der Kirche gelten lassen wolle. Lorenzo Giovanantonio Ganganelli — dies der volle Familienname des Mannes, — war mir als ein seltener Geist, fast als ein Sonderling bezeichnet. Schon mit seinem achtzehnten Jahre — er stand jetzt in der Blüthe des Mannesalters — war er in den Franciscanerorden getreten, hatte Theologie und Philosophie mit demselben Eifer studiert, mit welchem er sie jetzt in den Hörsälen der Propaganda lehrte. Er war eine mäßig gewachsene, feine und saubere Gestalt, mit dem entschiedenen Anstrich des Gelehrten, jedoch ohne die unbehülfliche Pedanterie, die seinen Genossen mitunter anhaftet. Man nannte ihn in ganz Rom nur den braunen Professor.

Ganganelli wohnte in einem Seitengäßchen, das mit seinem Gerüll alter baufälliger Häuser an ein Nebengebäude des Vatican stieß. Ein Diener führte mich sofort durch mehrere saubere, einfache Zimmer in den Büchersaal. Ein kleines Cabinet daneben stand offen; dies war der Raum, wo der merkwürdige Mann seine Buchdruckerei hatte. Der braune Professor liebte diese Kunst; sie füllte seine Nebenstunden. Das ist die einzig wahre „schwarze Kunst", soll er gesagt haben, und diese schwarze Kunst ist kein Werk des bösen, sondern des guten Geistes!

Ganganelli ſtand in der kleinen durchſchwärzten Kammer mit abgeworfenem Oberkleide am Fenſter vor dem Setzkaſten. Ein Blatt Papier war vor ihm aufgeſteckt, auf welchem er emſig, mit dem Brillenglaſe bewaffnet, Buchſtaben für Buchſtaben mit den Augen verfolgte, während die geſchickte Hand, in dem Alphabetkaſten hin und her greifend, die nöthige Letter raſch und ſicher herausfand.

Er hatte meinen Gruß unerwiedert gelaſſen; ich blieb auf der Schwelle ſtehen. In der Mitte des Zimmers regierte ein berußter Diener den Preßbengel. Dieſen brachte jetzt der Meiſter ſelbſt in Thätigkeit, und die geſetzten, eingeſchienten und mit Schwärze beſtrichenen Lettern ſtanden alsbald fertig da auf dem Papier. Es war Deutſch, mit gothiſchen Buchſtaben gedruckt. Der Profeſſor bot mir jetzt freundlich einen guten Morgen und reichte mir, zufrieden mit ſeinem Werk, ein Blatt. Es waren zwei deutſche Verſe mit ungeſchickten, langgeſtreckten, eckigen Gliedern. Ich las die ſibylliniſchen Worte:

„Iſt Chriſtus tauſendmal in Bethlehem geboren,
„Und nicht in dir, ſo bleibſt du ewig doch verloren!“

O, mein Gott! dacht' ich, trifft uns das nicht Alle, Rom zumal? Rom läßt den Herrn geboren werden und ſterben, Niemand aber ſtirbt mit ihm, und alſo ſteht Niemand mit ihm wieder auf. Es hält Keiner mehr Einkehr in ſich ſelbſt, die innere Stimme iſt verſtummt, es iſt Alles hergebrachtes Außending geworden, und die Geheimniſſe der Religion pflanzen ſich fort wie ein altes gewohntes Mährchen, das die Amme zur Beſchwichtigung den Kindern weiter erzählt!

Der Profeſſor hatte ſeinen Anzug geordnet, während die Diener die Geräthſchaften beſeitigten. „Behaltet das Blatt!“ ſagte er, als ich noch immer mein Auge auf die zwei Zeilen heftete. „Dieſe Verſe ſind von einem deutſchen Poeten Johann Scheffler, Angelus Sileſius zubenannt, einem Manne aus eben dem Schleſien, das jetzt der Boruſſenkönig dem alten Hauſe Oeſterreich entriſſen hat. Sonſt zogen in Germanien die Völker ihres Glaubens wegen den Harniſch an; jetzt laſſen ſie ſich nur um politiſcher, ehrgeiziger Zwecke willen zur Schlachtbank führen. Ich weiß nicht, was ſchlimmer iſt. Der Poet Sileſius lebte zur Zeit des großen dreißigjährigen Glaubenskampfes; er war ein lutheriſcher Chriſt geweſen und trat zur Mutterkirche zurück.“

„Alſo kann man“, ſagte ich, „römiſch-katholiſcher Chriſt ſein und ſich zu der Wahrheit dieſer Verſe bekennen?“

Der Conſultor der Inquiſition ſah mich forſchend an. Ich weiß nicht: durchſchnitt mein Wort allzu gewaltſam den Zuſammenhang ſeiner Gedanken?

„Wir brauchen“, ſagte er, „die Richtigkeit des Sinnes, der in dieſem Verſe liegt, nicht abzuleugnen. Bei dem äußerlichen Thun der Frömmigkeit ſetzen wir ja die Erhebung des Gemüthes voraus, oder ſuchen ſie durch Symbole und äußerliche Uebung zu erwecken. Der Streitpunkt der Kirche mit dem lutheriſchen Chriſtenthum liegt nicht auf dieſem Boden, vielmehr in der Frage, wie man ſich mit Gott verſöhnen könne, ob lediglich durch den Glauben, wie weiland der Auguſtiner Bruder behauptete, oder auch durch gute Werke. Und mich dünkt, die

Billigkeit liegt auf unſerer Seite, denn auch das gute Werk, das ich in frommer Abſicht thue, muß Gott wohlgefällig ſein. Will man das Heil blos in der Feſtſtellung der Lehre ſuchen, ſo werden wir den Katheder-ſtreit nie los, und es iſt ſchlimm, wenn das Chriſtenthum eine bloße Beute der zänkiſchen Gelehrten wird. Den Völkern kann man Vieles einräumen, denn Vieles in der Religion iſt ja Uſus geworden, nationale Sitte und Gewohnheit."

Wir waren in den Bücherſaal getreten. Ganganelli ſuchte einen Band aus der Reihe der Folianten hervor und ſchlug ihn mir auf. „Ich wünſche," ſagte er, „Ihr läſet vom deutſchen Philoſophen Leibnitz dieſe lateiniſche Schrift, worin er, neben manchen zufälligen Irrthümern, denn doch für die Transſubſtantiation einen Beweis liefert, der — salva venia! — einer Apologie der römiſchen Lehre ſehr nahe kommt. Und dieſer deutſche Philoſoph war Proteſtant geweſen und geblieben. Zu ſeiner Zeit war die große Arbeit einer Annäherung, Verſöhnung und Ausgleichung der getrennten Gemeinden Chriſti ſehr ſchön im Gange. Es war um's Jahr 1660, als Johann Philipp von Schönborn, Kurfürſt von Mainz, unter Beiſtimmung Derer von Cöln, Trier und der Pfalz zwiſchen katholiſchen und proteſtantiſchen Deutſchen den Plan einer Vereinigung entwarf und betrieb. Man wollte dieſen katholiſchen Reformern im Norden die Meſſe in deutſcher Sprache und die Prieſterehe geſtatten."

„Arbeitet man jenſeits der Alpen uns wirklich in die Hände?" fragte ich.

„Denkende Männer aller Secten und Bekenntniſſe", ſagte der Profeſſor, „verſammeln und vereinigen ſich dort in ſtillen Logen. Es lebt in dieſem nordiſchen Volke ein ſehr tiefer, wunderbarer Drang nach den Geheimniſſen des Lebens. Bei uns in Italien iſt die Religion häufig nur eine Sache des Nationalſtolzes. In Frankreich erliegt ſie der Eitelkeit des frechen Witzes, bei den Germanen iſt ſie noch eine Sehnſucht nach dem Ewigen. Ich habe in der Geſchichte und in den Büchern dieſer Deutſchen geforſcht, und bin erſtaunt, zu ſehen, wie allezeit eine tiefe Inbrunſt und Liebe in ihnen lebendig war, wie ſie immer einem großen Ideale nachrangen, ſelbſt auf die Gefahr hin, darüber ihr irdiſches Wohl zu verlieren. Wenn jemals der Gedanke einer allgemeinen Kirche Chriſti in der Menſchheit wieder zu verwirklichen iſt, ſo haben dieſe Söhne des Nordens den Beruf, ihn auszuführen. Freilich ſind ſie es geweſen, bei denen ſich die Begeiſterung für das Höchſte auch am ſtärkſten in ihr Gegentheil verkehrte und der Hang zur Forſchung von Grund aus die Tiefen des Lebens heillos durchwühlte. Immer aber waren ſie es, bei denen das Feuer der Religion, wo es nicht mehr als leuchtende Säule voranwandelte, doch unter der Aſche fortglühte, da der Glaube bei ihnen auf dem Roſt der Unterſuchung ſeine Probe beſteht. Und hat nicht ſelbſt jener Martin Luther, der ein Weib nahm und das Menſchliche im Menſchen heiligte, an das Wunder der Wandelung geglaubt? Sprach er nicht das Wort: dieſes iſt der Leib des Herrn! Mich dünkt, dieſe Kraft der Forſchung, die den deutſchen Denkern eigen iſt, müſſe ſich immer wieder zum Mittel-

punkt der Wahrheit zurückfinden. Eine neue Kirche hat jener Luther weder ſtiften wollen noch können. Daß ſich die Anhänger der gereinigten Lehre zu einer geſchloſſenen Secte zuſammenthaten, die ohnedies wieder vielfach in ſich zerbröckelte, geſchah wohl nur aus Noth und im Drange des Augenblicks. Dieſer Auguſtiner Bruder hat zu ſeiner Zeit das dumpfe Gewölbe des alten Kirchengebäudes ſtark gelüftet. Er hat die Scheinheiligen und die Wucherer mit der Knute ſeiner Rede aus dem Tempel gegeißelt, er war der große Stallfeger Chriſti auf Erden und ſeine Herkulesarbeit muß der katholiſchen Welt noch zu Gute kommen. Wenn der erſte Nothbehelf vorüber iſt, werden wir uns mit ſeinen Anhängern verſtändigen können."

Wir hatten uns im traulichen Studierzimmer gemächlich niedergelaſſen; ich ſaß und lauſchte auf des weiſen Mannes Rede, während ich die Blätter des Buches, das er mir gereicht, durch die Finger gleiten ließ. Er fuhr fort: „In dieſem Leibnitz, der an norddeutſchen Höfen Prinzen und Grafen, Cavalieren und Damen ſeine Weisheit lehrte: welch' ein ſchöner Drang, die zerſpaltene Welt wieder zum Bewußtſein der Eintracht zu bringen! Welch' ein Reich voll Glück in ſeinem Gottesſtaate, welch' ein ſchöner Glaube an die von Ewigkeit geſetzte Harmonie zwiſchen Gott und Natur, Seele und Leib! Hier wird nichts geknechtet, um gewaltſam den Frieden zu erzwingen. Hier hat das Spiel der natürlichen Begierden ſeine Freiheit und der Geiſt fügt und ſchmiegt ſich an ſeinen Körper, um eine beſeelte Welt hervorzurufen. Welch' ein Triumph, wenn Glaube und Vernunft ſich wieder als gleichberechtigte

Geſchwiſter kennen lernten und liebten! Ich habe ſolche Beſtrebungen deutſcher Denker immer nur mit Ehrfurcht und Rührung betrachten können. Und ein ganzes Volk in ſolcher Arbeit zu finden, welch' ein Schauſpiel, dacht' ich mir, muß das ſein! Seitdem ich das erkannt, hat mich immer eine Sehnſucht erfaßt nach dem Lande jenſeits der Alpen. Freilich kamen mir dann auch oft genug ſehr burleske Subjecte vor, wie der deutſche Bruder, den ich herbeſtellt habe, um Euch, Herr Graf, in der Gallerie der Propaganda Führer und Erklärer zu ſein. Solche Pflanzen, ſcheint es, ſind im Lande der Germanen auch national."

Bevor er dies ſagte, war ein Diener eingetreten und hatte ihm von der Ankunft des Pater Broccardo Meldung gemacht. Wie die Glocke an der Uhr des Vatican ſchlug, brach der gelehrte Mann unſer Geſpräch ab, rief den Diener zurück und ließ ſeinen Anzug ſauber ordnen. „Seine Heiligkeit erwartet mich," ſagte er, „und ich thue Euch noch heute zu wiſſen, wann Ihr Audienz haben ſollt."

Dieſer Mann mit dem vorurtheilsfreien Geiſt war zugleich ein Mann der Ordnung und Pünktlichkeit. In ſeinem Hausrath ſchien Alles ſyſtematiſch zu ſein, und ſo ſah er auch auf Form und Etiquette, als ihn die gewohnte Conferenz in den Vatican rief, ob er ſchon nicht nöthig hatte, vor dem Oberhaupt der Kirche, das ihn Freund und lieber Bruder nannte, in abſonderlichem Feierkleide zu erſcheinen. —

Später hab' ich in deutſchen Landen von dem Gerüchte gehört, nach welchem Ganganelli von deutſcher Geburt geweſen

ſein ſollte. Er habe, hieß es in Deutſchland, urſprünglich Johann Gottfried Lange geheißen, ſei zu Lauban im ſchleſiſchen Lande geboren, in Breslau Buchdrucker geweſen, dann nach Italien gegangen, dort verſchollen, und mit wälſchem Namen als Profeſſor in einem Minoritenkloſter wieder aufgetreten. Ich konnte mir nach den perſönlichen Eigenſchaften des ſeltnen Mannes die Entſtehung dieſes Gerüchtes wohl erklären, aber es doch zugleich als falſch nachweiſen. Papſt Benedict's Freund war der Sohn eines Arztes Ganganelli aus der Gegend von Rimini. „Lieber Sohn eines Arztes! ſoll der heilige Vater einmal zu ihm geſagt haben, ich wollte, Du wäreſt ſelber ein Medicus zur Reform der Kirche und wüßteſt gründlich die Schäden im geiſtlichen Regiment zu heilen; dann brauchten wir die Schüler Loyola's nicht! — Ein ander Mal freilich ſchalt ihn Papſt Benedict einen Quackſalber, der nur oberflächliche Schutzmittel vorſchlug.

Zwölftes Capitel.

Der Saal der deutſchen Proſelyten.

Im Vorzimmer harrte meiner der bereits angekündigte Pater Broccardo, — Burkhart, wie ſein heimiſcher Name lautete. „Unſer germaniſcher Bruder, kürzlich aus Weſtindien zurückgekehrt!“ hatte der braune Profeſſor ihn mir mit einem Gemiſch von Schalkheit und Gemüthlichkeit vorgeſtellt.

Eine unterſetzte, breitſchultrige Geſtalt bot ſich in ihrer ganzen behaglichen Fülle dar. Die Beſchwerden der Reiſe, die Strapazen des Miſſionslebens ſchienen den Mann nicht angefochten zu haben. Arbeit und Seelſorge um verirrte Schafe der Heerde hatten ſein leibliches Wohl nichts weniger als beeinträchtigt. In den kleinen Augen kündigte ſich eine liſtige Verſchmitztheit an; die aufgeworfenen Lippen deuteten auf keinen Idealiſten. Bei alledem ſprach ſich in dem runden, vollwangigen Geſicht eine gutmüthige Offenheit der Seele und ſo viel Biederkeit des Herzens aus, daß man den Glauben an Arg in ihm gern fahren ließ. Er nannte mich Frater Collega und ſchüttelte mir wacker die Hand, wie ich ihm namhaft gemacht

wurde. Das mangelhafte Italieniſch, das er ſprach, vertauſchte er bald mit einem ſchlechten Küchenlatein, bald mit einem fabelhaften Franzöſiſch oder mit dem Kauderwälſch nordiſcher Barbarei. Er war überall zu Hauſe geweſen, ſchien faſt von allen Zonen der Erde einen Fetzen an ſich gebracht und mit ſeiner vegetabilen Natur vereinbart zu haben. Er trug das Kleid der Geſellſchaft, der ich ſelber angehörte, machte mir jedoch weit eher den Eindruck eines jovialen Bettelmönchs. Es war der erſte deutſche Mann, der mir im Leben begegnete, und ich bekam allerdings durch ihn von den vielfach verzweigten Völkerſtämmen germaniſcher Nation nur einen ſehr einſeitigen Begriff. Pater Burkhart's engere Heimath war der Schwabenwinkel, wie man in Deutſchland den Gau bezeichnet, der geiſtig und phyſiſch ſoviel Tapferkeit und Kernkraft erzeugt. Vom braunen Profeſſor, der uns an der Thür des Hauſes verlaſſen hatte, war mir Pater Broccardo in den Annalen der Propaganda, namentlich in der Geſchichte der deutſchen Proſelyten als beſonders bewandert angekündigt. In dem Palaſt der Congregation des Glaubens war eine Gallerie von Bildniſſen der vornehmſten Männer und Frauen, welche die Kirche im Laufe der Jahrhunderte ſeit der großen Religionsſpaltung wiedergewonnen. Es iſt üblich und ſcheint auch vortheilhaft, daß in jeder Abtheilung der Gallerie ein Landsmann Führer iſt.

Wir waren im Palaſt der Propaganda angelangt und ſchritten durch die hochgewölbten Räume des Hauſes, durch weite Hallen und ſchmahle Gänge; wir ſtanden endlich vor der Sala intima, in welcher die Mutterkirche die verlorenen, aber

wiedergefundenen Schafe ihrer Heerde in Bildniſſen aufbewahrt. Pater Burkhart machte unter den deutſchen Proſelyten den Cicerone. Der Foliant, den er unter dem Arme trug, enthielt Regiſter ſammt Bekehrungsgeſchichte jedes Einzelnen; in der andern Hand führte er einen römiſchen Staatskalender mit ſich. Der Cuſtode, der uns durch die Vorſäle geleitete, erſchien ſich bei der Beleſenheit und Beredſamkeit des deutſchen Bruders bald als überflüſſig und entfernte ſich.

Die Sala intima beſtand nach ihrer damaligen Einrichtung aus einer Reihenfolge von Zimmern, in denen die Bildniſſe nach der Jahresfolge geordnet waren. Im erſten Gemach, getrennt von den übrigen, als nicht ganz zugehörig zur Reihe der germaniſchen Fürſten, hing das Portrait jener ſchwediſchen Chriſtine, die freilich mit ihrem angebornen Glauben auch die ererbte Krone niederlegte und als planloſe Abenteurerin in der Welt umherſchweifte, ohne der Kirche großen Gewinn zu bringen. Wer ſich von der Religion ſeines Volkes trennt, ſagt ſich auch von deſſen Sitten und Gewohnheiten los, zieht ſich den Boden unter den Füßen fort. Mit ſeinem Volke übergehen, mit Tauſenden zuſammen einem neuen Glauben huldigen, zu dem ein Zeitalter herangereift, das dünkt mich groß und göttlich. — Aus Chriſtinens Zügen ſpricht mehr launenhafte Grille als jener Tiefſinn des Herzens, der den Glanz der Welt abthut, um in der Stille ſeinen Gott zu ſuchen.

„Seltſames Schickſal!“ ſagte Pater Burkhart, „die Tochter des großen Schneekönigs, der die deutſchen Ketzer im Kriege wider die heilige Kirche unterſtützte, mußte zu Kreuze kriechen

und zur römiſchen Fahne ſchwören! Seit jenem dreißigjährigen Bruderkriege geht's in deutſchen Landen recht confuſe, ſage: confuſe her. In meinen jungen Tagen — ich war ſchon als hoffnungsvoller Jüngling nach Rom gekommen — ſollte ich auf Commando nach China gehen. Ich freute mich auf China, verſprach mir daſelbſt Wunderdinge, und wie ein Frater Collega mich verdrängte, ſtatt meiner die Fahrt nach dem Lande der leibhaften Mährchen machte, hätt' ich ſchier vor Neid berſten mögen. Ich wurde dafür nach Cöln am Rhein, nach Franken zu einem kleinen Dynaſten, der auf Belle Promeſſe reſidirt, und nach Dresden, dem deutſchen Florenz an der Elbe, beordert. Wie ich nach langen Jahren im Collegium zu Rom mit dem chineſiſchen Frater Collega wieder zuſammentraf, und wir unſere Erlebniſſe austauſchten, war ich es ſchier, der mehr Raupen im Kopfe hatte, mehr Sagen, Fabeln und Mährchen von unſern Expeditionen zu erzählen wußte. Was Der in China erfahren, war nur halb ſo ſchnurrig. Verwandtſchaftliches fand ſich freilich zwiſchen beiden Ländern. In China beten die Menſchen zum Confutſe. In Deutſchland haben ſie einen gewiſſen myſtiſchen Gott, den ſie Confuſe nennen, es geht dort, wie ich ſage, confuſe her. Bei dem jetzigen Kriege zwiſchen deutſchem Norden und Süden iſt wenig Religion im Spiele. Der König der Boruſſen — hier unſer Staatskalender nennt ihn einen Marcheſe von Brandenburg — führte zwar gegen Kaiſer und Reich einen verteufelten Krieg und iſt, ſo zu ſagen und mit Reſpect zu melden, der eingefleiſchte Teufel elber, ab er es kam ihm blos auf ein Stück Land an, das ſie

ihm denn auch ſchon in zwei Friedenstractaten zugeſprochen haben. Er traut freilich dem Frieden nicht und ſo wird denn wohl die Katzbalgerei bald wieder losgehen. Mit dieſem preußiſchen Fritzen iſt nicht gut ſpaßen. Und in den trüben, von oben naßkalten, von unten aber ſehr trockenen Ländern dieſes brandenburgiſchen Marcheſe iſt überhaupt nicht viel zu brudern. Wenn der letzte, in Gott ruhende heilige Vater ein Bisthum von Havelberg an ſeinen jüngſten Neffen vergeben hatte, ſo war das nicht ſo viel werth, als wenn ich Einem ſechs Dreier ſchenke, und zwar in einem Lande, wo der Dreier nichts gilt!"

Wir ſtanden, während der Alte ſchwätzte, in einem prachtvollen Saale, wo in ziemlich dicht gedrängten Reihen die Bildniſſe der deutſchen Convertiten des ſiebzehnten Jahrhunderts beiſammen waren. Auch ein Markgraf von Brandenburg, Chriſtian Wilhelm, aus noch älterer Zeit, fand ſich unter ihnen; dicht neben ihm Johann Friedrich, ein Herzog von Braunſchweig-Lüneburg; ein Wolfgang Wilhelm von der Pfalz aus der Linie Neuburg, ein Chriſtian Ludwig von Mecklenburg-Schwerin; einige Fürſten aus dem Hauſe Hohenlohe-Schillingsfürſt.

„Haltet einmal ſtille, werther Frater Collega!" ſagte der deutſche Bruder, auf ein goldberahmtes Bild deutend, über welchem mit einem Trauerflor ein ſchwarzes Tuch hing. „Hinter dieſem Vorhang ſteckt der deutſche Reichsgraf Juſtus Erich, gefürſteter Herr zu Schwarzenfels ꝛc., auch einer von der alta fiamma, ein gewaltiger Nimrod — aber nicht vor dem Herrn! — haut und beißt um ſich, ſpeit Feuer und Flammen, wenn er was aus Rom wittert! Kann's Katholiſche ſozuſagen nicht

riechen. War früher der Alchymiſtik ergeben, hatte ſeine Liebhaberei daran, das aurum potabile, das trinkbare Gold, im Schmelztiegel auszufinden. Ich ward zu ihm geſchickt und miſchte ihm zu Belle Promeſſe das Pulver. Wie ich ihm die Tiegel verwechſele und das rothe Gold von Augsburg einkoche, will mich der Geſtrenge faſt erwürgen und wirft mich, um Gnade für Recht ergehen zu laſſen, leibhaft und eigenhändig die Treppe hinunter. Ich eigenfüßig auf und davon, froh, nicht per Staupbeſen zum Ländchen hinaus gebracht zu ſein. Hatte die beſten Empfehlungsbriefe und Geleitſcheine vom Cardinal Rezzonico, dem Vorſtande der Propaganda; aber 's hilft nichts, Der duldet keine römiſche Seele in ſeinem Territorium. Glücklicher Weiſe iſt ſelbiges nicht gar groß: man iſt als gut Römiſcher alsbald über die Bamberger Grenze und hat's deſto beſſer dort bei den vollen Fleiſchtöpfen Aegyptens; denn beim Reichsgrafen geht's, obwohl mit Anſtand, ſehr pauvre her und die ſieben magern Kühe Pharaonis ſtehen in ſeinem Stall Zeitlebens auf Wartegeld!"

„Wie kommt ein proteſtantiſcher Reichsfürſt in dieſe Gallerie?" fragte ich den Redſeligen.

„Aus purem Verſehen," entgegnete Pater Broccardo; „es hat nämlich beſagte Erlaucht, Reichsgraf Juſtus Erich, als blutjunger Menſch auch ſeine romantiſche Epoche gehabt. Es waren nur kurze Silberblicke im froſtigen Leben dieſes Nobucodonoſor, der ſein germaniſches Herz an die Tochter eines gutrömiſchen Hauſes verlor, der Propaganda ſchon ſein Bildniß ſchenken ließ, bald aber wieder nüchtern wurde."

Ich blickte, wie der Pater den Vorhang zurückſchlug, in ein hohes, ehrlich feſtes Antlitz mit gothiſch gewölbten Brauen; ein gewiſſer Fanatismus der Bravheit ſprach ſich in dieſen Zügen des deutſchen Reichsgrafen aus. Wir gingen dann auf andere Proſelytenbilder über.

„Hier habt Ihr", ſagte Burkhart, „den ſächſiſchen Friedrich Auguſt, der im öſterreichiſchen Baden übertrat. Wir ſind nicht immer ſo glücklich, einem Bekehrten auch eine Krone in Ausſicht zu ſtellen, wie Dieſem, den nach der polniſchen Krone gelüſtete. — Hier ſeht Ihr einige Königskronen und Herzogshüte in partibus infidelium."

Alle dieſe Fürſten und Herren waren in vollem Koſtüm und mit den Inſignien aller ihrer Würden dargeſtellt. Ueber manchem hing, ich weiß nicht, ob als ſein guter Engel oder als ſein böſer Dämon, das Bild Deſſen, der die Seele des Neubekehrten zu gewinnen gewußt. Auf den Landgrafen Ernſt von Heſſen-Kaſſel ſah ſtolz und drohend der Capuziner Valerius Magnus hernieder. Ueber einem ſchwarz verhüllten Rahmen lächelte frohlockend der Jeſuit Schmelzer.

„Dieſer Schmelzer ſchmolz Euch alle Metalle in Gold um," ſagte Broccardo, „er machte das härteſte Eiſen weich. Bei alledem ſteht er hier über einem treuloſen Neophyten, der bald auch wieder linksum machte. Was läßt ſich da thun? Wir hängen einen Trauerflor um den zum zweiten Mal Verlorenen!"

Einen Herzog Chriſtian Ulrich von Würtemberg-Oels, der nach der Angabe des Katalogs im Jahre 1723 bei ſeinem Aufenthalte in Rom übergetreten war, führte der Cardinal von

Salerno an der Hand; ein Prinz Friedrich von der Pfalz erſchien an der Seite des Pater Seedorf. — „Iſt ganz friſch gewonnen," ſagte Burkhart vertraulich, „ſeht nur nach der Jahreszahl: 1746."

Mit Friedrich Auguſt und der Jahreszahl 1697 war die Reihe der Bekehrten des ſiebzehnten Jahrhunderts geſchloſſen und wir ſtanden ſchon unter der dritten Abtheilung, unter den Proſelyten des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig eröffnete hier mit dem Jahre 1710 den Reigen. Außer dem Herzoge von Würtemberg-Oels trafen wir auch noch einen zweiten Würtemberger, Karl Alexander, der als regierender Fürſt von Würtemberg-Stuttgart im Verzeichniß ſtand; er war 1712 in Venedig als Prinz übergetreten. In ſeinem unglücklich brütenden Auge lag ein Tiefſinn, der vom verworrenen Gewühl des Lebens befangen, keinen andern Ausgang finden zu können ſchien.

„Einige von den gemüthlichen germaniſchen Fürſten", ſagte Burkhart, „treiben Muſik, Alchymie und Phantaſterei aller Art. Wer in dieſe Gebiete auch nur mit einem Fuße tritt, den haben wir ſchon ziemlich ſicher und halten ihn am Rockſchoß feſt! Die Holſteiner und die Heſſen ſuchen in der Regel nach dem Stein der Weiſen. Man muß die Leute gewähren laſſen und ihnen nachher, wenn ſie in klägliche Verwirrung gerathen, begreiflich machen, wo der ächte Stein der Weiſen zu finden iſt. Die Holſteiner ſind herrliche Kerle, ſtarke, ſteife Knochen und doch mitunter biegſame Herzen. Hier habt Ihr gleich ein Paar von dieſen wehmüthigen Barbaren aus dem hohen Norden.

Die Heſſen geben blind drein; ſie heißen ja auch die blinden Heſſen; Heſſen-Kaſſel, Heſſen-Darmſtadt, Heſſen-Rheinfels, faſt alle Heſſen ſind unſer. Kur-Pfalz iſt unſer, Kur-Sachſen iſt unſer, Alles wird unſer ſein!“

Burkhart riß Augen und Mund ſo weit auf, als wollte er die geſammten deutſchen Länder verſchlingen. — „Sachſen macht uns viel Freude, aber auch viel Sorgen!“ fuhr er fort. „Freilich iſt das Land der Heerd des großen lutheriſchen Ketzerthums: allein ich lobe mir bei alledem die Sachſen, es ſind gewandte, graziöſe, fügſame, nette Leute. Im vorigen Saale habt Ihr Chriſtian Auguſt von Sachſen-Zeitz geſehen. Er war ein nachgeborener junger Prinz aus einer Nebenlinie. Als er 1689 übertrat, verſprach er dem Papſte ganz Sachſen, ſtieg in Gnaden, ward endlich Cardinal und hatte als kaiſerlicher Commiſſär ſeinen Sitz in Regensburg. Mit Hülfe des obgedachten Pater Schmelzer ging er auch daran, ſeinen Bruder Moritz Wilhelm zu bekehren, und ſiehe, es gelang. Dieſer trat mit ſeiner Gemahlin, einer brandenburgiſchen Prinzeſſin Marie Amalie zu uns über und communicirte römiſch am Hofe ſeines Vetters zu Dresden. Es geſchah ſelbiges, wie der Katalogus vermeldet, im Jahre 1717. Allein ſchon im nächſten Jahre bekam er mit ſeiner brandenburgiſchen Frau Gewiſſensbiſſe. Sie ließen den Profeſſor Franke aus Halle kommen und dieſer neidiſche Böſewicht entzog uns das Ehepaar ſammt Kindern und Kindeskindern, nebſt Herzogshut und allem Zubehör. Darum habt Ihr den ſchwarzen Schleier über dem Bilde geſehen, das unter Pater Schmelzer hängt. Auch ein Prinz von

Holstein-Sonderburg, Ernst August hieß er, ist nur drei Jahre lang unser Freund gewesen. — Hier seht Ihr den zweiten sächsischen König von Polen, in Sachsen hieß er Friedrich August der Zweite, in Polen August der Dritte. Er ist hier als junger Mensch, als Kurprinz dargestellt; auf dem Rahmen des Bildes leset Ihr die Jahreszahl 1712—1717. Die Bekehrung war also langwierig gewesen. Sein königlicher Vater war nämlich nur für seine Person übergetreten, die Damen seines Hauses waren protestantisch geblieben, und die königliche Mutter hütete den jungen Prinzen wie ihren Augapfel. Da mußte man denn freilich auf Umwegen zum Ziele kommen. Man mußte erst den Hofmeister des Prinzen gewinnen und dem jungen hoffnungsvollen Fürsten, als er auf Reisen ging, um die Welt zu sehen, einen geschickten Secretär zugesellen. Das war glorreichen Angedenkens der Pater Kopper, der verkleidet im Gefolge des Prinzen war und sich Weddernoy nannte. Dieser Weddernoy las dem neugewonnenen Hofmeister schon immer heimlich die Messe. Die sorgsame Frau Mutter des Prinzen bekam Wind davon und schrieb dem Sohne, er solle sich vor dem verkappten Kopper, vor dem Proselytenjäger in seinem Gefolge, in Acht nehmen. Aber denkt Euch, der Prinz war nicht im Stande, den heimlichen Jäger unter seinen Leuten zu entdecken; er hatte keine Ahnung davon, daß er an seiner Hand über die Alpen zog. Hier, diesseits der Alpen, gab es nun für ein junges frisches Gemüth tausend schöne Wunder und Legenden, an denen auch sein erlauchter Herr Vater, der sächsische Hercules, in Venedig sein Wohlgefallen gehabt. In

Bologna ward die Frucht reif, Salerno war auch behülflich und der deutsche Prinz legte in die Hände des Cardinals Cassoni heimlich sein Glaubensbekenntniß ab. Erst einige Jahre später trat er in Wien öffentlich in den Schooß der Kirche über. — Sollten wir einmal mitsammen in Deutschland sein, Signor," setzte der Alte hinzu, „dann wollen wir die Hohen***'s besuchen. Es ist ein vielverzweigtes, blühendes Geschlecht in Schwaben und Franken. Stammen auch eigentlich aus wälschen Landen. Alta Fiamma haben sie in alter Zeit geheißen und brennen fast alle lichterloh für die heilige Kirche!"

Der deutsche Katholicismus, so dachte ich mir, muß ganz anderer Art sein als der anderer Völker! Er hat nichts mit dem spanischen Fanatismus gemein, er geht Hand in Hand mit der Begeisterung für Kunst und Wissenschaft. Das wenigstens sagte mir das gutmüthig schwärmerische Auge so manches dieser Proselyten im Saal. „Es sind aber nur Einzelne, die zu uns traten," sagte ich zu Burkhart, „die Völker sind überhaupt wohl nicht zugleich mit ihren Fürsten gewonnen?"

„So viel an uns liegt," sagte Burkhart sehr ehrlich und offen, „vereiden wir die Fürsten darauf, nach und nach uns auch die Völker zuzuführen. So war zum Beispiel die Markgrafschaft Baden reformirt und seit dem Uebertritt des Prinzen aus der Linie Baden-Baden gelang es den Bemühungen des Cardinals Caraffa, wie Dieser in seiner Germania restaurata selbst erzählt, einen guten Theil des badischen Volkes wieder römisch zu machen. Allein, weiß der Himmel, das Zeitalter wird gar zu profan und schlau! Schon als die

Herren von Braunſchweig und Würtemberg, jener Ulrich und jener Karl Alexander, die wir als Prinzen gewonnen hatten, ihr Regiment antreten wollten, mußten ſie den Ständen ihres Landes die nöthigen Reſervalien ausſtellen, nach denen das ſogenannte evangeliſche Chriſtenthum unangetaſtet bliebe. Friedrich Auguſt von Sachſen gab nach dem Uebertritte ſeines Kurprinzen freiwillig ein gedrucktes Patent, daß die Lehre Luthers in ſeinen Landen nicht beeinträchtigt werden ſolle. Der Princeps barbarus teutonicus, der Treppenrunterſchmeißer Juſtus Erich zu Belle Promeſſe, Der bat Stände im Lande, die keinen katholiſchen Fürſten dulden. In Stuttgart und Kaſſel haben die bösartigen Stände ebenfalls darauf gedrungen, daß der evangeliſche Glaube eine Bedingung zur Nachfolge im Regimente ſei. Das iſt denn doch, um wenig zu ſagen, ſehr unbeſcheiden!"

„Wenn die evangeliſchen Chriſten einig ſind," ſagt' ich, „ſo wird Rom ihnen nicht viel anhaben können!"

„Ja, aber da hapert's eben!" eiferte Burkhart. „Dieſe proteſtirenden Secten ſind ſich unter einander ſpinnefeind. Da liegt der Haſe im Pfeffer! Als ich in Dresden hauſte, hatten es die Reformirten in Sachſen noch nicht zu einem öffentlichen Gotteshauſe bringen können. In Leipzig, der ſchmucken Lindenſtadt, wo alle Jahre große Völkermeſſe iſt, da hatten ſie vom König Auguſt, obſchon Der katholiſch geworden war, die Erlaubniß erhalten, ſich niederzulaſſen. Eine Stube in Auerbach's Hofe, in deſſen Keller ehedem der Teufel auf dem Weinfaß zum Fenſter hinausritt, ward den Reformirten zu ihrer

Verrichtung überlaſſen. Aber die lutheriſche Geiſtlichkeit und der lutheriſche Pöbel der guten Stadt Lipsia ruhten nicht, bis ihnen dieſer Ort wieder entriſſen wurde. Ja man muß das in den lieben Deutſchländern ſelbſt erlebt und mitgemacht haben! Die Lutheraner halten die Reformirten für Ketzer; Dieſe verketzern wieder die Herrnhuter, die Herrnhuter ſchließen wieder die Andern von der ewigen Seligkeit aus, und ſo geht es bis in die aſchgraue Unendlichkeit fort. Alles liegt ſich dort in den Haaren, macht ſich Himmel und Erde ſtreitig und Jeder überliefert den Andern mit Haut und Haaren dem Gottſeibeiuns!"

„Guter Freund," ſagt' ich zum Pater, „dann haben wir wenig Grund, über unſere Stärke zu triumphiren! Nur die Schwäche des Feindes ſcheint uns einige Siege bereitet zu haben."

Dreizehntes Capitel.

Vor dem heiligen Vater.

Am nächsten Tage berief mich der Consultor der Inquisition zur Audienz in den Vatican. Die Audienz war zugleich ein Verhör; ich sollte zu meiner Rechtfertigung vor den allerhöchsten Richter auf Erden treten, der an Christi Statt die Menschheit zu leiten und zu behüten hat! Kaiser und Könige zitterten ehedem vor seinem Machtspruch, und er hielt noch immer den Schlüssel zum Himmel, wenn auch nicht mehr den zur Erde in der Hand. — Nicht ohne Bangigkeit schritt ich an Ganganelli's Seite durch die hohen Hallen, die der Fuß der gewaltigsten Helden zaghaft betreten, durch die Prunkgemächer, in denen die Abgesandten des fernsten Indiens auf Entscheidung über das Seelenheil von Millionen harrten, während die Botschafter ganz kleiner Höfe in der Nähe schon längst eine dreistere Sprache führten und als Diplomaten mit Rom über den Bannstrahl geschäftlich verhandelten.

Es war „der gute Alte", wie ihn die Römer nannten, vor dessen Angesicht ich treten sollte. Er selbst hatte sich diesen

Namen gegeben. Als die Cardinäle im letzten Conclave uneinig waren, hatte er geſagt: „Wenn Ihr einen regierenden Herrn wollt, ſo wählt Den oder Dieſen; wenn die Kirche Gottes einen Diplomaten braucht, ſo nehmt Jenen; wollt Ihr einen gutmüthigen Alten, dann wählt mich!“ Es geſchah, und der gute Alte war denn doch in ſo weit ein regierender Herr, als er ein ſtrenger und ſparſamer Verwalter der von ſeinen Vorgängern vielfach vergeudeten Kirchenſchätze wurde. Es war auch genug politiſche Einſicht in ihm, um ſich den bedrohten Zuſtand der Kirche nicht zu verheimlichen. Die Fürſten und Völker zitterten nicht mehr vor dem Bannſtrahl des Vatican; nur durch Mäßigung und Nachgiebigkeit ſchien ſich das Anſehen der geiſtlichen Macht noch zu behaupten. Oder war es mehr als Diplomatie, war es Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der chriſtlichen Liebe, der erſten Grundbedingung der Religion Jeſu, wenn Benedict ſich gegen die Andersgläubigen freundlich und duldſam erwies? Dann freilich blieb es zu bedauern, daß der Herrſcher in ihm fehlte, der die Einſicht des Gelehrten und die Ueberzeugungen des guten Herzens durch Machtgebote zu Geſetzen erheben und in der alten Kirche das Syſtem des Haſſes, das Syſtem der Ausſchließlichkeit ſtürzen mußte.

Es war ein ſtilles, beſcheidenes Gemach, in das ich mit dem braunen Profeſſor geführt wurde. Die ganze Umgebung ließ auf einfache Bedürfniſſe ſchließen. Ein Paar Kerzen, halb herabgebrannt von der vorigen Nacht, ſtanden auf dem Tiſche, grüne Gardinen verhüllten die Fenſter, ein gleicher Vorhang

trennte das Zimmer von einem innern Cabinet. Wie wir eintraten, ſchlug man die Gardinen zurück; es waren ſo eben erſt Perſonen entlaſſen worden. Ein hoher, gepolſterter Räderſtuhl faßte die Geſtalt des Kirchenfürſten. Die Füße des alten Herrn waren in weiche Decken gehüllt; er ſchien von Zeit zu Zeit leidend, obwohl er nie klagte, ſeinen hohen Dienſt nur ſelten unterbrach. Man ſah es ihm nicht mehr an, daß er ehedem zu Paris in den Bureaux d'esprit geglänzt und, wie man ſich erzählte, den aufgeklärten Schöngeiſt gemacht hatte. Sein blaſſes Antlitz war tief gefurcht. Die Mundwinkel hingen ſchwer herab, als hätten die Lippen des Mannes Enttäuſchungen mancher Art gekoſtet, das Gefühl der Unzulänglichkeit des menſchlichen Witzes erprobt. Sein gutmüthiges Lächeln war nicht ohne Beigeſchmack von Bitterkeit. Es ſchien, als wäre dieſe Milde nur ein Nothbehelf. Seine Stirn war jedoch heiter und hell, und in dem freundlichen Auge leuchtete der Stern eines guten Geiſtes, dem vielleicht nur die Kraft fehlte, um in der Freiheit des Glaubens die einzige Rettung für die Kirche Chriſti zu ſehen.

Es war keine feierliche, es war eine vertrauliche Audienz, zu der ich berufen wurde. Der heilige Vater ſaß in ſeinem Hauskleide vor mir; in ſeinem Wohnzimmer wollte er über mich richten und einen Streit ſchlichten, der Denen, die ſich um mein und der Meinigen Wohl kümmerten, ſo verhängnißvoll ſchien. Mein Fürſprecher ſtand ihm zur Seite; ſie wechſelten Blicke mit einander, die gegenſeitig ein herzliches Verſtändniß verriethen. Ich war auf den Teppich getreten, beugte

mein Knie und war bereit, die übliche Huldigung darzubringen. Papſt Benedict ließ es nur halb zu, indem er die Hand auf meinen Scheitel, dann auf meine Wange legte und mich bedeutete aufzuſtehen. Ruhig und erwartungsvoll ſtand ich da und blickte in das ſtillbewegte Angeſicht des hohen Greiſes.

„Du machſt uns mancherlei Sorge, Giuſeppe La Torre," ſagte Vater Benedict mit leiſer, tiefer Stimme. „Bald ſind es dunkle Schickſalswolken, die ſich über Deinem Haupte zuſammenziehen, bald brechen aus Deinem eigenen Herzen ſprühende Funken hervor, die wie Irrlichter vor Dir hertanzen. Du haſt über die Religion nachgedacht, mein Sohn, und da iſt es denn begreiflich, daß der Zweifel Deinen Glauben erſchütterte. Iſt doch, wie Ariſtoteles ſagt, der Zweifel der Anfang alles Philoſophirens. Das wußten die Heiden; wir aber wiſſen, daß er auch das Ende iſt, wenn man ſich nicht in den Glauben zurückflüchtet, der uns über den ewig trüglichen Kreislauf des menſchlichen Verſtandes hinweghebt!"

Ich war, als ich aufgeſtanden, einen Schritt zurückgetreten und mußte mich anſtrengen, die leiſe geſprochenen Worte des Mannes zu vernehmen. Er winkte mich jetzt näher zu ſich heran, und wie ich mich vor ihm beugte, berührte er mit der Hand nochmals meine Schulter.

„Mein Sohn," ſagte er mit einer gewinnenden Freundlichkeit, „Dein erlauchter Vater hat Verdienſte um mich und meine Vorgänger im Amte; Dein geſammtes Haus und ſein Schickſal liegt mir am Herzen. Wir haben die Geſchichte Deines jungen Lebens vernommen. Aus Liebe zu Dir ward

ein waldenſiſches Mädchen römiſche Chriſtin. Nun gelt, aus Liebe zu ihr biſt Du wohl Deinerſeits ein wenig Waldenſiſch geworden, nicht? Das iſt wohl ſo bei dem Austauſch zweier Herzen leicht möglich, wie? — Nun, ſei nur ruhig! Der gelehrte Profeſſor der Seelenkunde hier ſoll uns den Fall näher unterſuchen und erläutern."

Unter dieſen Worten lächelte er in Ganganelli's ſtill betroffenes Angeſicht. Dann fuhr er ernſt und ruhig fort: „Am Grabe der Geſtorbenen iſt ein Wunder geſchehen. Ein Hirt, ſeit Jahren gelähmt, ſtand im Gebet plötzlich auf und wandelte. Man hat uns das in aller Form Rechtens mit prieſterlicher und ärztlicher Beglaubigung berichtet, und wir haben auf Grund deſſen beſchloſſen, die waldenſiſche Maria ſeligzuſprechen. Zur förmlichen Kanoniſation, wie Ihr das in einer meiner Schriften finden könnt, gehören mindeſtens zwei Wunder. Aber ich bin nach biſchöflicher Approbation der einen Thatſache bereit, die Geſtorbene zu beatificiren. Da ſchreibt man mir jedoch plötzlich aus Deiner Heimath, der Hirt, an welchem kraft ſeines Glaubens das Wunder der plötzlichen Heilung geſchehen, ſei gar kein katholiſcher Chriſt, ſei ein Waldenſer geweſen!"

O mein Gott, dacht' ich ſtill für mich, man hat dem Hirten ſein Geheimniß entlockt!

„Jener Hirt ſtarb vor kurzem," fuhr Benedict fort. „Als der Caplan Eures Hauſes ihm im letzten Augenblicke vom Brot des Herrn reichte, ſprach der Sterbende — von ſeinem Durſt, und verlangte auch vom Kelch! Der Caplan entſetzte ſich darob; der Hirt aber geſtand ihm, es ſei das ſeine alte

Gewohnheit im Leben gewesen; dann und wann habe er immer wieder ein Gelüst nach dem Blute des Heilands gehabt und in den Bergen bei den Waldensern communicirt. Ei, ei, mein bester Giuseppe! Wenn die waldensische Maria Wunder thun will, so sollte auch die Bekehrung, nicht blos die Heilung der Ketzer ihr Werk sein. Wir sollen Gutes thun an Jedermann, zuvörderst aber an des Glaubens Genossen! — Inzwischen wollen wir nicht so scharfe Abrechnung halten. Die Heiligen haben einen überflüssigen Schatz an Gnade. Hier steht mein gelehrter Freund, den ich zum Procurator der Maria Waldensis ernenne. Die Feierlichkeit ist angesetzt, und wir wollen das Fest in der Hoffnung begehen, das Reich Gottes werde sich mehren und gedeihen unter Gläubigen wie Ungläubigen. Selig sei die Todte! Du aber, mein Sohn, den die Dominicaner angeklagt haben, ein Freidenker zu sein, zeige zum wenigsten, ob Du Philosoph genug bist, den Satz: Mensch erkenne Dich selbst! zu begreifen. Wie ich höre, liegst Du fleißig den Studien ob, um Dich zu einem Missionsamte vorzubereiten. Der tapfern Arbeiter im Weinberge des Herrn sind uns nie genug. Den Gewinn der waldensischen Mormona hat der Orden, dem Du Dich zugewendet, Dir als ein Verdienst um's Himmelreich angerechnet, obschon Du sie doch wohl nicht ganz tactfest im römischen Glauben gemacht zu haben scheinst. Laß hören und steh' Rede, wie Du für die römische Kirche Seelen gewinnen zu können gedenkst, ohne ihnen das Gelüst nach dem Kelche zu verbieten, und das Abendmahl sub utraque zu entziehen!"

Ich ſchwieg einen Augenblick, um mich zu ſammeln. Ich fühlte, bei aller Ehrfurcht und Scheu, die Nöthigung, kein Hehl aus meiner Ueberzeugung zu machen.

„Wenn Ew. Heiligkeit mir geſtatten, frei zu reden," ſagt' ich, „ſo muß ich bekennen, daß es mir, um Seelen für die allgemeine Kirche Gottes zu gewinnen, nicht heilſam, nicht von Vortheil dünkt, mit einer Verſagung bei ihnen zu beginnen. Haben Diejenigen, die wir Ketzer nennen, ein Gnadenmittel mehr, als die altgläubigen Chriſten Rom's, ſo dürfen wir nicht damit anfangen, ihnen dies Mehr zu entziehen. Wer das Heil verkündet, ſoll geben, nicht entziehen, ſoll bringen, nicht rauben. Wir aber, mein heiliger Vater, wir verdammen die Andersgläubigen, weil ſie das Abendmahl in beiderlei Geſtalt genießen, wie Chriſtus ſelbſt es mit den Seinen theilte. Wir verkünden noch immer am Grünen Donnerstage ihr ewiges Verderben, und ſie üben ja doch sub utraque nur aus, was viele Jahrhunderte hindurch im Schooße der Mutterkirche ſelber geheiligter Brauch war!"

Ganganelli's kluges Auge ſah mich beinahe frohlockend an, als ich ſo ſprach.*) Er wandte jedoch, als ich ihn beobachtete, raſch ſeinen Blick zur Seite, wie unwillig, nicht über mein Wort, doch über die Weiſe meines Ausſpruchs, über Ort und Zeit meines Bekenntniſſes.

---

*) Ganganelli ſpäter als Clemens XIV. hob bekanntlich die Bulle: In coena Domini auf, ließ ſie wenigſtens nicht mehr verleſen.

Benedict ſah mich lächelnd und ſchweigend an. Er war wohl nicht um eine Antwort verlegen, und zu dem ſtillen Lächeln nahm er vielleicht nur aus Gewohnheit ſeine Zuflucht. Das Alter will mit dieſem Lächeln ſagen, daß es den Eifer des Gegners für jugendliche Uebereilung nimmt. „Ich weiß, was Dich ſo ſicher macht!“ ſagte der heilige Vater mit dem Kopfe nickend. „Der gelehrte Franciscaner hier hat Dir auch ſchon das Cölibat als eine bloße Sache der Disciplin eingeräumt und es aus der Reihe der Dogmen fortdisputirt. Laſſen wir das. Die Disciplin iſt ſo wichtig wie Glaubensſätze. Ein zukünftiges Concil nur kann daran ändern; bis dahin bleibt des Oberhauptes Befehl Geſetz. Oder Ihr Denker und Reformer müßtet es denn ebenfalls für keine Sünde erachten, an der Berechtigung des Biſchofs von Rom zu zweifeln, Haupt der Chriſtenheit, Statthalter Chriſti, Nachfolger Petri zu ſein! Hm? Du ſiehſt, mein Kind, wie mißlich Du meine Lage machſt; ich ſoll über Dich richten, und Du erkennſt mich vielleicht gar nicht als Richter an. Was? Man ſagt mir, Du ſeieſt bibelfeſt. Nun wohlan, zeige mir, wo die Bibel unſere Tradition, auf welche ſich Petri Nachfolge ſtützt, widerlegt!“

Der Profeſſor wollte einlenken, für mich das Wort nehmen, vielleicht in der guten Abſicht, meine Sache nicht zu verſchlimmern. Aber Benedict winkte ihm mit der Hand, mich gewähren zu laſſen.

„Ich habe in der Schrift“, ſagte ich offen und frei, „nicht finden können, daß Petrus von ſeinem Primate ſpricht.“

„Fehlt es am förmlichen Ausſpruch," entgegnete Benedict raſch, „ſo handelt es ſich um die Sache. Laß hören! Haſt Du in der Schrift gefunden, daß Petrus Gemeinden ſtiftete?"

„Gewiß," war meine Antwort, „in Jeruſalem, in Antiochien."

„Und überließ er dieſe Gemeinden ſich ſelbſt?"

„Nicht das," ſagte ich, „er beſuchte ſie oft, er ſchrieb an ſie, denn er war ja ihr Lehrer; er ſchlichtete auch ihre Streitigkeiten."

„Das heißt alſo," ſagte Benedict, „er war ihr Haupt, ihr Biſchof, nicht?"

Ich konnte das nicht leugnen. „Aber Petrus ſchrieb zuletzt von Babylon, nicht von Rom aus an die Gemeinden Kleinaſiens!" warf ich ein.

„Nun," ſagte Benedict, „von Babylon alſo, und wenn dies Babylon, von dem aus er ſeine Heerde leitete, Rom wäre? Nennt nicht ſchon die Apokalypſe das heidniſche Rom ein zweites Babylon?"

Ich ſtand geſchlagen da; auf dieſen Handſtreich der Beweisführung war ich nicht gefaßt. Der gelehrte Benedict, ein geſchulter Disputator, triumphirte.

„Ei, ei, mein Sohn," fuhr er freundlich und doch ernſt fort, „eine bloße Gegenvermuthung wirft Dich ſchon aus dem Sattel? Sieh, mein Kind, ich will Dich nicht an Chriſti Wort gemahnen, der auf Petrus hinweiſend ſprach: Auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen! Das Chriſtenthum muß nicht immer blos auf die perſönlichen Ausſprüche Chriſti zurückgeführt werden. Erſt nach Chriſti Tode fanden ſich die Forde-

rungen und Bedürfniſſe ein, die eine Kirche nöthig machten; erſt mit den Apoſteln ſtellt ſich im Raum der Wirklichkeit das Chriſtenthum feſt. Neben dem neuen Teſtamente ſind uns auch die Apokryphen, die Traditionen, ja die Legenden heilig. Höre mich an und laß mich reden! Petrus ſtand der Gemeinde in Jeruſalem vor, ging dann nach Antiochien, wo er ſieben Jahre lang Biſchof war, kam dann nach Rom und ſtiftete hier ebenfalls Gemeinden, bis Kaiſer Claudius die Chriſten und Juden vertrieb. Dann beſuchte er wieder die Brüder in Kleinaſien, kehrte von da nach Rom zurück und machte von hier ſeine Reiſen nach Gallien, Britannien, Spanien und Africa. Ueberall ſtiftete er Gemeinden und ſie erkannten in ihm ihr Haupt. Faſſe nun de Gemeinden zuſammen, mein Sohn, und Du haſt die Kirche Wie dieſe innerlich Eins iſt in Chriſto, ſo bedarf ſie für den ſinnlichen Menſchen auch eines ſichtbaren Zuſammenhalts, und Rom iſt für ſie ein geſchichtlich gegebener, ein natürlicher Mittelpunkt. Wozu ſollten wir einen andern ſuchen, oder uns einbilden, in centrifugalen Peripherien leben zu können? Bevor Petrus mit Paulus zuſammen den Märtyrertod erlitt, ſetzte er hier in der Stadt der ſieben Hügel den Linus als Erben des Primates ein. Mit dieſer Nachfolge Petri und Statthalterſchaft Gottes erhielt die Kirche ihren Schlußſtein. Deinen Studien, mein Sohn, bleibe es überlaſſen, ob es geſchichtlich nachweisbar, daß Petrus fünfundzwanzig Jahre lang Biſchof in Rom geweſen. Es bedarf aber der Beweiſe für unſere Axiome nicht. Dies Inſtitut eines oberſten Biſchofs müßten wir erfinden, hätten wir es

nicht! O, ſie werden kommen, die Skeptiker und Deiſten, und auch Chriſti geſchichtlichs Daſein bezweifeln! Aber wahrlich, ich ſage Euch, wir müßten auch dieſen Chriſtus zum Heil der Menſchheit erfinden, hätten wir ihn nicht wirklich und wahrhaftig! Da wir nun aber Alles haben, weſſen wir bedürfen, Ihr Männer, lieben Brüder, ſo ſehe ich nicht ein, warum wir uns ärmer ſtellen ſollten, als wir ſind. Andern, die da verſuchten eine Kirche Chriſti zu bauen, hat entweder der Grund- oder der Eckſtein, oder die Kuppel auf dem Thurme gefehlt, oder ſie ſuchen noch immer vergeblich nach einem Schlußſtein; und dieſer Stein, nach welchem ſie vergeblich ſuchen, wird allezeit ein Stein des Anſtoßes und des Aergerniſſes ſein. Oder Du müßteſt denn, mein lieber Jüngling, noch ganz aparte nach dem Stein der Weiſen ſuchen! Wie? Giebt's auch ein Gelüſt in Deiner Seele nach der Alchymie und Goldmacherei, Freimaurerweſen und Roſenkreuzerei? — Haha! Ich merke ſchon, wo es hinauswill! Jugend will ſich austoben. Aber der Euſebio in Genua iſt doch alt genug, dächt' ich, um der Phantaſterei der jungen Welt Valet zu ſagen!"

Er griff nach ſeinem Fuße, weil ein Schmerz plötzlich den Scherz ſeiner Rede hemmte. „Bruder Franciscaner", fuhr Benedict nach einer Pauſe fort, „was meinſt denn Du von der Sache? Werden die Freimaurer jemals Geſchäfte machen zur Ehre Gottes und zum Heil der Kirche?"

Zum Heil der Menſchheit: — ja! dacht' ich bei mir. Zum Heil der Kirche? — Es kommt darauf an, wie weit wir die Mauern dieſer Kirche Gottes auf Erden ſtecken, oder ob

wir die Mauern und Schranken, die den Bruder vom Bruder, den Menſchen vom Menſchen trennen, nicht alleſammt niederſtürzen!

„Im deutſchen Norden," ſagte Ganganelli, „thun ſtille Bündniſſe edler, denkender Männer noth; der Deutſche liebt Symbole, liebt Geheimniſſe."

„Hat der Deutſche", ſagte Benedict, „denn nicht genug an den geheiligten Myſterien der Religion?"

„Dem kalten, nüchternen Norden", entgegnete Ganganelli, „fehlt die Blüthe offener, heiterer Volksſpiele. Seine Phantaſie wird deshalb kryptogam; laſſen wir ihm ſein Spiel, ergeht es ſich in edlen Formen!"

„Nun," ſagte Benedict heiter, „ſo wollen wir denn auch dem jungen Freunde ſein Phantaſieſpiel laſſen, ihm ſeine Scrupel nicht für Todſünde anrechnen, Alles was er bisher gedacht und gezweifelt hat, eitel für Jugendirrthümer erklären und ſein geſundes, gutes Herz verwarnen, ſich nicht vom Verſtande irren zu laſſen. Seinen Herrn Vater wollen wir über des Sohnes ewig Seelenheil beſchwichtigen."

Ich war auf des Profeſſors Wink wieder hingekniet vor meinem Richter, um mit der Beendigung meines Verhörs den Segen ſeiner Hand in Empfang zu nehmen.

„Wir nehmen", ſagte der gütige Mann, „ſein Schweigen für Eingeſtändniß ſeiner Sünde, nicht? Wenigſtens für den Entſchluß, in ſich zu gehen und beſſer über ſich nachzudenken." Er legte die Hand auf meine Stirn und ſprach das Gebet und die Fürbitte bei den Heiligen. „Damit er jedoch nicht ohne

Strafe und Buße davonkomme," fuhr der Kirchenfürſt fort, ſein Werk beſchließend, „ſo wollen wir ihm aufgeben, ſeinen waldenſiſchen Vetter, den wilden Ketzer, der bei ihm hauſ't, binnen Jahr und Tag, pünktlich auf's Datum gehalten, zum guten katholiſchen Chriſten zu machen und ihn uns als ſolchen zu ſtellen. Was? Die Friſt iſt lang genug, dünkt mich, und da Ihr, lieber Freund, Euch einmal zum Miſſionsdienſte anſchicken wollt, ſo könnt Ihr Euch an dem Nächſten, den Ihr habt, verſuchen. — Er mag," ſchloß er, ſich an Ganganelli wendend, „ſeine eigene Rechtgläubigkeit damit beweiſen. So ſei es, und der Herr mit Euch in aller ſeiner Freundlichkeit und Gnade!"

Meine Audienz war zu Ende; der ſanfte Blick des liebevollen Hohenprieſters begleitete mich noch, als ich, an der Schwelle wiederholt mein Haupt beugend, von ihm ſchied.

Im Vorzimmer zog mich der Profeſſor noch bei Seite, drückte mir die Hand und wünſchte mir mit der ſchlichten Treuherzigkeit ſeines Weſens Glück, daß Alles gut abgelaufen. Er habe, ſagte er, noch Vieles für mich auf dem Herzen, auch über den Orden, dem ich mich angeſchloſſen, freilich ganz unter uns. Er nannte die Geſellſchaft Jeſu ein Kriegsinſtitut; ein ſolches paſſe aber nicht mehr in Friedenszeiten, und Frieden müſſe die Kirche ſchließen. Man wußte, daß Ganganelli ſchon als bloßer Franciscaner gegen die Jeſuiten, ihre Herrſchſucht und ihr Miſſionsweſen eiferte. „Der Orden", ſagte er, „iſt zur Bekämpfung der Proteſtanten geſtiftet worden. Jetzt aber ſteht die Kirche mit den Proteſtanten auf leidlichem Fuße. Wir

wollen ſie gewinnen, — nicht bekriegen und niederwerfen. Wir bedürfen einer ganz andern Gemeinſchaft edler und feiner Köpfe, einer Friedensgeſellſchaft, einer Congregation zur Verbreitung der Menſchenliebe, eines Ordens von Brüdern —"

„So ſeid Ihr Freimaurer!" rief ich lebhaft, ihn unterbrechend.

„O, ich bitte, ſprecht mir das Wort nicht aus!" ſagte Ganganelli. „Waghalſige Thorheiten überlaſſ' ich den Schülern Loyola's. Mögen Andere die Kaſtanien aus dem Feuer holen oder, wie ſie's nennen, den Stein der Weiſen ſuchen. Ich für mein Theil bin römiſcher Prieſter!" Er verbeugte ſich mit einer Handbewegung und ſchritt durch eine Seitenthür ſeinen Weg weiter, als ich vor den Prunkgemächern und vor dem Mann der Schweizergarde ſtand, der mir bis zur Treppe des Vatican das Geleit gab. —

In welches Gewirr der Parteiungen bin ich gerathen! Sie können ſich nicht zum Wohl des Ganzen die Hände reichen. Papſt Benedict iſt mild und freundlich, aber er belächelt weiſe jeden Verſuch zur Reform der Kirche. Ganganelli iſt aufgeklärt, aber er weiſt alle Gemeinſchaft mit dem Orden Jeſu von ſich. Und Dieſer, der ſich mit den Bedürfniſſen und dem Fortſchritt des Jahrhunderts einläßt, will die Welt doch erſt knechten und beherrſchen, um ſie *dann* von altem Aberglauben und Gewiſſenszwang frei zu machen! — Da wird denn wohl der Nothſchrei der Völker erſchallen müſſen und eine Gewaltthat des Umſturzes dem zukünftigen Zeitalter für die Menſchheit Bahn brechen.

Wie ich in das Profeßhaus zum „Gran Geſù“ und in meine Wohnung zurückkehrte, fand ich Pirro gegen ſeine Gewohnheit ſchon anweſend. Er pflegte ſonſt, bis die Sonne ſank, am Strande zuzubringen; er ſtellte ſich dann regelmäßig, wie ich ihm dies zur Pflicht machte, bei mir ein, und wir ſaßen oft noch die halbe Nacht, er redſelig und mir ſeine Erlebniſſe des Tages erzählend, ich meinerſeits bedacht, Ordnung in ſein Denken und Fühlen zu bringen. Es war das, wie mir ſchien, die geeignetſte Art, ihn zuerſt für die Cultur der Menſchen zugänglich zu machen, um ihm dann unvermerkt und langſam die Grundwahrheiten aller Religion zu erläutern.

Er ſaß auf ſeinem Lager zurückgelehnt, ſein Geſicht in die Kiſſen gedrückt. Wie ich zu ihm trat, richtete er ſich auf, ſah mich finſter an, lachte wild auf und warf ſich wieder zurück Geronnenes Blut klebte ihm auf Stirn und Wange.

„Pirro, was iſt geſchehen?“ rief ich, ihn mit beiden Händen ergreifend.

„Eine kleine Katzbalgerei, hat nichts zu ſagen!“ entgegnete er mürriſch, — „oder wenn Ihr wollt, ernſt genug: ein Religionskrieg; ſie haben mich bei Angioletta angeſchwärzt und verdrängt!“

Ich wußte, daß er ein Mädchen am Strande lieb hatte, eine Fiſcherin, die an der Tiber Netze ſtrickte und feilhielt, während ihre Brüder Tages über auf den Fang gingen. Ich hatte das Mädchen geſehen, mit ihr geſprochen und ein artig ſtill in ſich vergnügtes Weſen in ihr gefunden. Von dieſer Liebesneigung, die in Pirro erwacht war, hoffte ich für ihn

das Beſte, das Heilſamſte: Fügſamkeit gegen die Sitte des Volkes, gegen die herrſchenden Meinungen der Welt, denen man ſich nicht ungeſtraft entzieht. Wenn er, um ſich mit ſeiner Geliebten auf gleichen Fuß zu ſetzen, auf dieſe Weiſe und aus dieſem Beweggrunde römiſcher Chriſt wurde, ſo war der große Streit ſeines Lebens, dem er für ſich allein nicht gewachſen war, ausgeglichen, mein Miſſionswerk an ihm ohne viel Zuthun meinerſeits vollführt.

Nur mit Mühe erfuhr ich von ihm den Vorgang, der das Verhältniß geſtört. Mit großer Schlauheit hatte er ſich den religiöſen Uebungen der Fiſcher, ohne Aufſehen zu erregen, bisher zu entziehen gewußt, ſich in der Stunde, wenn das Ave Maria läutet und Jeder an ſeine Bruſt ſchlägt, unter irgend paſſendem Vorwande ferngehalten. Armes Volk iſt nicht argwöhniſch gegen einander; nur über Mein und Dein entſpinnt ſich ihr Hader. So hatte Pirro eine ganze Zeit lang ohne Anſtoß unter den Leuten am Strande verkehrt und war faſt zu den Ihrigen gerechnet. Erſt den Luchsaugen der Eiferſucht, der Eiferſucht eines Nebenbuhlers, der ſich um Angioletta's Gunſt betrogen ſah, gelang es, in Pirro verdächtige Abſonderlichkeiten zu entdecken. Man hatte ihn belauſcht, wie er ſich bei'm Herannahen eines Prieſters mit dem Allerheiligſten, das einem ſterbenden Schiffer gebracht wurde, in jäher Haſt und ungebährdig bei Seite geſchlichen; man hatte herausbekommen, daß es mit ihm nicht ganz richtig ſei. Das Mädchen, das ihn wirklich liebte, hatte ihn unter Thränen beſchworen, mit ihr zum Pater zu gehen und, falls es bei ihm haperte, in aller Eile,

eh' es die Brüder entdeckten, ein ordentlicher Chriſt zu werden. Da hatte Pirro gelacht, aber nicht im böſen, ſondern im guten Sinne, fröhlichen Herzens, um das Mädchen zu tröſten, wie er meinte, und geſagt, er ſei kein Heide, und einem braven Jungen würden und könnten die Heiligen nicht gram ſein, auch wenn er ſich nicht um ſie bekümmerte. Die Sippe des Mädchens aber verſtand das übel und nahm es für Spott. In der ganzen Fiſcherſtadt wälzte ſich das Gerücht wie eine Lawine in den Bergen heran, ein waldenſiſcher Ketzer wolle Angioletta freien. Wie man ihn bei ihr fand, ihn zur Rede ſetzte, habe er, wie er erzählte, zu Anfang ganz glimpflich ſeinen Glauben vertheidigt; erſt als man ihn beſchimpft, habe er ſeinem alten Groll Luft gemacht. Als man Miene gemacht, ihn zu faſſen, ihn in's Kloſter zu den Patres zu ſchleppen, da habe er allerdings zum Meſſer gegriffen und ſich durchgeſchlagen, ein armer Sünder gegen Viele!

In den ſtillen Abendſtunden, die ich mit Pirro in meinem Zimmer verlebt, hatte ich es nicht an ernſter Zuſprache fehlen laſſen; hatte gehofft, ihn wenigſtens für die fromme Sitte des Volks, mit dem er hier lebte und leben wollte, fügſam zu machen. Der harte Trotz des unzugänglichen Gebirgsmenſchen hatte nun ſogar ſein Herzensglück verſcherzt, um auf ſeinen Sinn zu beſtehen. Weinend und lachend, die Welt und ſein Geſchick verwünſchend, nach Angioletta rufend nnd ſie doch wieder mit ihrem Wahn laut verſpottend, mitten unter einem Strom von Thränen ſeine poſſenhafte Wuth an ſich ſelber auslaſſend: ſo ſaß und lag er nun auf ſeinem Bett, ein armes

Opfer des Widerſtreites unüberwindlicher Mächte. Seine Wunden im Nacken und am Kopfe brachen wieder auf; ich verband ſie nach Möglichkeit; auch waren ſie ungefährlich und oberflächlich. Wie ſich die wilde Natur in ihm erſchöpft hatte, fiel er in einen tiefen Schlaf, wie es mir ſchien in den Schlaf der robuſten, unverwüſtlichen Geſundheit.

Aber dem war nicht ſo. Mitten in der Nacht, — ich war auf meinem Lager ruhig eingeſchlummert, — ward ich durch ein Geräuſch im Zimmer aufgeſchreckt. Der Mond ſchien hell durch's Fenſter; auf dem Simſe aber ſtand bei geöffnetem Flügel Pirro's Geſtalt, mit dem einen Fuße ſchon außen nach einem Haltpunkte tappend, während er, das Geſicht nach oben geſtreckt, mit beiden Händen in die hellen Streifen des bleichen Nachtgeſtirnes griff. Ich ſtürzte auf den Nachtwandler zu, ergriff ihn mit beiden Armen und zog ihn in's Zimmer zurück. Wie ich ihn laut bei ſeinem Namen rief, ſchreckte er zuſammen, fiel rückwärts zu Boden, ſtarrte mich grell an und ſchlug krampfhaft mit den Gliedern um ſich.

Der Lärm hatte meinen Diener aus dem Nebengemach herbeigerufen. Mit deſſen Hülfe brachte ich den Armen auf ſein Lager zurück, verhüllte die Fenſter und blieb bei angezündeten Kerzen wach, auch als er von neuem in Schlaf verſank.

Mochte das Mondlicht, obſchon ich es abgeſperrt hatte, doch ſeine Wirkung üben: nach einer Stunde erhob ſich der Schläfer von neuem auf ſeinem Lager kerzengerade in die Höhe, aber er ſchien ſanft und geduldig bleiben zu wollen. Wie ich ihn ſcharf in's Auge faßte, ſah auch er, von der Macht des Blickes

wider Willen beherrſcht, mich unverrückt an, winkte mir zu und gab mir in Gebährden das Verlangen zu verſtehen, die Kerze näher zu haben. Wie ich ihm den Leuchter dicht vorhielt, ſtarrte er in die Flamme und nickte dann lächelnd. „Giuſeppe," flüſterte er, „ich will Dir auch ein Licht aufſtecken, aber ein Licht der Wahrheit! Dein Weib Mormona, das ſie jetzt in den Himmel erheben, haben ſie erſt getödtet, heimlich vergiftet, um ſie nun anbeten zu können. Pſt! Ruhig! Ich weiß es, ſie iſt mir im Traume erſchienen und hat mir's geſagt."

„Unglücklicher! Welcher Wahn, welche Lüge!" rief ich.

„Ich — Unglücklicher?" ſagte der Nachtirre, „Du biſt der Beklagenswerthe! Und ſie werden Dir auch noch das Kind Mormona's, den Knaben Saverio, heimlich abthun!"

Wie ich ihn ſchüttelte, um ihn vom Geſpenſt des traumhaften Wahngebildes zu befreien, wachte er auf, faßte mit beiden Händen in mein Haar, glotzte wild drein und ſtieß ein grelles Gelächter aus, daß die Wände im Raum widerhallten. Ich glaubte nicht anders, als daß ſeine Tobſucht ein Anfall von Raſerei war. Nur mit Mühe wurde er von uns beſchwichtigt; gegen Anbruch des Morgens ſchlief er wieder feſt und geſund.

Der Diener hatte mir Stillſchweigen über die nächtliche Scene angelobt; ich machte jedoch oft genug die Erfahrung, daß der Menſch, dies Mittelding von Thier und Geiſt, in religiöſen Scrupeln kein Gelöbniß, kein Verſprechen kennt und achtet.

Pirro ſchlief bis in den vollen Tag hinein; dann ſtand er

auf, aß und trank und ſchien die Vorgänge der Nacht vergeſſen zu haben. Nur Angioletta's Verluſt warf einen Schatten der Traurigkeit über ſein Weſen. Gegen mich war er lieb und gut; ſeine kindliche Natur bezwang den Kobold in ihm bei wachen Sinnen. Ich hoffte, ſein Paroxysmus würde mit dem Schleier der Nacht bedeckt bleiben.

Vierzehntes Capitel.

Donna Carlotta auf der Villa des Cardinals.

Pirro's Verhalten war von der Art, daß ich ungehindert meinen Obliegenheiten nachkommen konnte. Die Feier der Beatification war angesetzt; Tags zuvor sollte ich noch besonders dem Vorstande der Propaganda meinen Besuch machen.

Cardinal Rezzonico war ein Freund und Gönner der Gesellschaft Jesu. Bei deren Zerwürfniß mit dem obersten Haupt der Kirche, einem Zerwürfniß, das sich bis auf die Leitung der Congregation erstreckte, war der Cardinal der Vermittler zwischen der Curie und dem Orden. Nach den Statuten der Propaganda mußte der Papst wöchentlich einer Sitzung der Congregation beiwohnen; Papst Benedict ließ sich durch einen Vicar, durch Cardinal Rezzonico, vertreten.

Monsignore hatte mir den Tag, aber nicht die Stunde bedeutet, wo er mich auf meiner Villa empfangen wollte. Ich kam früher dort an, als man Besuch anzunehmen pflegte. Eminenz, hieß es, sei noch nicht aus der Stadt zurück. Man

wies mich auf den Garten an und ich wandelte durch die wunderbar wechselnden Gehege bis zum Apennin, der diese reizende Schöpfung begränzt. Von einem Bachustempel auf einer mäßigen Höhe überblickte man das Panorama dieser Zaubereien, zu denen die Reize aller Zonen sich vereinigen mußten. Der Garten vereinigte en miniature den Charakter aller Himmelsstriche. Aus dem grauen Schatten eines Oelwaldes tauchte eine Meierei auf mit Gebäuden nach Schweizerart. Von einer Felsenpartie blickte eine gothisch-maurische Ruine herab mit halbzerstörten künstlichen Thürmen und Mauern. Aber auch diese Trümmer schienen wohnlich eingerichtet und belebt. Das Ufer am See drüben bot den Anblick eines neapolitanischen Fischerdorfs; Netze standen ausgebreitet, einige weibliche Gestalten in entsprechender Tracht schaukelten sich in einem Boote. Aus dem Versteck tropischer Gewächse ragte mit seinen geschweiften Spitzen und Glockenthürmchen ein chinesischer Pavillon hervor. Monsignore wollte vielleicht alle diese fernen Himmelsstriche, die für den Glauben gewonnen werden sollten, als Vorstand der Propaganda sich jeden Tag vergegenwärtigen; er übersah in seiner Villa gleichsam zum Spiel die ganze Welt in partibus fidelium et infidelium.

Als ich aus dem Schatten eines vielverschlungenen Laubganges trat, der mit seinen labyrinthischen Pfaden irreführte, sah ich mich plötzlich wieder an den Eingang, auf eine Terrasse dicht an der Villa versetzt. Ich stand betroffen still; unter der Pergola, auf seidenen Polstern, wie ein Pascha auf seinem Divan, saß der Cardinal. Drei junge Damen, ihrer Tracht

nach die Bewohnerinnen der verſchiedenen Partien und Anlagen des Gartens, umgaben ihn. So eben aus der Stadt von ſeinen Functionen zurückgekehrt, ſaß er noch halb und halb im amtlichen Koſtüm, in geſtickten Schuhen und Strümpfen. Die Eine der Damen, als Chineſin zu dem Glockenthurm gehörig, hatte ihm den Mantel abgenommen. Die Zweite, ein lächelnd friſches Kind, mit Strohhut und Bändern, das Schweizer Milchmädchen aus der Meierei, zog ihm ſcherzend und tändelnd die Ringe ab, die er über den violetten Handſchuhen trug. Die Dritte, in gothiſch ſpaniſchem Ritterkleide, ſtand abgewendet, den Kopf in die Hand geſtützt, am Geländer der Pergola; ſie ſchien an dem Geplauder der Gefährtinnen, die den alten Herrn zu erheitern trachteten, nicht Theil zu nehmen.

Die Gruppe war zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, um mich ſofort wahrzunehmen. Ich wollte eilig in's Gebüſch zurücktreten, als die kleine Schweizerin meiner anſichtig ward, aufſprang und mit beiden Händen die Zweige zurückſchlug. „Heiliger Joſeph!“ ſchrie ſie, „der Abbé der Waldenſer!“ Dann legte ſie lachend den Zeigefinger an den Mund, ſprang bei Seite in's Gebüſch und ſuchte ihr Gelächter zu erſticken.

Monſignore hatte ſich erhoben und trat mir mit dem Willkommengruß entgegen, bevor ich Worte fand, meine zudringliche Störung zu entſchuldigen. „Unſer Graf aus den Bergen von Piemont! Willkommen, Signor Giuſeppe della Torre!“ ſagte er mit der Liebenswürdigkeit des behaglichen Oberhauptes

im Familienkreiſe; „ſeht, ſeht, Ihr loſen Kinder! verplaudern wir hier die Zeit, während unſere werthen Gäſte ſchon kommen!“

Ohne merkliche Spuren des vorgerückten Alters ſtand die freundlich würdevolle Geſtalt des Mannes mit jener vornehmen Haltung vor mir, der es zugleich bequem iſt, auch herablaſſend und wohlwollend zu ſein. Die Chineſin war mit dem Mantel Sr. Eminenz der Schweizerin nachgeeilt, und nur die gothiſche Dame, die Dame im altſpaniſchen Coſtüm, ſtand noch neben uns, als er mich mit den Seinigen bekannt machen wollte. „Signora Carlotta, die eine meiner Nichten!“ ſagte der Cardinal. Ich dachte Augenblicks für mich: Das Zeitalter der Nepoten hat aufgehört, aber Nichten ſcheinen noch Styl zu ſein! Es lag jedoch im Benehmen des Cardinals ſo viel offene natürliche Harmloſigkeit, ein Gemiſch von väterlicher Fürſorge und Oberhoheit, daß jeder Argwohn ſtrafwürdig ſchien.

Ich hatte Platz nehmen müſſen an der Seite des Mannes, während die Donna wieder am Geländer lehnte. Monſignor war freundlich genug, von meinen Studien, von den Zwecken zu ſprechen, die mich nach Rom geführt; er ſprach auch von den Schickſalsfügungen meines Hauſes mit theilnehmender Wärme. Es giebt freilich eine bloße Höflichkeit des Herzens, die der Diplomat und der Weltmann mit der Sicherheit ſeiner gefälligen Lebensformen zu vereinigen weiß. Ich fühlte mich verſtimmt, als der Mann von meinem Verdienſte ſprach, der Kirche Roms eine Seele zugewendet zu haben.

„Ich muß mein Verdienſt dabei bezweifeln,“ ſagt' ich, „ein

Weib, das mich liebte, hat ſich ohne mein Zuthun zu dem Glauben bekannt, dem ich angehöre."

„Ohne Euer Zuthun, ſoweit Ihr Euch deſſen bewußt ſeid!" fiel der Cardinal ein. „Wer will Glück und Verdienſt ſcheiden! Eine Waldenſerin, die Euer Weib war, wurde römiſch und dieſe Thatſache hat man bei Eurem Empfang im Collegium gefeiert."

„Die Thatſache", ſagt' ich, „iſt freilich wieder als ungewiß erſchienen, da Mormona's Beichtvater ihre Seligkeit bezweifelte."

„Dafür wird ſie nun im Sanct Peter beatificirt!" ſagte der Kirchenfürſt, als wenn ich der Begütigung benöthigt ſei.

„Schlimm genug, daß es deſſen bedarf!" warf ich zwiſchen. Der Cardinal ſah mich ungewiß an. „Schlimm genug!" wiederholte ich, „Engel Gottes behüteten meines Weibes Herz Zeit ihres Lebens, Engel Gottes, liebliche Genien der heitern Luſt am Daſein, ſpielten um ſie her, ein Cherub der Liebe und Unſchuld hielt Wache an ihrem Grabe. Wir aber, die wir ſie erſt todt vor uns ſehen mußten, um an die Heiligkeit ihres Lebens zu glauben, wir, die wir das lebendige Leben kreuzen und knechten und nur den todten Leib erhöhen und anbeten: wir ſind die von Gott und ſeinen Boten des Lichts und der Liebe Abgefallenen. Während die Fittige des Himmels um Mormona's Seele ſchweben, hat man hier den Verſuch gemacht, die Rechtmäßigkeit ihrer Ehe, die Rechtmäßigkeit ihres Kindes in Zweifel zu ziehen!"

Der Cardinal wurde unruhig; der Widerſinn, den ich ihm

nahe rückte, beläſtigte ihn. „Ich dächte, der Orden hätte Euch genügend geſchützt, Graf La Torre," ſagte er nicht ohne Empfindlichkeit. „Mit der Feier des morgenden Tages wird ſchließlich das Schickſalsvolle geſühnt, das auf Eurem Hauſe nach dem Glauben Eures erlauchten Vaters laſtet. Ein gläubiges Gemüth wie das ſeinige hat das Recht, auch ſeine Scrupel gelöſt zu ſehen. Der Geiſt der Ketzerei in Eurem Hauſe wird mit der Seligſprechung der Waldenſerin geſühnt; dieſer Geiſt der Ketzerei müßte denn wider Erwarten und unverſehens weiter wuchern, wo wir es nicht hoffen und wünſchen!"

Er war mit dieſen Worten, die er nicht ohne ſchärfere Betonung ſprach, aufgeſtanden und verließ die Pergola, mit gnädiger Handbewegung mich zum weitern Verkehr der Dame Carlotta überweiſend. „Eine Socia, Sodalin Eures Ordens!" flüſterte mir der Prälat lächelnd zu, als ich ihm einige Schritte zur Terraſſe das Geleit gab und mich verbeugte.

Eine Schülerin des heiligen Loyola im ſpaniſchen Ritterkleide! „Signora," ſagt' ich, „auf der Villa Sr. Eminenz ſcheint das ganze Jahr über Carneval zu ſein!"

In dem Augenblick ſprang die Donna Swizzera wieder aus dem Gebüſch unter die Pergola mit ſuchenden, fragenden Blicken, eilte jedoch, als ſie des Cardinals nicht mehr anſichtig ward, augenblicklich in's Verſteck zurück.

„Die Schweizer Donna", ſagt' ich, „hat vielleicht allerlei Mährchen von den Köhlern in den Bergen Piemonts gehört. Vielleicht ſind die Waldenſer für die Kinder in Rom eine Art

Popanz, mit dem man ſie ſchreckt? Und ein Miſſionär, ein Abbé für das arme Volk in den Höhlen und Schluchten meiner Heimath zu ſein, mag allerdings der vornehmen und hohen Welt ziemlich lächerlich erſcheinen. Der Ruß meiner Köhler daheim iſt aber ächt, gegen die Schminke, in der ſich das allerchriſtlichſte Rom gefällt. In ihren rauhen Widderfellen würden ſie falſche Kleider verſchmähen. Hier freilich auf Monſignore's Villa ſcheinen Schäferſpiele im Geſchmack von Verſailles nach der Schule der Pompadour an der Tagesordnung zu ſein!"

Die Röthe, die plötzlich auf des Mädchens Wangen ſtieg, ließ mich den Spott meiner Worte bedauern. Carlotta ſenkte ihr Haupt, als müßte ſie mir die Bewegung, die in ihr vorging, verbergen. „Es iſt ſo viel Lüge in der Welt," ſagte ſie mit beklommener Miene, „daß man nicht weiß, wo man anfangen ſoll zu ſtrafen, Signor, wenn bereits der loſe Uebermuth eines Kindes Euch verletzt."

In dem dunkeln, unruhig flammenden Auge des Mädchens lag ein Schmerz, dem es Mühe zu machen ſchien ſich zu verheimlichen. Die ſcharf hervortretenden Züge ihres Antlitzes ließen auf ſchmerzlich frühe Reife mitten in der Zeit der Blüthe ſchließen. Die erſte Friſche des Mädchenalters war aus dieſem jugendlichen Antlitz gewaltſam verſcheucht. Man war ungewiß, ob man eine Tochter Roms vor ſich ſah; die tiefere Olivenfarbe der Wangen erinnerte an's Morgenland. Das goldene Diadem, das ihre Stirn umzog, gab ihr das Gepräge einer Fürſtin des Orients, die auf den Trümmern ihres Glücks ſchon in jungen Tagen ſitzt und ſtumm vor Stolz ihr Weh verheim-

licht. Der goldglänzende Schimmer in ihrem dunkelbraunen Haar machte ſie zu einer Geſtalt, wie ſie Meiſter Tizian in ſeinen Bildern liebt.

„So viel Lüge in der Welt?“ wiederholte ich prüfend ihre Worte.

„Signor,“ ſagte ſie, „ich kenne die Geſchichte Eures Lebens!“ Sie war mit dieſen Worten an mich herangetreten und lehnte, ohne mich anzublicken, mit aufwärts geſchlagenem Auge, ihre Hand auf meinen Arm. „Ich kenne die Geheimniſſe Eures Schickſals“, ſagte ſie, „ich weiß, daß dieſe Welt in ihrer Eitelkeit und Sünde, in ihrem Stolz und Prunk viel zu tief verloren iſt, um ein gottgeweihtes ſtilles Leben in ſeiner Wahrheit und Reinheit zu begreifen. Dieſe gleisneriſche Lüge möchte gern Alles überdecken und ausgleichen, weil ſie zu ohnmächtig iſt, die Schmerzen der Welt auf ſich zu nehmen.“

Ich erſchrak vor dem Ausbruch ihrer Worte; ſo befremdend war mir Carlotta's ganze Erſcheinung. Wie ich ihre Hand ergriff, den Blick ihres Auges, den ſie mir entzog, ſuchte, trat der Cardinal mit ſeinen Gäſten unter die Pergola.

Es waren neben mehreren weltlichen Würdenträgern auch Geiſtliche in verſchiedener Ordenstracht, nicht blos in der Robe, die ich ſelber trug. Der jüngere Theil der Geſellſchaft wurde von den beiden Damen, der Chineſin und der Schweizerin, in Anſpruch genommen.

„Ich muß Euch“, ſagte der Cardinal, auf mich zuſchreitend, „mit einem recht munteren Arbeiter im Weinberge des Herrn bekannt machen, Graf La Torre. Er iſt keiner von den Idea-

liſten, kein Clauſulant in der Sophiſtik der Katheder-weisheit, aber dafür auch kein Finſterling nach Art gewiſſer düſterer Mönche, die nur mit Gewaltſamkeit das Reich Gottes fördern wollen, ein Bruder, der mit einer geſund natürlichen Derbheit die ihm fehlende Feinheit der Doctrinen erſetzt, ganz kürzlich von einer Miſſion in Mexico zurückgekehrt."

Es war der mir ſchon bekannte germaniſche Bruder Broccarde, der in den Sälen der Propaganda mein Führer geweſen. Er begrüßte mich als alten Bekannten, Confrater und Socius. Wie die Dienerſchaft auf der Pergola an kleinen Tiſchen vertheilt den Abendimbiß auftrug, war der wackere Deutſche alsbald recht fleißig dabei, dem Falerner aus dem Keller des Cardinals zuzuſprechen. Der Rebenſaft entband ſeine ohnedies nicht ſtark gefeſſelte Zunge. Bei der ſteigenden Vertraulichkeit ſeiner Rede war er bald der Mittelpunkt des Kreiſes. Er erzählte von den Abenteuern ſeiner letzten Reiſe, von ſeinen „Geſchäften" in der Verbreitung des Glaubens; der Bettelmönch, der in ihm ſteckte, kam in allerlei Capucinaden zum Vorſchein.

„Ja, ja, mein beſter Confrater," ſagte Burkhart zu mir gewendet und ſein Glas ſchwenkend, „da drüben jenſeit des Oceans hat man alle Hände voll zu thun; aber es ſcheffelt auch! Man bemüht und harmt ſich da nicht ab um den Gewinn einer einzelnen armen Seele; man gewinnt ſie da heerdenweiſe."

„Ei, ei, mein guter Bruder," ſagte der Cardinal mit ſtrafendem Lächeln, „wenn Ihr heerdenweis für das Reich Gottes

werbt, ſo verſetzt Ihr Euch wohl in die Zeiten des Carolus Magnus zurück, der eine eigenthümliche Manier hatte, die Heiden zu taufen!“

„Nun ja,“ ſagte der deutſche Bruder, „er trieb die Sachſen heerdenweis in die Elbe, da ging's auf Commando, und wer nicht untertauchte: Kopf ab! Man war in Sachen des Heils noch nicht ſo ſpinös und ſcrupulös wie heutzutage die tüfteln-den hochgelahrten Herren als Miſſionäre. Es waren ſchöne Zeiten für die Propaganda, als man die Menſchen haufenweis, ganze Völker gleich, aufnahm in den Schooß der Kirche. Glaubt es nur, ein Schaf iſt in der Heerde beſſer zu hüten, es läuft da mit! Und im hohen eiſigen Rußland läßt ſich das Ge-ſchäft auch noch in Reih' und Glied abmachen. Kopf hoch, Kopf nieder! wird commandirt, und dann geht's ſtrich- und colonnenweiſe, das erſte Glied wird „Peter!“ das zweite Glied „Paul!“ getauft et voilà tout.“

Wie Einzelne in der Geſellſchaft, während Andere lachten, den Scherz mißbilligten und die Stirn runzelten, fuhr Broccardo fort: „Nichts für ungut, hohe Herren! Ich will damit nicht ſagen, daß nach ſolcher Chriſtenbeſcheerung im Ganzen und Großen nicht noch hinterher Seelſorge und Unterricht nöthig und heilſam ſei! Man hilft und beſſert nach, wie man, iſt ein-mal der Guß des Metalls geſchehen, auch noch die Feile an-legt. Aber ich meine nur, das Chriſtenthum ſolle nicht blos Eigenthum der Erleuchteten, der Einſichtigen, vom Himmel Bevorzugten ſein; es iſt auch Sache des armen Volkes, das die ſublimeren Wahrheiten unſrer geheiligten Religion nie ver-

ſtehen wird und dennoch theilhaben ſoll und muß an der allgemeinen Gnadenſpende!"

„Sehr wahr!" ſagte der Cardinal, froh, dem anſtößigen Bekenntniß eine gute Wendung abgewinnen zu können, „das Chriſtenthum muß den Völkern auch unverſtanden zur Sitte und Gewohnheit werden. Der Miſſionär darf nicht lediglich auf die vollendete Einſicht und volle Reife des Proſelyten warten. Auch wer blos an den äußern Formen der Kirche theilnimmt, hat ſchon Theil an deren innern Segnungen."

„Wie wollten wir ſonſt die Kindertaufe rechtfertigen!" rief man ihm beiſtimmend zu. „Wir nehmen den lallenden Säugling auf in die Gemeinſchaft der Gläubigen, in der Zuverſicht, das kaum erwachte Leben werde nach und nach zum Bewußtſein des chriſtlichen Inhaltes heranreifen!"

„Pater Broccardo", ſagte Jemand im Kreiſe, „hat auf ſeiner letzten Miſſionsreiſe Abenteuer erlebt, die an's Mährchenhafte grenzen."

„Gar nicht mährchenhaft!" eiferte der deutſche Bruder, „ich bin gewürdigt worden, unſerer geheiligten Religion einen indiſchen Kaziken zu gewinnen, der bei den Gebeinen ſeiner Väter ſich verſchworen hatte, nie Chriſt zu werden. Unfern der mexicaniſchen Grenze liegt der Wohnſitz meines Indianerhäuptlings. Er verſpottete alle Höllenſtrafen, blieb gegen alle Verheißung paradieſiſcher Freuden widerſpänſtig. Er war ein ſo luſtiger Teufel, wie je einer in einer Rothhaut ſteckte; wie denn der Teufel, dies ſei für meine ehrenwerthen Confratres in der Miſſion bemerkt, nicht lediglich für ſchwarz zu nehmen iſt, er

tritt in allerlei Farben auf und ist für die Neger weiß zu erachten! Wie ich an das Hoflager meines Vizlipuzli kam, trat ich zunächst als Handelsmann auf; ich brachte den Tauschhandel in Blüthe. Die kleinen Bedürfnisse der Cultur, wohlbemerkt, müssen Bahn brechen zu weiteren Bedürfnissen, und das Wahre kommt dann oft wie der Dieb in der Nacht. Die vielen Weiber des Kaziken waren wie die Raben über die kleinen Schmucksachen her und saßen mir auf, Tag für Tag. Ihm selbst aber war wenig anzukommen. Sonst hat man doch schon manchem Indianerstamm begreiflich machen können, daß das Christenthum die indianischen Gottheiten nicht gradezu verwerflich findet, ihnen nur höhere Namen und bessere Eigenschaften beilegt. Man kann dem Sonnenanbeter sagen, die Sonne sei im Grunde als allbelebende Macht ein Gott Vater. Den Feueranbetern läßt sich begreiflich machen, es gebe auch ein geheimes, unsichtbares, die Welt mit wahrem Lebenshauch erfüllendes Feuer, heiliger Geist genannt. Und Denen, die zum blauen Sternenhimmel beten, kann man vorstellig machen, dieser Himmel sei ja eigentlich der blaue, silbergestickte Mantel der Mutter Gottes."

„Wenn dann nur nicht Alles zum Possenspiel wird!" sagte ich unwillkürlich halblaut vor mich hin. Carlotta stand mir gegenüber; ich fühlte den Blick ihres Auges, der mit seinem schweren Gewicht auf mir ruhte.

Die peinliche Stille, die auf mein hingeflüstertes Wort in der Versammlung folgte, wurde vom Cardinal unterbrochen. Auch ihn verletzte die naive Offenheit des Redenden; er

mahnte ihn an den Ernſt der Sache, um wenigſtens den Anekdotenkram des Miſſionärs zu beſchränken.

„Verzeihen Eminenz, ich meine nur ſo von ungefähr,“ fuhr Broccardo fort, „man vertauſcht den Heiden die Objecte ihrer Anbetung, um ſie nach und nach an's Glaubensheil unſrer Kirche zu gewöhnen; anders kommt man ihnen nicht bei, man muß ſchmuggeln und Tauſchhandel treiben, um ihnen ihre Götzen langſam und unmerklich in Heilige zu verwandeln. Allein mein Teufelskerl von Kazike verachtete ſeine Götzen, ſagte, ſie dürften nicht mucksen, wenn er ihnen hinreichend Futter vorwerfe, ja, er prügele ſie, wenn ſie ihm nicht zu Willen wären. Was da zu machen? Er glaubte nur an böſe Mächte, an gar keine guten Götter. Na wart' nur, dacht' ich, du ſollſt ſchon dran glauben! Er ſchwur hoch und theuer, nie Chriſt zu werden. Was gilt die Wette? ſagte ich. „Eine Tonne Goldes,“ ſagte er, „die ſetz' ich ein, und du deine Naſe!“ — Topp, ſagte ich, vedremo!“

Der Cardinal war bei Seite getreten, um nicht Zeuge des Beifalls zu ſein, den der poſſenhafte Erzähler erntete. Von den ältern geiſtlichen Herren wendeten ſich einige lächelnd, andere zürnend ebenfalls ab, verließen die Pergola und folgten dem Cardinal. Um ſo mehr drängten einige jüngere Abbés, Liebhaber luſtiger und galanter Hiſtörchen, den deutſchen Bruder, mit ſeinem Spaße herauszurücken, den er ſelbſt ernſt genug zu nehmen ſchien. „Eine Tonne Goldes eingeſetzt?“ rief man lachend, „und gegen Eure Naſe? wie?“

Burkhart machte ein Geſicht, in welchem ſich pedantiſche

Ehrbarkeit und Schelmerei den Rang ſtreitig machten. Er zögerte, ſeine Erzählung von der ſeltſamen Bekehrung des Kaziken zu beenden; aber man benahm ihm die Furcht, Aergerniß damit zu erregen; war es doch nur noch ein Haufe heiterer Lebemänner, die um ihn ſtanden und lüſtern waren auf Spaß und Scherz. „Eine Tonne Goldes alſo, oder Eure Naſe?“ hieß es von neuem.

Burkhart fuhr flüſternd fort: „Wie es ſich um meine Naſe handelte, mußt' ich ſchon ein Uebriges thun. Ich nahm die Weiber vor, die der ſchönen Säckelchen wegen mir ſchon gewogen waren. Das Frauenzimmer iſt allerwegen, auch wenn es kupferroth, fuchsfarbig iſt, ein Gemüth wie Wachs; es kommt nur darauf an, wie man's knetet. Jede nahm ich beſonders in's Gebet und machte ihr ganz privatim die Offenbarung, daß das Weib dem Manne ebenbürtig, nicht ſeine Sklavin ſei; das Chriſtenthum dulde nicht die Vielweiberei! Ein Weib, dem Manne gleich und ihm zur Seite geſetzt als ſeine zweite Hälfte: das ſei bei uns Geſetz! Dies zündete; Jede dachte nun als Chriſtin die ausſchließliche Frau Kazikin zu werden; ſie ließen ſich alle einzeln, jede mit ihren Kindern taufen. Mit allen zu Hauſe trat ich dann Nachts an des Kaziken Lager und vollzog die Taufe an ihm; der Geiſt würde ſchon nachkommen, wußt' ich. Wie er aufwachte, bezeugten es Alle, er ſei über Nacht Chriſt geworden. Er lachte und meinte, er hätte nichts gemerkt. Ich ſagte ihm, da ſei er nicht der Einzige; auch den Kindern geſchäh's im Schlafe. Er ſagte, er wiſſe dann nicht, was die Kirche an ihm gewonnen. Eine Tonne Goldes, ſagt' ich, und

meine Naſe! Von den Weibern macht' ich ihm den Vorſchlag, die Eine ſich an die rechte Hand, die Anderen ſich an die Linke trauen zu laſſen. Iſt auch ſchon dageweſen in der chriſtlichen Welt! Nur war die Wahl ihm ſchwer, und mitten drin mußt' ich fort über die Grenze nach Paraguay, wo es für uns böſere Händel giebt. Am Hoflager des mexicaniſchen Häuptlings habe ich wenigſtens die Bahn gebrochen, ländlich, ſittlich. Ich erlaube mir, auf das Wohl meines Kaziken und ſeinen Fortſchritt in der chriſtlichen Wahrheit mein Glas zu trinken!"

Ein ſchallendes Gelächter war der Erfolg der Capuciner-geſchichte des deutſchen Bruders. Von den höheren Prälaten waren nur wenige Ohrenzeugen geweſen; andere hatten nur mit halbem Ohr hingehört, um über den luſtigen Schwank nicht richten zu müſſen. Mich aber befiel es ſchwer und heiß, wenn ich bedachte, in welchen Händen hier die Sache Gottes ſei! Wenn Chriſtus wiederkehrte, die Welt der Menſchen, den Schauplatz ſeines Wirkens von neuem beträte: wie würde er zur Geißel greifen müſſen, um die Vorhalle ſeines Tempels zu reinigen!

Die Stimmung der Geſellſchaft ward immer ausgelaſſener. „Ja, ja, mein beſter Confrater im Herrn, Graf La Torre," rief Pater Burkhart herüber, „Ihr wollt nicht mit mir anſtoßen auf meinen Kaziken, traut alſo dem Frieden nicht! Ja, kommt nur mit mir nach Deutſchland, da fehlt's nicht an Arbeit. War lange Zeit mit Pater Guarini in Dresden. Da mußte man ſchon den Schöngeiſt machen, um zu effectuiren. Anderwärts geht man mit den Spießen zu Biere."

Ich ſtand auf und ſagte mit mehr Eifer und Bitterkeit, als hier gut ſchien: „Ich beneide Euch nicht um Eure Triumphe in der Verbreitung unſerer geheiligten Religion, geize nicht nach ſo glänzenden Erfolgen.“

„Nu, nu,“ eiferte Burkhart, „ich weiß ſchon, Ihr treibt die Sache con amore und ganz im Stillen. Habt da einen närriſchen Kauz von Waldenſer bei Euch und ſcheint an der armen Seele recht gründlich zu manipuliren. Der Junge lief mir neulich in den Weg, ſchien ganz verbieſtert. In der Fiſcherſtadt erzählt man ſich allerlei ärgerliche Dinge von ihm. Wie weit ſeid Ihr denn mit dem Ketzer?“

Aller Blicke waren jetzt auf mich gerichtet, während die ältern Herren ſich wieder zu uns geſellten und auf die Pergola traten. Ich hatte die Sache zum Ernſt gewendet und trug nun ſelbſt die Schuld, Rede ſtehen zu müſſen. „Mein werther Pater,“ ſagte ich ausweichend, „wir nehmen die Sache ſo grundverſchieden, daß wir uns ſchwerlich einigen können.“

Er drängte jedoch; und da ich ſeine Art, Heiden zu bekehren, verwarf, ſollte ich ihm meine Methode lehren. Der Cardinal trat hinzu und gebot mir allen Ernſtes, über meinen waldenſiſchen Genoſſen als Seelſorger zu berichten. Ich war betroffen, aber ich ſammelte mich und gab meinen Gefühlen der Empörung vollen Ausdruck.

Ich begann: „Die Wahrheit, dünkt mich, hochwürdige Herren, die Wahrheit iſt ein Samenkorn, das oft den ganzen Winter in der Erde überdauert. Auch irrt man wohl, nimmt

man die Sache bei Ketzern so leicht wie bei Indianern. Denen können wir die heidnischen Religionsbegriffe in's Christliche übersetzen, ihnen die Sonne, wie der heitere Pater sagte, als Gott Vater deuten, den großen Geist, zu dem sie beten, als den heiligen Geist der Kirche, den blauen Sternenhimmel als den Mantel der Mutter Gottes. Sagt mir aber doch, mein ehrenwerther Bruder, wie Ihr hier zu Lande einem Ketzer beikommen wollt! Ein Ketzer ist kein Heide, ist schon Christ, nur kein römischer. Er glaubt schon an Gott Vater, an den Sohn vielleicht mehr als wir, denn er hält sich mit Leib und Seele an dessen Wort und verwirft, was nicht in der Schrift steht. Er hält sich für berechtigt, auch vom Kelche zu trinken, weil Christus selbst ihn den Seinigen gereicht, vierzehn Jahrhunderte hindurch auch der römische Laie vom Blut des Herrn getrunken hat, bis man ihm entzog, was Christus Allen gab. Wie wollt Ihr ihn widerlegen, beruft sich der Ketzer auf Gottes Wort? Wie dann?"

Eine tödtliche Stille lag über der Versammlung; ich sah blasse Gesichter, begegnete erschrockenen Mienen. — „Wer sagt das? Ihr oder der Ketzer, den Ihr bekehren wollt?" rief eine Stimme aus dem Hintergrunde.

„Er sagt noch mehr," fuhr ich fort, „der irrende Ketzer, den ich bekehren soll, dessen Stimme ich hören muß, wenn ich ihn widerlegen will! Der Athem Gottes durchdringt das Weltall. Welt und Natur sollen nicht verdammt, sie sollen durchdrungen und geheiligt werden vom Geist. Die Ehe ist ein Sacrament; sie heiligt die Natur im Menschen. Warum aber ist der

Prieſter vom Segen dieſes Sacramentes ausgeſchloſſen? Ich frage, der Ketzer fragt, er beruft ſich auf das Wort Gottes!"

Die Verſammlung war von ihren Sitzen aufgeſprungen und ſtürmte durcheinander. Einige ſtarrten mich ſprachlos an, in Anderen machte ſich der Zorn in Gebährden Luft. „Iſt das ein Mitglied der Geſellſchaft Jeſu?" hörte ich mehrere Stimmen durcheinander. — „Um Gott, mein Sohn, Ihr rüttelt an den Grundſäulen der Kirche!" rief der Cardinal, der zu mir getreten war und ſchmerzlich ſeine Hand auf meine Schulter legte."

„Eminenz," ſagt' ich, „gern und vollſtändig ſag' ich mich von der Propaganda des Glaubens los, wird ihre Erniedrigung, wie ſie hier laut wurde, gutgeheißen. Gern und vollſtändig ſag' ich mich von einem Orden los, der in einem ſeiner Mitglieder die Profanation ſeiner Zwecke duldet!"

Ein dumpfes Gemurmel von Verwünſchungen folgte. „Er iſt reif zum Ketzer!" hieß es laut, „er ſtößt die Dogmen der Kirche um!" — Ich glaubte mich plötzlich unter Ketzerrichtern aus der Zeit der Dominicaner. Aber ich wollte ihnen die Spitze bieten. Warum ſollte ich hier meine Ueberzeugungen verleugnen, nachdem ich ſie am Fuß von Petri Stuhl, vor Papſt Benedict und im Beiſein Ganganelli's frei und ungeſtraft ausgeſprochen?

„Ich ſtoße kein Dogma um," rief ich, und bezwang damit auf Augenblicke den Tumult. „Das Tridentiner Concil, auf das wir uns immer berufen, hat die Rechte des heiligen Vaters und der Hierarchie feſtgeſtellt, aber das Dogma nicht erledigt.

Entziehung des Kelches und Prieſterehe ſind keine Dogmen, mit denen unſere Kirche ſteigt oder fällt, ſind nur Verordnungen der Disciplin, die ein früheres Jahrhundert für ſich als nöthig erachtete. Noch auf dem Tridentiner Concil trat ein geiſtlicher Mann, Auguſtin Baumgartner, Bayerns Abgeſandter, als Vertheidiger der Prieſterehe und des Abendmahls in beiderlei Geſtalt auf. Die Kirche, meine Herrn, hat ſeine Forderungen nicht bewilligt, aber ſie hat ihn nicht verdammt!"

Der kaum beſchwichtigte Sturm brach von neuem los. „Iſt das des alten La Torre Sohn, der Graf aus Piemont?" ſchrieen Mehrere. „Ein Philoſoph iſt unter uns! Der Abbé der Waldenſer mit der Philoſophie der rußigen Köhler und Savoyarden! — Mitten im Schooße der Kirche Ketzerei!" ſo ſcholl es von andern Seiten. Vergeblich trat der Cardinal in den Kreis der Tobenden: „Werthe Herren," eiferte er mit Wort und Hand, „wir halten hier kein Concil, ſind hier unter uns; ein hingeworfenes Wort ſei kein ernſter Zankapfel!" Der Aufſtand ſchien jedoch allgemein; Viele der Anweſenden zerſtreuten ſich eilig in die Gehege des Gartens.

Mich hatte unverſehens, wie ich allein ſtand, eine weiche, glühende Hand erfaßt, die mich aus dem Tumult unter der Pergola in einen ſicheren, dem Lärm entrückten Schattengang zog. Es war Carlotta. „Wo führt Ihr mich hin, Signora?" fragt' ich. Sie hielt an und ſtand mir gegenüber, Aug' in Auge, meine Hand heftig an ſich preſſend. Eine fieberhafte Bewegung hatte ſich des Mädchens bemächtigt, eine zitternde Haſt lief über ihr Antlitz, wie ſie jetzt meine Hand freigab und

mich mit der Angſt eines gequälten Herzens anſah. „Giuſeppe La Torre!“ ſagte ſie, „Ihr ſeid gefährdet, Eure Freiheit, Euer Leben ſteht auf dem Spiel. Man wird Euch vor Gericht ſtellen, über jedes Eurer Worte wird die Inquiſition Rechenſchaft fordern!“

„Ich werde auch dann“, war meine Entgegnung, „offen ſein und mich zu rechtfertigen wiſſen. Ich werde ihnen, was ich für Wahrheit halte, nicht ſchuldig bleiben, und bin begierig, wie weit ihr Witz und ihre Pfiffigkeit reicht, mich zu widerlegen.“

„Man wird Euch nicht widerlegen,“ flüſterte Carlotta, „man wird Euch Gewalt anthun!“

„Ich muß auch das erwarten,“ war meine Erwiederung. „Vielleicht wenn ſie morgen das Feſt der Beatification meines Weibes feiern, ergeht über mich zugleich, der ich ſie zum rechten Glauben bekehrt haben ſoll, in den Kerkern der Inquiſition ein Ketzergericht?“

„In Euren Empfindungen, in Euren Gedanken,“ ſagte Carlotta, „feiert die unterdrückte Wahrheit, die verſtoßene Natur ihren Triumph. Ein Held werdet Ihr daſtehen.“

„Ein Märtyrer wollt Ihr ſagen, Signora? Helden der Kirche können nur Märtyrer ſein. Aber dies Geſchlecht iſt zu feige, um Märtyrer zu machen, dies Jahrhundert erträgt keine Helden, die im Feuer ihren Glauben erhärten, es ſpinnt Ränke, es kämpft und ringt nicht. Sie werden es nicht wagen, die Schrecken des alten Fanatismus aufzubieten, ſie ſind nur noch die Schatten ihrer ſelber. An Drohungen wird es nicht

fehlen, wohl aber am Muth, der ſelbſt zur Grauſamkeit noch gehört. Man kann in dieſem thatenloſen Jahrhundert auch nicht mehr ſterben für eine heilige Ueberzeugung!"

„So ſoll man für ſie leben!" rief das Mädchen. „Ihr werdet als Sieger über Welt und Menſchen triumphiren, aber noch iſt die Zeit nicht gekommen!"

„Mich gelüſtet nicht nach Siegen!" ſagt' ich trüb und ſchwer, „der Preis meiner Kämpfe liegt bei den Todten. Wer will mir das Grab öffnen, mir die Geliebte wieder lebendig machen?"

„Aber die Todten ſind nicht todt für uns!" rief Carlotta. „Ihr Geiſt lebt in uns fort, der Geiſt der geſtorbenen Mormona hat noch zu fordern von Euch, hat keine Ruhe, bis ihre Sache als ein Recht der Menſchheit, als eine Forderung der Natur ſiegreich durchgedrungen ſein wird!"

„Ich will die Sache der todten Mormona führen!" ſagte ich und hob meine Hand zum Himmel. Carlotta ſtreckte, ſeltſam ergriffen, ihre Rechte ebenfalls in die Höhe, als wollte ſie den Schwur mir abnehmen, ihn mitſchwören. Sie lehnte ihr Haupt an meine Schulter, ihre ganze Geſtalt zitterte und drohte zuſammenzuſinken, ſo daß ich ſie halten und ſtützen mußte.

Erſt jetzt befiel mich der Sturm ihrer Aufregung mit der ganzen Gewalt einer dunkeln Furcht. Ich richtete ſie auf, ich ſtarrte ſie an. Ihr Auge flammte bald auf, bald fuhr ihr Blick ſcheu zu Boden. „Signora," ſagt' ich erſchrocken und befremdet, „Ihr wißt um meines Weibes Glauben? Und wollt

Mormona's Sache zu der Eurigen machen? Ihr, die Nichte eines Cardinals?"

„Ich bin es so wenig," rief das Mädchen in irrer Angst, „so wenig, als ich zu dieser Welt des Scheins und der Lüge gehöre. Ich verachte die Formen, hinter denen sich ein falscher Inhalt birgt. Ja, Signor, auch ein Weib kann als freies Wesen fühlen, auch eine schwache Frauenseele die Bande der Gewohnheit, die Ketten der Sklaverei zerbrechen. Ich gehöre einem Volke an, das jahrhundertelange Knechtschaft gezeichnet hat, einem Volke, in welchem sich die vornehme Christenheit in Spott und Schmach das Abbild ihrer eigenen Verlorenheit geschaffen hat. Ich will sie von mir streifen, die falschen Bande, die gegen Natur und Menschheit sind, abthun den Schimmer und den Glanz, den Hochmuth und die Lüge!"

Ich sah sie zögernd an, ungewiß, wie leicht ein gequältes Frauenherz die Grenze berührt, wo Schmerz Irrsinn wird. Plötzlich stürzte sie, wie ich schwieg, mir zu Füßen und umfaßte mein Knie; ich war unfähig ihr zu wehren, sie zu beruhigen. „Ich will Euch folgen!" rief sie, „Eure Sache, Eure Lehre soll die meinige sein. Erbarmt Euch meiner, rettet mich vor Schmach und Sünde!"

Ein Strom von Thränen entlud ihr gequältes Herz; sie zitterte so heftig, daß ich die Wankende mit beiden Händen fassen und halten mußte. — Die Dämmerung war während dessen eingebrochen; es war still um uns, nur der Abendwind flüsterte in den Oliven. Wie Stimmen und nahende Tritte im anstoßenden Laubgang hörbar wurden, schreckte sie auf, sah

mich mit der ganzen Gluth ihrer aufgeſtörten Lebensgeiſter verworren an und ſtürzte, einem geſcheuchten Reh gleich, in das Gebüſch, das ſie meinen Blicken entzog.

Nicht ſeine Nichte? dacht' ich ſtill für mich, vielleicht Tochter? Dann alſo doch immer nur unglücklich, keine ſchuldbewußte Sünderin? — Meine Gedanken verloren ſich in die Gräuel der Vergangenheiten, wo ein Alexander, ein Cäſar Borgia den Stuhl Petri, des Stellvertreters Chriſti auf Erden, mit allen Verbrechen menſchlicher Verworfenheit befleckten. — Matt und gebrochen ſchlich ich durch die Gänge des Gartens, die mich zum Ausgang führten.

Fünfzehntes Capitel.

Beatification und Flucht.

Der Klang der Glocken weckte mich am nächsten Morgen; der Tag der Beatification Mormona's war angebrochen, gegen Mittag die Stunde der Festlichkeit in Sanct Peter festgesetzt. — Nach Papst Benedict's Bulle wurde dort nicht blos jede Kanonisation, sondern auch die einfache Seligsprechung vollzogen. Von jener ist diese noch sehr verschieden; die Kanonisation erstreckt sich auf die gesammte Kirche, die Beatification hat nur örtliche Gültigkeit; Mormona wurde damit nur die Heilige von Santa Maria und La Torre. O sancta simplicitas! Mir war sie lebend eine Heilige gewesen! — Jeder Glockenschlag summte mir wehmüthig diesen Gedanken in meinem Herzen nach.

Im Profeßhause war schon früh geschäftige Regung, Alles suchte sein Feierkleid hervor, um dem großen Zuge sich anzuschließen. Ich für mein Theil hatte Dispens erhalten; man gestattete dem Gatten der neuen Kirchenheiligen die Freiheit,

ſich ſelbſt überlaſſen zu bleiben. Ungeſehen, unerkannt, unberückſichtigt, wollte ich in der Volksmenge Zeuge der feierlichen Handlung ſein. Ich hätte es nicht über mich vermocht, in dieſem Schauſpiel, und wenn es noch ſo heilig gemeint war, eine Rolle mitzuſpielen. Aber ich mußte es miterleben. Zugleich ſollte dies das Letzte ſein, was mich an Rom band. Meinem Vater hatte ich damit, wie ich hoffte, zur Sühnung des Hauſes genuggethan; ich ſelbſt konnte und wollte nicht länger der Kirche zum Opfer verfallen; die Erklärung meines Austritts aus dem Orden war bereits in den Händen des Generalvicars der Geſellſchaft.

Es war nicht möglich, Pirro zu bewegen, mich nach Sanct Peter zu begleiten. Der Verluſt Angioletta's hatte ihn ſtill und ſtumm gemacht; er hatte ſich ſogar der Speiſe enthalten und in einem Halbdämmer, der an Stumpfſinn gränzte, Tag und Nacht zugebracht. Wie ich ihm jetzt das Läuten der Glocken deutete, lachte er hell auf und drückte beide Fäuſte gegen die Stirn. „Die Todten ſpricht man ſelig," ſagte er, „und für die Lebenden hat man Verwünſchungen und Inquiſition, Meſſer und Gift!"

„Gift?" wiederholte ich; Meſſer bezog ich auf die Scene am Strande, bei der er ſeine Verwundung davongetragen; „Gift, Pirro, wer hat Gift für uns? Sprich Dich aus, Dein Grimm und Groll macht Dir Hirngeſpinnſte."

„Ach, ſie werden nicht ruhen," ſagte er, „bis ſie der todten Mutter auch noch den Knaben todt in die Arme legen!"

Er ſprach das ſo ruhig und tonlos hin, wie wenn einem

Nachtwandler das Traumbild, das ihn beſchlichen, im Gehirn ſitzen geblieben, ſo daß er es in den wachen Zuſtand mithinübernimmt. „Menſch!“ rief ich, ihn ſchüttelnd, „biſt Du wach oder wieder im Traum?“

Ich redete auf ihn ein, das heutige Feſt ſei von der Kirche gutgemeint; ich hatte ihm erzählt, wie liebevoll der heilige Vater von der Todten geſprochen und die Feier angeordnet, um meinem Vater ein Genüge zu thun.

„Wenn ich Eurem heiligen Vater nur einmal beichten könnte!“ fuhr Pirro auf, „ich wollt' ihm Dinge ſagen, daß ſich — Gott erbarmen ſollte! Aber Gott erbarmt ſich, ein Prieſter nicht!“

„Pirro! Was wollteſt Du ihm ſagen?“ rief ich und ergriff ihn mit beiden Händen. „Papſt Benedict iſt ein milder, freundlicher Greis, ſein weißes Haar würde Dir Ehrfurcht einflößen, auch wenn Du der Gläubige nicht biſt, um ihm die Füße zu küſſen.“

Pirro krampfte die Fäuſte zuſammen und preßte die Lippen übereinander. „Was wollteſt Du ihm beichten? Heraus mit der Sprache!“ rief ich.

Als ob er etwas Unheilvolles in ſeinem Innern ausbrütete, wich er mir aus und ſagte, ſich abwendend: „Nun ich würde ihm ſagen — frommer Vater, würd' ich ſagen, warum erſt todt und dann zu Gnaden aufgenommen? Warum ſoll man nicht bei lebendigem Leibe ſchon geduldet ſein? Angioletta denkt auch nicht beſſer!“

„Alle Welt hier fühlt gleich!“ ſagte ich, „es iſt dies das Gefühl, die Gewohnheit, die Sitte des Volkes!“

„Die Prieſter haben's dem armen Volk erſt eingeredet!“ meinte der Burſch.

„Die Prieſter ſind der Ausdruck deſſen, was das Volk vom Himmel erwartet! Du wirſt weder die Prieſter ändern, noch das Volk! Halte Dich ruhig, oder Du ſtürzeſt Dich und mich in's Verderben!“

„So wie ſo!“ murmelte Pirro, „ſie werden Dich, mich, den Knaben, uns Alle umbringen und dann unſere todten Knochen heilig ſprechen! Muß für Euch Römiſchgläubige nicht Alles erſt todt ſein, eh' Ihr es anerkennt?“

Ich ſah ihn zornig an, und doch trat mir eine Thräne in's Auge. Was der Naturburſche hier ausſprach, einfach hinwarf, war ja der tiefſte, ſchmerzlichſte Inhalt meines Lebens, die Frage: Warum, warum habt Ihr das Chriſtenthum zu einer Religion des Todes gemacht?

Ich rüttelte Pirro und bedeutete ihn, vernünftig zu ſein. „Sei nicht thöricht,“ fuhr ich ihn an, „wir ziehen heim in die Berge, wir wollen dem Knaben Saverio, dem Kinde Mormona's, leben, uns ihm widmen.“ — Es bedrückte mich, daß lange Zeit aus der Heimath jede Kunde ausgeblieben war.

„Wohin gedenkſt Du?“ fragte ich Pirro, als er ſich aufmachte, um das Zimmer zu verlaſſen.

„Jeder geht ſeinen Weg!“ brummte er vor ſich hin, „ſieh Du zu, wie ſie Dein Weib in den Himmel erheben; ich will

ſehen, was Angioletta macht. Ihre Brüder ſind beim Feſte, während ſie ſelbſt vielleicht das Haus hütet. Lebe wohl, Jeder geht ſeiner Liebſten nach, — Du Deiner todten, ich meiner noch lebendigen!“

Er ſchlenderte hinaus über den Corridor, die Treppe des Hauſes hinunter und über den Platz. Wie ich ihn ſo ruhig abziehen ſah, dachte ich nicht, daß der Kobold in ihm ſo gewaltſam zum Ausbruch kommen ſollte. —

Die fromme Schauluſt des Volkes drängte in dichten Haufen zum Sanct Peter. Der Strom der Menge tri b mich mit dahin. In einem Winkel der Kirche wollte ich das große Schauſpiel aufführen ſehen, unter deſſen Pracht und Glanz ich noch einmal mein Herz und meine Wünſche für das Leben zu Grabe tragen konnte. Draußen ſtand die Sonne hoch im Scheitel; innen im weiten Raum des Doms waren die Fenſter verhüllt, das zahlloſe Heer der Kerzen mußte mit ihrem magiſchen Schein das künſtliche Dunkel verſcheuchen. Ich hatte mich am Vorſprung eines Pfeilers hingekauert; der Armleuchter erhellte den Platz um mich her, während ich ſelbſt dicht unter ihm im Schatten blieb. In den Gallerien war die ſtolze Pracht der vornehmen Welt verſammelt; unten wogte ab und zu das Volk. Ich hatte den Aufruhr meiner Seele beſchwichtigt; ich wollte das Feſt als eine letzte Buße nehmen, als eine Probe meiner Selbſtbeherrſchung. Als aber die Orgel in Begleitung ſchmetternder Poſaunen ein hohes Siegeslied begann, mußt' ich mit Gewalt beide Hände gegen mein Herz drücken; ich allein unter all' den Tauſenden war der Leidtragende und Niemand

wußte, wie verlaſſen und verloren ich mich mitten im Schooß der Chriſtenheit fühlte.

Ein neues Gewühl entſtand in der Menge. Der feſtliche Zug war auf dem Platze angelangt und bewegte ſich jetzt durch das Hauptportal in's innere Schiff der Kirche. Der Säulenſchaft, an dem ich Fuß gefaßt, ließ mich die Scene überblicken. An die Nobelgarde, die in rother Gala mit Hellebarden, geflammten Schwertern und Harniſchen den Zug eröffnete, reihten ſich Abtheilungen aller Orden und Brüderſchaften. Der heilige Vater erſchien auf dem Tragſeſſel im Purpurgewand, mit dem weißen Pluviale auf der Bruſt, der goldnen Mithra auf dem Haupt. Vater Benedict ſah heiter und wohlgefällig auf die ſtürmiſche Menge, der er eine neue Heilige beſcheerte. Der gute Alte, deſſen haushälteriſche Sparſamkeit manchen Luxus der Kirche eingeſchränkt, wollte ſeinen Kindern doch einmal wieder ein Feſt geben; und ſeine Gelehrſamkeit hatte das Ceremoniel bei der Seligſprechung ſinnreich geordnet. So war denn dem Volke, das „Circenſes" verlangt, auch wenn es „Panem" nicht hat, ein Genüge geſchehen. Die Kämmerlinge wedelten mit den Fächern von Straußfedern, die Prälaten und Referendarien der Curie trugen die Stangen des Baldachins, die Schweizergarde ſchloß den Kreis hinter dem Tragſeſſel des Statthalters Chriſti.

Du biſt Petrus! erſcholl jetzt der Geſang vom Chor, als der Papſt am Presbyterium hielt. Das Volk, auch die Menge draußen, welche die Hallen nicht mehr faßten, ſtimmte in den Lobgeſang ein; es war jetzt, wo man ihm ein Schauſpiel gab,

von der Unfehlbarkeit des guten Alten wieder ganz überzeugt. Am Altare nahm der Papſt die Mithra ab und ſprach ein Gebet; dann hob man ihn auf ſeinen Thronſeſſel. Die Cardinäle nahten zum Handkuß, die Biſchöfe und Aebte küßten ihm die Kniee, die Pönitentiarien der Baſilika den Fuß. Dann ſtimmte der heilige Vater das: Veni, creator spiritus! an. Ein Gebet: Komm zu uns, heiliger Geiſt! thut freilich der Welt tagtäglich noth. Der braune Profeſſor, Pater Giovanantonio Lorenzo Ganganelli, feierlich geſchmückt, trat jetzt als Procurator der waldenſiſchen Maria langſamen Schrittes aus dem Kreiſe der Prälaten und erzählte dem verſammelten, andächtig lauſchenden Volke das Leben der Auserwählten; er rühmte ihren Wandel hienieden, ſprach ſogar von ihrem Verdienſt um die Kirche Gottes, da ſie an einem Gichtbrüchigen Heilkraft geübt, und trug die Bitte vor, ſie ſelig zu ſprechen. Altem Brauche gemäß ließ ſich auch ein Advocatus Diaboli, wie das Volk ihn nennt, vernehmen, ein Widerſacher alles Deſſen, was heilig und gottgefällig iſt. Mormona's Widerſacher hätte ſagen können, ihre Bekehrung ſei aus Liebe zu einem irdiſchen Mann, nicht um Gottes und des Himmels willen geſchehen. Ein Dominicaner hätte ihr ketzeriſch Gelüſt nach dem Kelche des Herrn, ihren Abfall in der letzten Stunde ihres Lebens verdammt. Papſt Benedict's Mantel der chriſtlichen Liebe war menſchlich weit und liebevoll warm. Er gewährte die Bitte des Procurators der waldenſiſchen Maria, er ſprach mit feſter, lauter, freudiger Stimme die Zuverſicht aus, die Wahl der neuen Heiligen werde Gott wohlgefällig ſein.

Alles lag jetzt auf den Knieen, während der heilige Vater den Lobgesang anstimmte. Dann schmetterten die Posaunen vom Chor, die Glocken läuteten, das Volk erhob sich, es wußte jetzt, daß es im Himmel eine Heilige, eine Fürbitterin mehr habe.

Der Papst war wieder auf den Tragsessel gehoben; er breitete, während der Zug sich von neuem in Bewegung setzte, links und rechts seine Hände zum Segen über die Menge aus, die zu beiden Seiten, so weit es die Schweizer gestatteten, zu ihm heranwogte. Plötzlich stockt der Zug. Dicht am Ausgange des Presbyteriums gestaltet sich unter Hin- und Herdrängenden ein wilder Knäuel. Eine kurze, stämmige Gestalt springt unter den Hellebarden hindurch in den Kreis der Wedelträger und ergreift mit kecker Hand das Gewand des heiligen Vaters. Der Tragsessel schwankt; die stürmische Hast, mit der man dem Eindringling wehrt, verursacht nur noch größere Verwirrung. Papst Benedict glaubt nicht anders, als daß ein besonders Hülfsbedürftiger so eifrig seinen Segen verlange. Er läßt halten; eine plötzliche Stille herrscht rings im Kreise. Der verwegene Mensch, nicht zufrieden mit dem Segen, den der heilige Vater ihm giebt, winkt ihm zu, ihm sein Ohr zu leihen. Der Papst neigt sich gnädig herab. Da raunt ihm Jener mit wilder Gebährde höhnische Worte zu. Der Papst fährt zurück und winkt den Beamten. Sie ergreifen den Frechen, und wie er sich wehrt, strecken sie ihn hinterrücks zu Boden. Der gellende Schrei, mit dem er niedersinkt, durchschneidet wie ein lachender Spott die feierliche Stille.

Das Alles war das Werk weniger Minuten. Meine Pulse ſtockten; der verwegene Menſch war Niemand anders als Pirro. Nur einen einzigen Blick hatte ich auf ihn werfen können; jetzt verſchlang ihn das Gewühl der Menge, die wie eine empörte Woge über ihn zuſammenſchlug. Die bewaffneten Diener ſchleppten den Frevler nach der Seitenhalle und durch eine Nebenthür hinaus, während der Zug ſich wieder geordnet hatte und ſeinen ungeſtörten Fortgang nahm. Eh' ich mich hindurcharbeitete und den Ausgang gewann, war Pirro längſt beſeitigt; ich erfuhr nichts, als daß ihn die Wache in das nächſte Kloſter abgeführt. „Der Menſch muß der Galeere entſprungen ſein!" ſagte ein Officier der Schweizer. — „Oder dem Irrenhauſe!" meinte ein Anderer. Die Trommeln wirbelten, die Kanonen von Sant Angelo donnerten, Erde und Himmel waren in Aufruhr. Ein einzelnes Menſchenleben ließ ſich in dem heiligen Tumult leicht unterdrücken.

Das Kloſter der Barmherzigen Brüder diente zugleich den Sbirren und Polizeiſoldaten zum Wachhauſe. Jeder Feſttag in Rom macht es nöthig, daß man die Straßen ſäubert, durch welche ein feierlicher Zug ſeinen Weg nimmt. Bettler, Kranke und müßiges Geſindel laufen ſonſt in ſolcher Menge zuſammen, daß ſie die Proceſſionen ſtören. Haufenweis bringt man ſie bei den Barmherzigen Brüdern unter und füttert ſie dort, bis der Feſttag vorüber iſt. Was Wunder! daß ſich das hungrige Volk freiwillig einſtellt, um über Nacht verpflegt zu werden.

Vor der Pforte lagerte noch ein Schwarm zerlumpten Geſindels, welches zu bedauern ſchien, daß die Wache nicht Luſt

bezeigte, neue Verhaftungen zu machen. Ich klopfte wiederholt, um Einlaß zu begehren. „Ei, Signor," rief ein Bube aus dem Haufen, „man hat ſchon genug Spitzbuben, das Haus iſt voll!" — „Ja," ſagte ein mürriſcher Graukopf, „jetzt iſt ſogar der Carneval ſehr arm an Luſtbarkeiten, es geht halt geizig her im jetzigen Regiment. Ehedem ließ man die Juden in Säcken tanzen und hing beim Pferderennen den Thieren brennende Lunten an den Schweif, um rechtgläubige Chriſten zu ergötzen. Heutzutage ſind ſelbſt die Barmherzigen Brüder ſehr ſparſam, und man muß ſchon, wie der waldenſiſche Teufel, einen abſonderlich ſchlechten Streich begehen, um eingeſteckt zu werden!"

In dem Augenblick öffnete ſich das Schubfenſter in der Pforte und das greiſe Haupt eines frommen Bruders wurde ſichtbar. „Laßt ab vom Hauſe des Herrn!" rief er zürnend, „es wird Niemand mehr aufgenommen — die Suppe iſt alle!"

„Frommer Vater," flüſterte ich, „wo iſt der Unglückliche, den die Schweizer vom Sanct Peter brachten?"

Der Alte bekreuzte ſich. „Was geſchieht mit ihm?" fragte ich. „Er wußte nicht, was er that, ſein Sinn iſt geſtört!"

„Mag wohl ſein, Signor!" entgegnete der Barmherzige, „er hat Gott geläſtert, die Heiligen verhöhnt, den heiligen Vater beſchimpft."

„Wahnſinn und Tollheit ſprach aus ihm!" rief ich.

„Das heilige Amt wird den böſen Geiſt ſchon in ihm erkennen und bannen!" hieß es, während das Fenſter ſich ſchloß.

Ich eilte nach dem Profeßhauſe, in meine Wohnung. Das

Collegium war noch wie ausgestorben; Niemand war vom Feste zurück, nur die Kranken und die Wächter, die nicht theilgenommen hatten, waren zugegen. Der Pförtner sagte, ein Bote in der Haustracht der Beamten des Cardinals Rezzonico habe wiederholt nach mir gefragt, ein Schreiben in der Hand, das er jedoch wieder mit sich genommen. Auch mein Diener war nicht daheim.

Ohne zu wissen weshalb, raffte ich in meiner Wohnung Geld und Papiere, das mir Nöthigste, zusammen, steckte es zu mir und ging nach dem Palast des Cardinals. Die Möglichkeit, wie Pirro durch eine mächtige Fürsprache am nächsten Morgen mit dem Rudel Vagabunden heimlich entlassen werden könne, wollte mir nicht mehr einleuchten, nachdem man ihn erkannt, das Volk ihn als Waldenser bezeichnet; dennoch mußte Alles versucht werden, ihn frei zu machen.

Der Cardinal war von der Kirche gleich auf die Villa gefahren; Niemand im Palaste wußte von einer Botschaft an mich. Es dunkelte bereits, als ich vor dem Kloster der Barmherzigen Brüder abermals stand. Der Platz war leer; eine einzelne Gestalt schlich im Schatten der Häuser auf und ab. Wie ich auf die Pforte zuschritt, hörte ich meinen Namen flüstern; ein Diener des Cardinals steckte mir hastig ein Schreiben zu, während er in den Schatten zurücktrat. Ich hieß ihn warten und las; die kleine Lampe an der Pforte war eben hell genug, mit Mühe zu entziffern: „Ihr seid gefährdet, Graf Giuseppe, das heilige Amt tritt zusammen, um über Euch Gericht zu halten!“ Die Züge der Hand waren weibliche. Wie ich den

ſcheuen Diener ſchärfer muſtere, ſeine Hand ergreife, unter der breiten Krämpe des Hutes in ſein Geſicht blicke: ſteht Carlotta vor mir. „Signora, Ihr ſelbſt?“ rief ich erſchreckt. — „Ihr liebt die Maskeraden nicht, Signor Giuſeppe!“ ſagte ſie halb ſchüchtern, halb in dem Ton des Vorwurfs. — „Um Gott, Donna, Ihr habt es gewagt!“ war der Ausdruck meiner Verlegenheit. Carlotta's Zeilen waren das Ergebniß des geſtrigen Tages und deſſen, was ſie vom Cardinal vernommen. Einem Boten hatte ſie die warnenden Zeilen nicht anvertrauen, ſie noch weniger im Collegium mir hinterlaſſen mögen, ob ſie ſchon mit dem Wappen des Cardinals geſiegelt waren. In der Livree des Hauſes war ſie meiner Spur nachgegangen, hatte ſie erreicht, als es dunkelte. Ich drückte ihre Hand an meine Bruſt; ich fühlte die erhobenen Schläge ihres Buſens. „Jetzt ſeid Ihr doppelt gefährdet,“ ſagte ſie raſch und drängend. „Man wird Pirro verhören, ihn zu Geſtändniſſen wider Euch zwingen, ſeine Sache mit der Eurigen vermiſchen. Der Orden ſchützt Euch nicht zum zweiten Male. Ihr müßt fliehen, noch heute Nacht. Eilt nach Civitavecchia, dort liegt ein Schiff nach Genua ſegelfertig!“

„Nicht ohne Pirro!“ ſagte ich feſt und ſicher.

„Es iſt Mormona's Bruder!“ flüſterte ſie, rang nach Entſchlüſſen, ſchwieg und ſann. „Ich bin bereit, laßt mich handeln!“ ſagte ſie plötzlich, wie ein Held, mit der Energie ihrer entſchloſſenen Seele; „der Ring, mit dem ich den Brief an Euch geſiegelt, muß mir Eintritt verſchaffen; Ihr ſeid verloren, wird er nicht frei!“

Sie wies mich ſtürmiſch zurück, ſchlug ungeſtüm an die Pforte und rief, als das Schubfenſter ſich öffnete:

„Im Namen Sr. Eminenz des Cardinals der Propaganda! Hier ſein Siegelring, ich habe eine Botſchaft, welche eilt!“

Der Ring blitzte im Schein der kleinen Leuchte in der Hand des Bruder Schließers; dann öffnete ſich die Pforte, Carlotta trat ein und der Riegel fuhr hinter ihr zurück. —

Es mochte faſt eine Stunde verſtrichen ſein, mir däuchte es eine halbe Nacht, als die Pforte ſich wieder auftbat und im Schein der Leuchte Carlotta in der Haustracht des Cardinals wieder herauszutreten ſchien. Ich ſtürzte herbei; aber die Geſtalt floh, ſie ſprang in weiten Sätzen, wie ein geſcheuchtes Wild vor mir her, bis ſie athemlos zuſammenſank. Ich ſchlug den Mantel, den Filzhut zurück; es war Pirro, den ich mit beiden Armen umſchloß, bis er von der jähen Haſt ſich beſann und mich erkannte. Carlotta war mit dem Wärter zu ihm in's Gemach getreten, hatte denſelben zu entfernen gewußt und die Kleider mit Pirro getauſcht. Es war leicht geweſen, ihn willig zu machen. Sie unterwies ihn, wie er ſich zu verhalten habe, ahmte, wie der Wächter eintrat, ſeine Gebährden nach und warf ſich mit Verwünſchungen auf den Boden, während Pirro in ihrer Tracht entlaſſen wurde.

„Unglücklicher! Was haſt Du in Sanct Peter gethan, verbrochen?“ beſtürmte ich Pirro.

„Verbrochen?“ wiederholte er und ſah mich trotzig an. „Ihr wißt ja, daß ich dem heiligen Vater längſt ſchon gern beichten wollte!“

„Du haſt ihn verhöhnt, beſchimpft!“ ſagte ich.

„Beſchimpft? Heißt die Wahrheit ſagen beſchimpfen?“ erwiederte Pirro ganz feſt und ſicher. „Ich hab' ihm geſagt, ich ſei Pirro, der Ketzer, und glaube Recht zu haben, wenn ich kein Römiſchgläubiger werde. Mormona, meine Schweſter, habe auch den Weihrauch nicht riechen können und all' das Gehabe mit den heiligen Knochen und all' der Verweſung. Auch ſei es nicht wahr, daß ſie römiſchgläubig geſtorben, ſie ſei als Ketzerin geſtorben, obſchon jenſeits im Schooße der Engel geborgen!“

„Mich und Dich wirſt Du in's Verderben ſtürzen!“ ſagt' ich. „Zum Strande gingſt Du; was hatteſt Du in Sanct Peter zu ſuchen?“

Er erzählte in abgebrochenen Sätzen, wie Angioletta, die er in der Fiſcherhütte traf, ihn verſchmäht und verwünſcht, trotz ſeiner Liebesſchwüre. Da mochte es ihn wie Raſerei erfaßt haben, und er war, dem Strome der Menge folgend, nach Sanct Peter gerathen. Erſt in der Halle ſelbſt ſei ihm ſein Unglück wieder zu Kopf geſtiegen, und es habe in ihm laut nach Rache geſchrieen, daß ſie eine Ketzerin ſacrificirten und er, ihr Bruder, Ketzer wie ſie, verflucht ſein ſolle. Da, wie der heilige Vater Glück und Segen ſpendend ſich zu Allen geneigt, habe er den Angriff gewagt und ihm in's Ohr geraunt, was Wahrheit ſei und was die lügneriſche Welt für Hohn genommen und Verbrechen ſchalt. —

Der nächſte Vetturin am Thor hatte uns aufgenommen und führte uns nach Civitavecchia.

Sechszehntes Capitel.

Traum und Liebe; Irrsinn und Schmerz.

Der Seeweg war nach langer Zeit wieder offen, aber der Genueſe, der uns an Bord nahm, mußte auf Depeſchen an die Republik warten, nachdem ich mit Pirro in einer beſonderen Cajüte ſicher untergebracht war. Wir lagen noch den ganzen Tag im Hafen, es dunkelte bereits und es wurde noch immer nicht gelichtet. Aber ſchon der Anblick des Meeres, das Thun und Treiben am Hafenplatz that mir wohl; ich athmete unter dem Volke geſund und frei, mir war als hätt' ich, von Rom fort, die Katakomben eines Grabgefängniſſes hinter mir.

Es mochte Mitternacht ſein, Pirro war in der Koje feſt eingeſchlafen, als ich auf's Deck ſtieg. Nach ſo langer Störung der Schifffahrt bei dem Kriege auf Corſica, war die Zahl der Paſſagiere wie die Menge der Güter gleich groß. Kaufleute vieler Nationen, Armenier, Griechen und Juden tummelten ſich zwiſchen ihren Waarenballen. Man lief vom Strande noch immer ab und zu; der neuen Ankömmlinge war noch immer

kein Ende. Hier und da fanden ſich Gruppen zuſammen; der Gegenſtand des Geſprächs, wo es allgemein wurde, war Corſica. An die Ereigniſſe auf der Inſel knüpften die Händler ihre Hoffnungen. Einige von den Soldaten, die als Bedeckung den Schnellſegler begleiten ſollten, hatten früher gegen den König Theodor gefochten, jenen abenteuerlichen deutſchen Baron, der jetzt in Europa von Hof zu Hof betteln ging. Ein alter, ergrauter Kriegsmann, den ſein Stelzfuß dienſtunfähig gemacht, obſchon er noch die Uniform der Republik Genua trug, führte das große Wort vor den Jüngeren, die ſich um ihn gelagert. Er ſaß auf einem Waarenballen und blies den Rauch ſeiner Cigarre gemächlich von ſich, während er mit der Fauſt zur Bekräftigung ſeiner Worte durch die Luft hieb. Die Laterne, die über ihm am Fockmaſt hing, beleuchtete von Zeit zu Zeit ſein wetterbraunes Angeſicht. Er erzählte von Pasquale Paoli, der die Corſen wieder unter ihr altes nationales Panier zuſammengerufen. Der Alte hatte als Genueſe gegen den corſiſchen Helden gefochten und ließ ſeinem Feinde doch eine Gerechtigkeit widerfahren, welche die Kirche Gottes in ihrem Streit gegen ihre Widerſacher nicht immer offenbart. Ein blutiger Vernichtungskampf, wo Fauſt ſich gegen Fauſt waffnet, läßt die Menſchen immer noch menſchlicher ſein, als wo es gilt dem Andern das Heil der Seele, ſeinen Glauben und ſeinen Himmel im Lande Jenſeits ſtreitig zu machen.

„Franzoſen und Engländer“, ſagte der Soldat, „haben ſich ſo lange um Corſica geſtritten, daß kein Menſch mehr wußte,

um was es ſich handelte. Corſica wollte ſich von der Republik frei machen; es hatte es blos mit dieſer zu thun. Da kamen die beiden großen Handelsmänner aus dem Norden und machten ein Geldgeſchäft daraus. Allerlei Gauner miſchten ſich in die Sache und der Corſe wußte nicht mehr, wem er ſein Blut verkaufte. Paoli, Sohn eines genueſiſchen Generals, aber ein Corſe von Geburt, hatte endlich den verworrenen Handel geſchlichtet. Kinder! ſagte er zu ſeinen Landsleuten, ein Volk kann nur für ſich ſelber kämpfen! Der Mohrenkopf iſt Euer Panier; unter dem müßt Ihr ſiegen oder ſterben. Franzoſen und Engländer können Euch nur verkaufen. Genua hat Euch regiert, und wenn Ihr frei ſein wollt, ſo zeigt der Welt erſt, daß Ihr der Freiheit werth ſeid! Pasquale Paoli hat Banditen in ehrliche Soldaten verwandelt. Selbſt die Blutrache ſchwören die Corſen jetzt ab und gewöhnen ſich an Zucht und Ordnung. Er hat Schulen geſtiftet und ſelbſt gelehrte Juden zu ſich berufen. Die Juden ſind erſt unter dem Fluch der Chriſtenheit ſchlecht geworden, wie Corſica unter dem Druck der genueſiſchen Knechtſchaft. Gott und alle Heiligen ſollen mich ſtrafen, wenn ich es je vergeſſe, wie der kleine Rabbi Laſſe mich gepflegt und mir Gutes gethan hat, als ich bei den Corſen in Gefangenſchaft ſchwer darniederlag. Ja, ſeht ihn Euch nur an, da ſitzt er auf dem Strohſack und lächelt und will es nicht Wort haben, daß er mich an Leib und Seele gerettet!“

Aller Augen waren auf die kleine Geſtalt eines Mannes in orientaliſchem Gewande gerichtet, der ſo eben ſeinen Platz verließ, um ſich den Lobpreiſungen des Soldaten zu entziehen.

Meine Blicke konnten ihn kaum noch erreichen, wie er ſtill und ſcheu in den unteren Raum hinabſtieg.

„Iſt er Arzt?“ fragte ich den Soldaten.

„Alles iſt er, was Ihr wollt,“ ſagte Dieſer, „ein Mann, der Gott ehrt, die Natur kennt und die Menſchen liebt. Wenn man ihn mit unſern Heiligen in die Wagſchaale legt: er wiegt ihrer ein Dutzend auf. Hat ſeine Weisheit aus dem Orient mitgebracht, kein abendländiſcher Chriſt thut es ihm an Gelehrſamkeit gleich. Dem können ſelbſt die hohen Herren der Kirche nichts anhaben, denn er legt die Hand auf ſie und heilt ihre Gebrechen. Paoli hat ihn zum Vorſteher einer hohen Schule machen wollen, aber es duldet den Mann nirgends lange, er iſt wie ein wandernder Apoſtel. In Rom hat ihn der heilige Vater über ſein Zipperlein um Rath befragt und nach Genua hat ihn jetzt der Doge berufen. Die hohen Herren verſchreiben ihn ſich wie einen Wundermann, und er geht unter Fürſten und Biſchöfen von Hand zu Hand. Nun, ich glaub's ſchon, daß dieſer Jude Wunder thut trotz einem Heiligen. Die chriſtliche Weisheit und die chriſtliche Liebe könnten bei ihm in die Schule gehen!“

Auf der andern Seite des Schiffs zwiſchen Theertonnen und allerlei Geräth ſaß und hing eine ſtiller und ſcheuer plaudernde Gruppe. „Habt Ihr ſchon gehört,“ flüſterte der Eine dem Andern zu, „was im Sanct Peter zu Rom geſtern geſchehen? Bei hellem lichten Tage mitten im Feſtzuge, von Trabanten umgeben, iſt der heilige Vater meuchlings überfallen, aber — pſt! verſteht mich recht! nicht mit Stilett und

Meſſer, ſondern mit Schimpf- und Schmachworten. Es ſoll ein Teufel von Waldenſer geweſen ſein; die Barmherzigen haben ihn dem Ketzergericht überliefert.“

„Nicht doch!“ entgegnete ein Anderer, der es beſſer wußte, „der wilde Teufel iſt entwiſcht, oder der Waldenſer hat ſich in ein Frauenzimmer verwandelt.“

„In des Teufels Großmutter vielleicht? Oder in ſonſt ein altes Mütterchen?“ meinte ein Dritter, „wo er ſelbſt nicht hin will, da ſchickt er ein altes Weib!“

„In ein ganz junges Blut hat ſich der Böſe verwandelt!“ eiferte ein Spottvogel, „man ſagt, es ſei eine Cardinalsnichte oder ſonſt etwas vom Palaſt Rezzonico; ſie habe mit dem armen Waldenſer eine Liebſchaft gehabt und wolle ſich nun für ihn ketzerrichtern laſſen.“

„Was Liebe nicht kann!“ meinte ein Alter, „Eins opfert ſich für's Andere; das heilige Amt ſollte ein Einſehen haben. Der arme Kobold aus den Bergen ſoll ohnedies toll im Kopfe ſein.“

„Dann war's nicht barmherzig von den Barmherzigen, ihn der Inquiſition zu übergeben!“ ſagte der alte genueſiſche Soldat, der inzwiſchen hinzugetreten war, „toll im Gehirn? Alſo krank, dann gehört er in's Lazareth, und die Barmherzigen thäten beſſer ihn zu pflegen, als ihn auf Tod und Leben zu inquiriren. Da hättet Ihr in Ajaccio ſehen ſollen, wie mein Jude die Irren curirte! Höchſt menſchlich, ohne Feuer und Zangen, rein mit Mondſchein und Handauflegen.“

Ich hatte mich ſtill gehalten und dachte nur, welchen Gefahren und welchem Spott Carlotta preisgegeben ſein konnte.

Wie ich das Deck verlaſſen wollte, hatte ſich ein Knäuel Menſchen um die Treppenöffnung, die in den inneren Raum des Schiffes führte, zuſammengeſchlungen, der ſich jetzt eben ſo ſchnell entwirrte und vor einer Erſcheinung, die von unten in die Höhe ſtieg, zurückwich. Es war Pirro, traumwandelnd. Vom Mondlicht gelockt, hatte er die Koje verlaſſen und ſuchte mit offenen Augen ſchlafend das Freie. Kerzengerade, ſtarr und ſteif und doch wie geflügelten Leibes, ſtand er bereits auf dem oberſten Waarenballen, winkte Allen, die ihm wehren wollten, ſchwang ſich über alle Hinderniſſe hinweg und ſtieg die Strickleiter hinan, dem Maſtkorb zu. Ich war herbeigeeilt; jeder Verſuch, ihn zu hindern, hätte Gefahr gebracht; der Matroſe, der ihm nachkletterte, konnte nichts als die Sicherheit bewundern, mit der er, das Antlitz zum Monde gerichtet, Hand und Fuß feſt und leicht bewegte. Eine lautloſe Stille lag plötzlich rings auf dem Deck. Und der Traumwandlende ſchien es zu fühlen, daß man ihn beobachtete; er ſtreckte die Hand nach uns aus und ſprach einige Worte, die jedoch vom Lärm der Brandung und dem Rufen am Strande übertönt wurden. Dann ſtieg er ebenſo behende und vorſichtig herab. Ich bedeutete die Leute, den Armen ruhig gewähren zu laſſen. Er ſtand jetzt auf dem Bugſpriet; ich war dicht unter ihn getreten, jede Bewegung, die er machte, verfolgend. „Hört, hört!“ rief er laut mit weinerlicher Stimme, „Allen ſoll vergeben werden, nur den Lügnern nicht! Selig ſollen Alle ſein, nur Die nicht, die Seelen kaufen! Ein Prediger in der Wüſte bin ich gekommen, Euch von oben die Wahrheit herunter-

zuholen; denn bevor die Steine predigen werden, müssen die Dummen reden, da die Klugen dieser Welt verstockt sind. Fluch Denen, die die Wahrheit nicht hören wollen! Wehe auch Dir, armer Giuseppe, der Du die Wahrheit hörst und sie doch verfälschest. Sie haben Dir Dein Weib geraubt und rauben Dir den Sohn. Fälscher, Täuscher, Lügner zur größern Ehre Gottes!"

„Hör' auf, Unglückseliger!" rief ich überwältigt und meiner nicht mehr mächtig. Mit einem gellenden Schrei erstarb plötzlich seine Stimme; die Traumkraft, die ihn gehoben, schien nachzulassen, und er glitt schlaff zwischen den Tauen herab auf's Deck. Wie seine Füße hart aufstießen, wachte er vollends auf, stürzte zurück, raffte sich in die Höhe, starrte die Umstehenden an und schrie mit dem Ausruf eines wilden Thieres: „Verrath, Verrath, die Schergen des heiligen Amtes!"

Ich hatte mich auf ihn geworfen, rief ihm seinen Namen jetzt in's Ohr, um ihn völlig zu wecken. Er schleuderte mich mit Riesenkraft von sich, stürzte jedoch selbst rücklings nieder und schlug mit Händen und Füßen um sich, während seine Augen wilde Flammen, seine Lippen weißen Schaum sprühten. „Er hat das böse Wesen!" flüsterte die Menge und sprang auseinander, während ich mit ihm ringend am Boden lag. „Ruft den weisen Doctor, holt den Rabbi herbei!" rief der alte Soldat. Einige herzhafte Seeleute banden dem Armen Hände und Füße, um ihn vor sich selbst zu schützen.

Wie ich, von der Anstrengung erschöpft, mich vom Boden erhob, stand der kleine Rabbi schon unter uns, kniete zu dem

Unglücklichen nieder, breitete seine Hände über ihn und bestrich ihm mit einem stählernen Stäbchen Stirn, Brust und Leib.

„Ruhig, ruhig, verstörter Geist!“ sagte der Alte, legte dem vor ihm Liegenden beide Hände auf die Magenhöhle und bändigte die Tobsucht des Unglücklichen, wie man wilde Thiere zähmt, mit festem, scharf durchdringendem Blick, Aug' in Auge. Er flüsterte dann still für sich ein Gebet, warf das Obergewand ab und arbeitete mit beiden Händen strichweise auf den Körper des Armen ein. Dieser versank alsbald in tiefen ruhigen Schlaf. „Nun in die Cajüte!“ sagte der Rabbi und machte die nöthige Anordnung. Ich folgte, ihm dankbar die Hand drückend. Unten blieb er noch bei dem Schläfer, ihn emsig beobachtend, und wiederholte das Streichen mit den Händen.

„Er hat Furcht vor dem heiligen Amt!“ sagte der Rabbi, wie er Miene machte uns zu verlassen. Ich sah ihn erschreckt an. „Nur ruhig!“ sagte der Alte, „haltet ihn hier im untern Raum! Mit einem Tollen hat alle Welt Erbarmen, weniger mit einem Ketzer! Doch es wird nicht so arg sein, denk' ich, weder mit dem Einen, noch mit dem Andern.“

„Ihr wißt —“ fragte ich erstaunt.

„Kann's mir denken, komme von Rom!“ erwiederte Rabbi Lasse.

„Ihr erfuhrt,“ fragt' ich wieder, „woher? von wem?“

„Bitte!“ sagte der Rabbi ablehnend, „ein Jude darf Vieles wissen, nur nicht woher! Nur ruhig,“ fuhr er fort, zu Pirro geneigt, „jetzt wird er schlafen, bis ich ihn wecke; ich denke, ich hab' ihn sicher in der Gewalt!“

Der Mann hatte so viel Geheimnißvolles, daß ich nicht wieder mit Fragen in ihn zu dringen wagte. Der Blick seines freundlich milden Auges leuchtete mir noch, als er die Thür der Cajüte hinter sich zog und leise die Stiege betrat.

Ich saß und sann nach über die seltsame Heilmethode des Mannes, noch mehr über seine Kunde von uns aus Rom.

Pirro lag still und athemlos, der magnetische Schlaf hielt Leib und Seele gefangen. In dem Augenblick wurden die Anker gelichtet; wir stießen ab vom Lande; ein Halloh jubelnder Stimmen gab uns das Geleit. Kurz vor Abgang waren noch allerlei Nachzügler an Bord genommen, auf dem Decke tobte und schwirrte es noch durcheinander; einige Kanonenschläge am Bord und drüben, dann das Läuten der Glocke und endlich Stille.

Die schaukelnde Bewegung wiegte mich langsam ein. Durch das kleine Fenster warf die Laterne vom Deck ihren schwankenden Schimmer herunter; vor meinen dämmernden Blicken liefen die Gestalten meines Lebens wirr durcheinander. Ich gedachte des Knaben Saverio. Des Hausmeisters Nachrichten über ihn waren die besten; der Mann hatte mir bis zur letzten Woche regelmäßig Kunde gegeben; andere als diese hatte ich freilich nicht; mein Vater war für mich verstummt. Wie ich zurücksank, tauchte wie fast immer, wenn ich den Uebergang zum Schlafe suche, Mormona's Gestalt vor mir auf, diesmal thränenfeucht und vergeblich bemüht, mir freundlich zuzulächeln.

Hat es Dich aufgestört in Deinem himmlischen Schlafe,

armer Geiſt? dacht' ich ſtill für mich, aufgeſtört, daß man Dich ſelig geſprochen, und zürneſt Du deshalb? — Ich ſchlief endlich ein; das Auge der Geliebten leuchtete mir weiter im unſichern Lande bunter Träume. Es war mir ſogar, als dränge ſich ihre Geſtalt lebendig an meine Seite, als wehte mir vom Lande Jenſeits der Hauch ihres Mundes entgegen. Und dieſer klopfende Buſen war mehr als Traum; mit ſo heißem Athem der Lippen küſſen Geiſter nicht! „Mormona!" rief ich mit der ganzen Sehnſucht meiner Seele. Ein lauter Schrei war die Antwort auf meinen Ruf. Erſchreckt fuhr ich in die Höhe. Es war völlig Nacht um mich her; die Lampe über mir war ausgelöſcht. Nur mit Mühe beſann ich mich, wo ich war; erſt eine Wendung des Schiffes brachte mich zum völligen Bewußtſein. Auch du ein Träumer! dacht' ich. — Aber das war kein Traum, das war Wirklichkeit geweſen! Der Duft einer lebendigen Geſtalt hatte mich angeweht, mir war, als müßt' ich den Leib noch faſſen können, deſſen warmes Leben ſich aus meinen Armen wand. Ich war aufgeſprungen und taſtete in dem ungewiſſen Dunkel umher. Ich lauſchte; ich glaubte ein raſchelndes Gewand zu hören. Ich rief nach Licht, ich rief Pirro bei Namen. Der Schläfer rührte ſich nicht; aber die Thür der Cajüte war in Bewegung, der leiſe Schritt eines flüchtigen Fußes wurde auf den untern Stufen der kleinen Treppe hörbar. Wie ich darauf hinſtürze, umfaſſe ich die zitternde, ſich ſträubende Geſtalt, die mit einem unterdrückten Schrei zu Boden ſinkt und, mit beiden Armen meine Knie umſchlingend, meine weitere Bewegung hemmt. Ueber uns auf dem Deck

ließen ſich die ſchweren Tritte eines Kommenden vernehmen; es war der Matroſe, der am hintern Maſt die Laterne wieder anzündete. Ein Weib, voller Angſt vor Entdeckung, kauerte zu meinen Füßen; das aufgelöſ'te ſchwarze Haar fiel über Kopf und Schultern. Es bedurfte kaum des ſchwachen Lichtſtreifens, der jetzt vom Deck herunterfiel, um Carlotta zu erkennen. Der Schreck der Entdeckung bändigte die freudige Bewegung, die ich fühlen mußte, Pirro's Retterin wiederzuſehen.

„Carlotta, Ihr hier?" war mein Ausruf mehr des Staunens, als ſonſt einer Bewegung. —

Sie hatte einen Tag voll Angſt und Gefahr in Rom überſtanden. Auf die Beſchämung am nächſten Morgen, als ſie ſich den Beamten der Inquiſition, die Pirro zu holen kamen, entdecken mußte, folgten Schrecken aller Art. Man hatte es einen Teufelsſpuk genannt, ſtatt des Waldenſers die Nichte des Cardinals im Gefängniß zu finden. Mit der Scheu vor etwas Ungeheuerlichem hatte man ſie nach dem Palaſt Rezzonico geführt, ſie dort bis auf weiteren Befehl in ſtrengem Gewahrſam gehalten. Nicht die Furcht vor Strafe, die Scheu vor Spott und Hohn trieb ſie zu verzweifelten Entſchlüſſen; das Eingeſtändniß, den Waldenſer befreit, mit ihm die Kleider vertauſcht zu haben, bot für Spötter ſo viel Stoff, hatte ſo viel Beſchämendes, daß ihr mädchenhafter Sinn es nicht ertrug. Es gelang ihr noch vor der Ankunft des Cardinals, aus dem Gemache im Palaſte zu entkommen. Die Kenntniß der Oertlichkeit kam ihr zu ſtatten, ſie gelangte durch eine Tapetenthür durch ein Fenſter in den Hof. Draußen auf der Gaſſe ent-

ſprang ſie den Verfolgern in den Ghetto und rettete ſich dort mit Gefahr ihres Lebens in ein Haus, bis es ihr gelang an den Strand und nach der Hafenſtadt zu kommen; ſie hatte zu den letzten Ankömmlingen gehört, welche die Barke noch kurz vor dem Ankerlichten an Bord gebracht; die Erzählungen der Leute auf dem Deck hatten ſie verſchüchtert und ſo war ſie von einem Winkel in den andern geſchlichen, bis ſie in meine Caüte ſchlüpfte, wo ſie mich ſchlafend fand.

Ein Strom heißer Thränen hieß ſie jetzt verſtummen. Was ſie nach dem Ghetto geführt, auf welchen Schutz ſie dort gerechnet, darüber ſchwieg ſie beharrlich. Auf die beſorgte Frage, welche Folgen ihre Flucht nach ſich ziehen könne, raffte ſie ſich auf, ſah mich an mit dem Schmerz eines geheimen Weh's und faßte krampfhaft mit beiden Händen meinen Arm. „Kannſt Du noch fragen, was mich zu Dir getrieben?“ rief ſie laut weinend. — „Giuſeppe, ſtoß' mich nicht von Dir!“ ſchluchzte ſie, und der ſtolze Bau ihrer Geſtalt drohte ſich aufzulöſen. „Ich habe gebrochen mit der Welt, abgeſchloſſen mit Allem, was hinter mir liegt. Giuſeppe, laß mich Dir folgen, ſei's in die grenzenloſe Weite der Welt, ſei's, daß Du in den ſtillſten Verſteck des Lebens flüchteſt. Laß mich Deine Magd ſein und Dir dienen! Laß uns in die Berge zu den Waldenſern ziehen; ich will ſie lieben, ich will ſie meine Brüder nennen, denn ich weiß, was es heißt zu einem Volke gehören, das der Fluch der Menſchen beladen, ausgeſtoßen, verhöhnt und verſpottet! Aber laß mich am großen Gott nicht verzweifeln und laß uns ſelber groß denken, Giuſeppe, in unſerem Gefühl

die Erlöſung von den Schmerzen der Welt finden, aus dem Unglück eine Religion der Liebe ſtiften!“

„O mein Gott!“ rief ich und rang nach Licht und Luft in dieſem Labyrinth der Verwirrung.

„Schäme Dich meiner nicht, Giuſeppe!“ jammerte ſie laut; „daß ich Muth habe, der Welt zu trotzen, hab' ich Dir gezeigt; aber ich habe nicht den Muth, in der Beſchämung vor den Menſchen zu beſtehen. Ich kann nicht nach Rom zurück. Sei Du mein Retter, mein Erlöſer aus der Schmach! Du haſt ein Weib geliebt, das zu den Köhlern der Berge gehörte. Gedenke, daß ihr Werk noch unvollendet iſt. Ich gelobe Dir, Mormona's Sendung zu erfüllen!“

„Stören wir den Schlaf der Todten nicht!“ ſagte ich, „ihre Sache iſt rein von der Leidenſchaft der Sünde.“

Carlotta ſank mit einem leiſen Schrei plötzlich wie gebrochen in ſich zuſammen; dann erſtarb ihre Stimme; die Schläge ihres Herzens ſchienen ſtillzuſtehen. Mich befiel die Angſt, ein Herz geknickt zu haben, deſſen Aufruhr mir gegolten und für deſſen Gefühl kein Echo in mir rege ward. Das Unglück, geliebt zu werden, ohne Gegenliebe zu fühlen, zog wie ein Samum über mich her.

Es war jetzt ſo ſtill im Raume, daß man die Wogen, die an die Planken des Schiffes ſchlugen, einzeln zählen konnte. Der matte Schein der leiſe auf- und abſchwebenden Laterne über uns zitterte über Carlotta's Haar, das, aufgelöſt, ihre ganze, am Boden zuſammengekauerte Geſtalt überdeckte. Wie ich die Hand auf ihr Haupt legte, fuhr ſie zurück und zitterte

fieberhaft in ſich zuſammen. „Carlotta!“ ſagt' ich, mich zu ihr neigend, — „Carlotta! Wie iſt Euch?“ fragt' ich mit der Sanftmuth eines theilnehmenden Herzens.

Sie raffte ſich vom Boden auf, ſchüttelte das Haar von der Stirn und ſah mir, blaß wie ein Marmorbild, ſtarr und feſt in's Auge. Wie ich ſie von neuem anreden, begütigen wollte, winkte ſie mit der Hand zurück, zornig, feſt und entſchieden.

„Laß uns nicht ſo ſcheiden, Carlotta!“ rief ich, „bleib, ſtehe mir Rede, unverſtanden ſoll und kann ich die Wohlthäterin, die Retterin Pirro's, nicht von mir laſſen!“

Sie winkte noch einmal abweiſend; ich ſprach kalt von Dank, wo ſie Leidenſchaft und Liebe gefühlt! Sie ſtürzte die Treppe hinauf und warf die Thür hinter ſich in's Schloß.

In dem Augenblicke, wo ich ihr folgen wollte, regte ſich der Schläfer, der in der Hängematte bisher ruhig gelegen. Ich wagte nicht ihn zu verlaſſen; hier Traumſucht und Irrſinn, dort Schmerz und Sturm: ich ſaß zwiſchen inne. — Ich ſaß und hütete den Schläfer, bis der Tag mit ſeinem Licht heraufzog. Mit dem erſten Strahl der Sonne trat der Rabbi zu uns in's enge Gemach.

Siebzehntes Capitel.

Magnetiſeur und Roſenkreuzer.

„Habt Dank, lieber Meiſter, daß Ihr kommt!“ rief ich ihm entgegen. Hinter ihm trat ein Begleiter, die hohe, dünne, knochige Geſtalt eines jungen Mannes in's Gemach, den er mir als ſeinen Gehülfen bezeichnete. „Erlaubt“, ſagte der Rabbi, „daß ich ihn theilnehmen laſſe an dem, was uns hier beſchäftigt!“

„Hängt der Fall mit dem Mondlicht zuſammen?“ fragt' ich, während beide Männer ſich zu dem Schlafenden wandten.

„Die Sonne beherrſcht das Herz, der Mond das Gehirn!“ ſagte der Rabbi, „den Unmündigen und den Tollen giebt's der Herr im Schlaf, Kinder und Narren, wißt Ihr —“

Seine Frage, ob Pirro im Traume von neuem geſprochen, mußt' ich verneinen.

„Ich wußt' es,“ ſagte der Rabbi, „er iſt ganz in meine Macht gegeben, ihn bindet der Magnet mit ſeiner Kraft. Wenn ich will, kann er uns jetzt Rede ſtehen über Dinge, die ſein

Gemüth bedrücken. Der gestörte Sinn hat oft diese Gabe der Fernsicht und weiß Blitze der Ahnung festzuhalten, auf die der selbstbewußte Verstand, auch wenn sie ihn in unbewachten Momenten überschleichen, nicht achten mag. Es ist kein höherer, kein erleuchteter Zustand, in den sich ein krankhaftes Gemüth versetzt fühlt; man erwarte keine Enträthselung der Geheimnisse Gottes, keinen Aufschluß über das Jenseits der Geisterwelt, wenn uns die Seele im magnetischen Schlafe Rede steht. Aber eine Schau in die weite Ferne, wenn auch nur dunkel und nicht frei von Täuschungen, ist ihr verliehen. Ist es doch auch dem Thiere eigen, aus der Ferne zu wittern, was sein Leben schmerzhaft bedroht; der Instinct hält es in einem tieferen Zusammenhange mit der elementarischen Welt. Der Sinn des Naturmenschen und das Gemüth des Weibes hat oft sogar ohne allen krankhaften Anreiz diese Gabe der Ahnung, die sich im magnetischen Schlafe bis zur Fernsicht steigert."

„Meister," sagte ich, „Ihr bedientet Euch zweier Stäbchen, um die gestörten Lebensgeister des Nachtwandelnden zu beschwichtigen und Euch dienstbar zu machen!"

„Es bedarf deren nicht," war die Antwort, „bei einem Aderlaß hab' ich die Entdeckung gemacht, daß auch der menschliche Körper die Kraft besitzt, die im magnetischen Steine ruht. Der Ausfluß des Blutes veränderte sich, wenn ich mich näherte oder entfernte. Auch im lebendigen Leibe sind Pole wie im Magnet."

„Man rühmt Eurer Heilkunst Wunder nach!" sagte ich.

„Wunder?" wiederholte der Rabbi und sah den Gefährten

lächelnd an, „Wunder können ja doch nur chriſtliche Heilige thun!“

Der Gefährte ſchlug die Augen nieder; erſt jetzt fiel mir die klöſterlich abgezehrte Miene des Genoſſen auf, der im ſtarken Knochenbau ſeines Antlitzes doch zugleich dieſelbe Abkunft mit dem Manne des alten Bundes bekundete.

„Hexerei! wollt Ihr ſagen, Graf La Torre!“ fuhr der Rabbi fort. Mir fiel kaum noch auf, daß er meinen Namen kannte. „Ich bin zufrieden, hält man das ABC meiner Wiſſenſchaft nicht für das Werk des Böſen. Auch iſt die Kunſt ja nicht neu. Euer Paracelſus, Euer Baptiſta van Helmont kannten längſt die magnetiſche Kraft, die im Menſchen ſchlummert. Wer ſie zu wecken weiß, lockert den Verband zwiſchen Geiſt und Leib, macht die Seele vom Körper unabhängig.“

„Gehört das Gebet dazu?“ fragte ich in meiner Wißbegier; „Ihr betetet zuvor!“

„Ich bete nur, um mich zu ſammeln,“ ſagte Rabbi Laſſe. „Das Gebet macht geſchickt, um die zerſtreuten Kräfte der Seele auf Einen Punkt zu richten. Oft genügt ſchon der reine Wille, um ſich eines geſtörten Geiſtes zu bemächtigen. Eben die Kranken ſind es, in denen die Seele auf Augenblicke unabhängig vom Leibe wird, und indem ich ihnen dieſen Zwieſpalt befördere und feſthalte, gebe ich ihnen, iſt die Kriſis vorüber, um ſo ſicherer die verlorene Harmonie zwiſchen geiſtiger und leiblicher Kraft wieder zurück. Auch in dem armen Burſchen aus den Bergen wird dieſe Eintracht, die wir Geſundheit nennen, ſich wieder einſtellen, wenn ſein kranker Sinn ſich mit

dieſer Abſchweifung vom verſtändigen und gewöhnlichen Bewußtſein ein Genüge gethan hat. — Ihn quält etwas daheim; nicht blos die Schergen des heiligen Amtes, die Angſt um ein bedrohtes Leben in der Heimath jagt ihm im Traum das Blut in's Gehirn. Was iſt es nur mit dem Knaben, um deſſen Leben ihm bangt?"

Ich hatte kein Hehl, dem werthen Meiſter Aufſchluß zu geben über Mormona's Knaben und Pirro's fixe Gedanken.

„Ich weiß, ich weiß," ſagte Rabbi Laſſe und verſank mit ſeinen Gedanken in den Anblick des Schläfers. Ich wollte erſtaunt fragen: „Ihr wißt?" aber ich unterdrückte die Regung, um jede Störung zu vermeiden.

„Wollt Ihr geſtatten," ſagte der weiſe Jude, „daß ich den irren Geiſt des Schläfers dorthin führe, wo ihn die Angſt der Sorge gebannt hält? Nennt es nicht Mißbrauch ſeiner Lebensgeiſter, wenn ich ihn zwinge, uns über den Schauplatz ſeiner Heimath, über die Menſchen, an die ſeine Furcht ſich klammert, Rede zu ſtehen! Die Natur iſt gütig, wenn auch nicht immer willig!"

In mir ſelbſt ſtieg die Sorge um die Meinigen daheim plötzlich zur quälenden Angſt; ich bedrängte den Alten, ſeine Kunſt ſpielen zu laſſen. Er ſtand und bohrte ſich mit dem Blick ſeiner leuchtenden Augenſterne in die jetzt geſchloſſenen Wimpern des Schlafenden.

„Liegt die Kraft," fragt' ich, „die Kraft, des Schläfers Seele zu regieren, im Auge, Meiſter?"

„Im Auge und in der Hand," ſagte der Rabbi, noch

immer willig, mir Rede zu ſtehen, während ſeine Gedanken ſich mit Pirro's Zuſtand beſchäftigten. „Verſucht es nur ſelbſt, Eure Lebensgeiſter mit der ganzen Kraft Eures Willens in die Fingerſpitzen zu drängen, und Ihr fühlt alsbald in den zehn Enden Eures Körpers die ſprühenden Phosphorfunken, die auch in dem Schlummernden, wenn Ihr ſeine Nerven berührt, das verborgene Feuer der Seele entzünden."

„Sind die Spitzen der Finger", fragt' ich, „die Leiter der magnetiſchen Kraft?"

Der Rabbi bejahte es. „An dieſen äußerſten Enden des Leibes", ſagte er, „bilden die Nerven wieder die Kreisform des Gehirns. Drängſt Du in die zehn Spitzen die ganze Kraft Deiner Seele, ſo wirkt die Berührung Deiner Hand magnetiſch. — Jetzt aber, erlaubt!"

Er ſtreckte beide Hände vor ſich aus, als wollte er in den großen Zuſammenhang der Natur hineingreifen. Seine Muskeln ſpannten ſich, ſeine Adern ſchwollen, in ſeinen Augen funkelte ein wunderbarer Glanz. So ſtand die an ſich kleine Geſtalt des Mannes wie aus ihren Fugen gerückt und über ihr Maß hinweg gedehnt vor uns, als er ſich anſchickte, mit der ganzen Gewalt ſeines Leibes ſich über den Schläfer zu breiten. Der Gefährte hatte inzwiſchen, dieſes Momentes gewärtig, Pirro's Kopf in die Lage nach Norden gebracht, in welcher Richtung der Schlummernde, wie die Nadel in der Bouſſole, am ſicherſten der magnetiſchen Wirkung anheimfällt. Pirro's Körper war jetzt ſchräg an die Wand gerückt, die Füße reichten bis auf den Boden hinab. Der Rabbi lehnte ſich jetzt über ihn

hin, Fußspitze gegen Fußspitze, Knie gegen Knie; seine ganze Gestalt deckte den Knaben. Jetzt ergriff er dessen Däume, je einen mit seiner Hand, und hielt ihn so lange fest, bis sein Blut mit dem des Schläfers gleiche Wärme hatte. Mit der flachen Hand fuhr er dann über Pirro's Leib hin vom Kopf über die Schultern und Arme, setzte den Daumen ein, wo der kleine Finger in der Hand wurzelte, und fuhr immer tiefer hinunter, als wollte er den Körper spannenweis ausmessen.

Ich stand und sah in stiller Erwartung diesem Thun zu. Der Meister gerieth in immer größere Aufregung; alle seine Lebensgeister waren in stürmischer Wallung, während er mit den ausgestreckten Fingerspitzen auf den Schläfer hineinarbeitete. Er blickte ihn dabei unausgesetzt starr an, Auge in Auge, als wollte er die Seele aus ihm herauslocken, sie mit dem Feuer seiner Blicke entzünden. Pirro's Augenlider standen jetzt weit auf, aber nur das Weiße war sichtbar; der Stern hatte sich tief nach oben in die Höhlung gezogen.

„Willst Du fromm und gut sein?" flüsterte ihm jetzt der Rabbi zu. „Wirst Du ehrlich und getreu mir Rede stehen?"

Pirro öffnete die Lippen, seine Stimme klang fremd, von innen heraus, als bedürfe sie nicht des gewohnten Redeorgans. Er sperrte und sträubte sich eine Weile, als suchte er sich der Gewalt, die über ihn erging, zu entziehen; dann hauchte er leise: „Alles will ich thun, Dir zu Liebe!"

„Kennst Du mich? Was weißt Du von mir?" fragte der Meister.

„Ich sehe nicht Dein Kleid, aber ich sehe die Gestalt Deines

Geiſtes!“ ſagte der Knabe. „Dein Herz iſt voll Liebe und Freundlichkeit. Wie ein warmes Bad iſt der Athemzug Deiner Lippen, wie gelindes Oel fließt es durch meine Adern, wenn Du ſprichſt!“

„So folge mir, wohin ich Dich führe!“ ſagte der Rabbi; „richte Deine Blicke dorthin, daheim, wo ſie ruht!“

„Ah!“ hauchte Pirro und dehnte die Bruſt wie erlöſungsbedürftig hoch auf. „Wie ein armer Vogel am Faden flatterte meine Seele hin und her und konnte nicht frei werden von den Feſſeln. Nun Du mich auf Deinen Mantel hebſt, zieht es mich durch die Lüfte hin, hin in den Oelwald, — die Ulmen rauſchen, die Oliven ſtehen trauernd ſtill. Da ſchläft ſie ruhig ſüß, Frieden im Antlitz, und Freude tönt unter den Seligen: Hoſianna in Ewigkeit!“

„Iſt ſie von ihnen vergiftet?“ fragte der Rabbi.

„Nein, nein,“ war die Antwort laut und ſicher; „ſie ſtarb einen ſanften Tod, das Maß ihrer Liebe war voll, der Becher des Lebens ſchäumte vor Freude über; darum ſtarb ſie; freilich klebte am Rande des Kelches ein Tropfen Wermuth!“

„So folge mir jetzt in eine andere Halle!“ drängte ihn der Rabbi.

„Ja, ja, wo die Angehörigen des Hauſes ruhen!“ rief Pirro.

„Alſo in der Gruft!“ fuhr der Rabbi fort. „Steh' mir Rede, was ſiehſt Du dort? — Särge?“

„In der Kirche wird ein Katafalk hergerichtet!“ hauchte

Pirro ängſtlich, „ſie wollen den alten Grafen beiſetzen, der Pendel ſeines Lebens ſtand plötzlich ſtille!“

„O mein Gott!“ flüſterte ich und legte die Hand auf mein ſtürmiſch klopfendes Herz.

„Was ſiehſt Du ſonſt noch dort?“ fuhr der Rabbi fort.

Pirro machte Zuckungen, als ob ihn die weitere Anſtrengung ſchmerzte. Mitten durch ſein Antlitz lief ein Ausdruck des Widerwillens, er bäumte ſich in die Höhe, ſein ganzer Körper warf ſich in heftigen Erſchütterungen hin und her. Der Rabbi arbeitete von neuem mit beiden Händen auf ihn ein, er bezwang nur mit Mühe den wilden Ungeſtüm. „Rede, gieb Antwort!“ rief er, mit dem Schläfer ringend, „was ſchauſt Du noch daheim?“ Pirro knirſchte mit den Zähnen und ſchwieg.

„Wo iſt Mormona's Sohn?“ rief ich laut in der Angſt meiner Seele. Der Rabbi wiederholte dieſe meine Worte. Pirro ſtöhnte laut auf und machte mit beiden Händen eine Bewegung, die es ungewiß ließ, ob er die Frage von ſich abwehren oder mit dem Hinweiſen auf eine weite Ferne beantworten wollte.

„Iſt der Knabe todt?“ rief ich.

Der Rabbi ſchüttelte das Haupt. „Er ſieht ihn nicht!“ ſagte er zu mir gewendet.

„Verſchwunden mein Sohn Saverio?“ fragte ich zitternd.

„Laſſen wir ihn für heute ruhen!“ mahnte der Alte, „er iſt erſchöpft, ſeine Seele hält uns nicht mehr Stand.“

Der Meiſter ließ von ihm ab; er ſtrich rückwärts mit der

flachen Hand über ihn hin; es war die umgekehrte Bewegung, womit er die aufgeſtörten Lebensgeiſter des Schläfers wieder beſchwichtigte. Pirro ſchloß die Augenlider; er verfiel in einen feſten, ruhigen, von Traumbildern befreiten Schlummer. Der Rabbi war niedergekniet, nicht zum Gebet, ſondern vor Erſchöpfung; dann richtete er ſich mühſam auf, wankte zum Seſſel und lehnte ſich mit geſchloſſenen Augen zurück. Mir blieb die qualvolle Unruhe, nicht zu wiſſen, was hier Wahrheit und was Trug der Sinne, wie weit dem geſtörten Geiſt ein Blick in die ferne Heimath geſtattet war.

„Fraget das nicht!“ flüſterte, als ich dieſer Qual Worte gab, der Gefährte des Meiſters. Der hagere, mönchiſch blaſſe Ascet ſah mich mit den hohlen, geſpenſtiſchen Augen durchdringend an und führte mich ſtill bei Seite. „Die Erſcheinungen des animaliſchen Magnetismus“, ſagte er, „bringen die ſubſtantielle Kraft und ideale Macht der Seele zum Vorſchein, bringen wenigſtens die feſten Verſtandesunterſchiede von hier und dort, hüben und drüben in Verwirrung. Aber ſicher unterſcheiden wir noch nicht Leib und Seele; auch will uns vom Lande Jenſeits noch kein Geiſt gehorchen!“

Er ſtierte vor ſich hin, als verlangte er, die verſchloſſene Tiefe ſolle ſich mit dem Mittelpunkt der Welt ihm öffnen. „Der Schläfer“, fuhr er, auf Pirro deutend, fort, „wird nun Friede haben; ſeiner kranken Traumſucht, die ihn irre in die Ferne trieb, iſt nun ein Genüge geſchehen. Wenn er erwacht, wird er geſund aufſtehen, die Krankheit von ſich ſchütteln und von ſeinen Traumbildern nichts wiſſen. Wenn Traum und

Wachen ſich ineinander wirren, ſo nennen die Menſchen das Tollheit und Wahnſinn. Der Meiſter hat ſchon manches geſtörte Gehirn geheilt, indem er die fixen Ideen organiſirte und ſie magnetiſch zwang, ſich auf das Bereich des Schlafes zu beſchränken."

„Ihr ſeid ſchon lange des Rabbi Schüler?" fragt' ich.

„Ein Anfänger in der Wiſſenſchaft, ohne mich deſſen rühmen zu können," war die Antwort. „Auch müſſen wir es geheimhalten, denn die Menſchen nennen es Magie und ſchwarze Kunſt."

„Und doch hat auch Chriſtus durch Handauflegen geheilt!" warf ich ihm in die Rede.

Er ſchien das Wort zu überhören. „Vor dem Sündenfalle", ſagte er, „war im Menſchen das Ferne und das Gegenwärtige nicht geſchieden, Vergangenheit und Zukunft nicht getrennt. Seine Sinne reichten weiter, er hatte mehr Theil an den Strömungen der elementariſchen Kräfte. Die Welt der Menſchen iſt mit dem Sündenfall ein verworrenes Chaos geworden, die Sinnlichkeit, weil ſie von den einfachen Wegen der Natur abirrte, iſt ſündhaft und der Geiſt ein fernes Jenſeits geworden, in das der verirrte Menſch mit ſehnſüchtigem Auge hinblickt, ohne es zu erreichen, ohne es wieder ganz hereinziehen zu können in den Kreis des Lebens. Wir halten die Natur für verworfen und können deshalb auch Gott nicht mehr finden, es wäre denn, er beſchliche unſer Herz in geweihten Augenblicken der Verzückung, oft erſt dicht an der Pforte des Todes,

wo Gott und Natur ihren Frieden ſchließen und ihr Zwieſpalt endet. Jeſus von Nazareth hat wie die alten Propheten in der urſprünglichen Reinheit der Menſchennatur das Göttliche wieder aufgefunden. In ſeiner vom Geiſt durchleuchteten Geſtalt, ſtill und ſelig, faſt weiblich hingegeben an das Walten der Natur, ein Mitglied jener Schule der Eſſäer, wandelte er unter den Menſchen lange Zeit unerkannt und unverſtanden. Ehe man an ſein Wort glaubte, glaubte man an ſeine Hand, denn ſeine Hand war wunderthätig, weil er die guten Kräfte des Lebens kannte, weil er wußte, wo der Menſch heilig und wo die Natur göttlich iſt. Seitdem die Menſchen zu ihm wie zu einem Gott beten, haben ſie ihn ſich fern gerückt. Er ſoll ſie erlöſen, damit es ihnen erlaſſen bleibe, ſelber göttlich zu werden! Wir haben das verlorene Paradies, das Er wiederfand, durch unſere Schwachheit zum zweiten Male verloren, gehen nun wieder in der Dämmerung um und tappen unſicher nach einem trügeriſchen Schein von leuchtenden Phosphordünſten, wo wir im vollen Sonnenſchein der Gnade Gottes in der Natur athmen könnten. Hier ein alter Seher, dort ein ſtiller Waldbruder oder die hinſterbende Liebe eines Weibes: das waren für die dunkle Welt Jahrhunderte lang nur noch ſchnell vorüberfahrende Blitze, und wir haben auch dieſe zu Irrlichtern werden laſſen. Die Erhebung zum Göttlichen iſt nur noch ein kurzer Moment, den die Natur unſeres Geſchlechtes nicht mehr auf lange erträgt."

Ich erſchrak über dieſe Offenbarungen ſo heftig, daß ich mit zitternder Haſt des Redenden Hand ergriff. „Iſt das auch

der Glaube Eures Meiſters?“ fragt' ich, „Eures Meiſters, der ſich einen Juden nennt?“

Der Fremde ſah mich durchdringend an. „Er iſt kein Jude im gewöhnlichen Sinne des Wortes,“ ſagte er, „kein Jude in dem Sinne, den der Haß der Chriſten damit verbindet. Sie haben die Juden ſo lange geknechtet, bis dieſe wahrlich Knechte geworden ſind. Sie glauben an keine Propheten mehr, und ihrer bedarf doch die Welt! Die Juden glauben, man müſſe zu Jeruſalem beten. Eliſar Laſſe meint, auf jeder Stelle, wo der Menſch den Staub der Welt von ſich ſchüttelt, ſei es noch möglich, Gott zu finden. Die Juden hoffen auf einen zukünftigen Heiland. Eliſar Laſſe meint, der Geiſt, der da frei macht und erlöſt, ſei alle Zeit dageweſen und noch alle Zeit gegenwärtig; nur merken ſie ihn nicht und laſſen ihn vergeblich an die Pforte klopfen, laſſen ihn mitten im Leben, wo er doch ſo gern weilt und wo er ſeine Stätte ſucht, von Hütte zu Hütte obdachlos vorüberwandeln. Nur wo der Menſch den Menſchen findet, noch unberührt vom hinfälligen Tand der Welt, noch unverfälſcht vom Ränkeſpiel der Begierden, da wird es noch möglich ſein, daß der herumirrende Geiſt Gottes ſeine Einkehr hält und unter ihnen weilt. Rabbi Laſſe iſt ſo wenig im gemeinen Sinn ein Jude, wie ich ein Chriſt, ob mich ſchon die Taufe dazu machte, das Kleid des Ordens, das ich trage, dazu ſtempelt.“

Er ſchlug ſeinen Kaftan von den Schultern zurück; die Robe der Männer von der Geſellſchaft Jeſu ward ſichtbar, auf der Bruſt die Kapſel mit dem Lamm, das die Fackel trägt,

als Sinnbild, mit den Buchſtaben S. S. I. — Sodalis Societatis Jesu.

„Ihr tragt das Gewand eines Ordens," ſagte ich, „das ich abgelegt; ich habe keinen Theil mehr an ſeiner Genoſſenſchaft."

Der Mann ſah mich dreiſt und ſicher an. „Warum," fragte er, „warum ein irdiſches Gewand, weil Staub an ihm haftet, mit einem andern vertauſchen, an dem vielleicht nicht weniger Spuren menſchlicher Unzulänglichkeit kleben? Auch ſolltet Ihr in Frage ziehen, ob der Orden, den Ihr aufgeben wollt, Euch ſeinerſeits aufgiebt! Glaubt Ihr keinen Theil an ihm zu haben, Graf Giuſeppe della Torre, ſo fragt Euch zuvor, ob der Orden nicht an Euch Theil habe und ſeinen Antheil gültig zu machen Willens ſei! Warum das Gute, das er hat, ſeine weite Verzweigung, ſeine Weltverbindung, nicht nutzen, — wenn nicht zur Ehre Gottes, ſo doch zum Heil der Welt?"

„Ihr ſcheint Euch ſehr gut mit der Geſellſchaft geſtellt zu haben, Euch innerhalb ihres Verbandes Eure Freiheit erhalten zu wollen!" ſagte ich, den Redenden mit Blicken meſſend, die er ruhig und feſt erwiederte.

„Ein Waiſenkind jüdiſcher Eltern," ſagte er, als müſſe er ſich rechtfertigen, „erwachte ich zu meinem erſten Bewußtſein in einem Findelhauſe der Geſellſchaft Jeſu; ich ward ein Zögling in der Schule meiner Wohlthäter; warum mich von ihnen trennen?"

„Ich meinestheils", ſagte ich, „fand nicht was ich im Orden

gesucht. Ich suchte in ihm einen Bund vorurtheilsfreier Männer, die unbehindert von der Knechtschaft des Buchstabens den fortschreitenden Gedanken des Jahrhunderts sich zu eigen machen, ein Bündniß denkender Köpfe, welche über die Fesseln der Bekenntnisse hinaus dem Dienst der Menschheit sich weihen, die Welt beherrschen wollen, um sie zu erlösen, nicht um sie eigennützig auszubeuten. Die Gemeinschaft Edler suchte ich, die eine unsichtbare Kirche stiften wollen, an deren Altar der Mensch dem Menschen die Hand bietet und ihn als Bruder begrüßt. Ich fand das nicht im Orden der Männer, die sich Jesu Schüler nennen."

Mein Gegner sagte ruhig und trocken: „Was Ihr suchtet, durftet Ihr nicht in den Formen einer Gesellschaft finden wollen, die, so bildsam sie ist, doch immer die Schöpfung eines früheren Jahrhunderts bleibt! Hat der Orden seine Mission, ein Feldlager wider den protestantischen Geist zu sein, aufgegeben, so kann er doch nicht in den Formen und Ergebnissen mit diesem Protestantismus, ob er schon dessen Vortheile in seinen Dienst nehmen möchte, Hand in Hand gehen. Es ist schon genug, wenn er eine Verbrüderung der Denkenden, wie Ihr sie sucht und wollt, nicht stört! Was Ihr aber sucht, Graf La Torre, es ist zu finden, auch innerhalb des Ordens, freilich aber dort nicht mehr und nicht weniger wie innerhalb jeder sonstigen Gemeinschaft, sie sei staatlicher oder kirchlicher, weltlicher oder geistlicher Art. Was Ihr suchet, Graf La Torre, es existirt; der Bund freier Edler, die im Menschen den Menschen wollen, ist vorhanden, und es bekennen sich zu ihm Mitglieder

aller Religionen und Secten, Genoſſen jedes Standes und Geſchlechts, Bewohner aller Zonen ſo weit das Rund der Erde reicht, ſo weit der Tempel der Natur ſeine Hallen öffnet, der große Baumeiſter der Welt die Elemente des Lebens kennt und prüft."

„So ſeid Ihr Freimaurer?" ſagt' ich.

„Ihr ſagt es, Graf La Torre," war die Antwort des Mannes, „Maurer von der Loge und nach dem Bekenntniß von Roſe und Kreuz."

„Iſt, was Ihr mir als Euer Bekenntniß angabt, gemeinſames Gut Eurer Loge?"

„Wir arbeiten in dieſem Sinne," ſagte der Mann, „in den Logen zu Turin, in Paris und in deutſchen Landen."

„Scheidet Ihr Euch ſtreng von den Syſtemen anderer Logen?" fragt' ich.

„Wir unſererſeits ſind duldſam, die Intoleranz iſt auf Seiten Anderer!"

„Ich werde Euch aufſuchen," ſagt' ich, ihm die Hand bietend.

„In Roſe et croix findet Ihr uns allerwegen!"

Ein Tumult auf dem Deck des Schiffes ward hörbar; der Fremde — er hatte ſich mir Belmar genannt, — brach auf, faltete ſein Gewand zuſammen und ſtand noch einen Augenblick über den Rabbi geneigt, der in leiſen tiefen Zügen mit dem Lächeln des Friedens auf ſeinem Angeſicht, den Schlaf des Gerechten ſchlief. Ich ließ jedoch nicht ab von ihm.

„Darf ich wiſſen," fragt' ich Belmar, „was ihm und Euch ſo viel Kunde von mir und meinem Thun in Rom verſchaffte?

Ihr kanntet meinen Namen, kanntet Pirro, wußtet was mit ihm geſchehen!"

„Von wem ſonſt als von ihr konnte uns dieſe Kunde kommen!" flüſterte Belmar.

„Von ihr? Von wem?"

„Von des Rabbi Tochter, Carlotta."

„Carlotta, die Nichte des Cardinals, — Rabbi Laſſe's Tochter?"

„Hat ſie es Euch verſchwiegen," ſagte Belmar, „ſo geſchah's vielleicht in der irren Haſt ihrer geängſteten Seele. Ein Kind des Ghetto iſt nicht jederzeit einer vorurtheilsfreien Duldung gewärtig. Carlotta iſt im Kerker der Inquiſition geboren. Ihr Vater, damals Juwelier, hatte bei dem letzten Kirchenfeſte für ein Kleid der Mutter Gottes falſche Steine geliefert. So lautete die Anſchuldigung, da die Thatſache feſtſtand, der Betrug eines römiſchen Hofbeamten erſt nach Jahren entdeckt ward. Der Lieferant wurde heimlich eingeſteckt, ſammt ſeiner jungen Frau, deren Zuſtand unberückſichtigt blieb, und die ohnedies das Loos des Gatten zu theilen entſchloſſen war. Verleumdungen und heimliche Anklagen gegen die Geſinnung des Juden brachten ſeine Sache vor das heilige Amt. Man nahm die Lieferung falſcher Steine nicht blos für Betrug, ſondern auch für Verhöhnung der chriſtlichen Religion. Laſſe's Frau ſtarb im Kerker kurz nach der Geburt des Kindes. Der Vorſtand der Findelhäuſer, Cardinal Rezzonico, nahm aus beſonderer Menſchlichkeit das Kind zu ſich in's Haus; ſo ward Carlotta Chriſtin, ihren Vater aber traf das Urtheil der Verbannung auf zehn

Jahre von Rom. Er ging nach dem Orient; er ſtudierte dort an der Wiege der Menſchheit die Bücher der Vorzeit, in den Katakomben Aegyptens die Weisheit der Hieroglyphen, in den Schulen der Perſer die Geheimkräfte der Natur. Wie er nach Rom heimkehrte, war längſt ſein guter Name wieder hergeſtellt, der Betrüger im Perſonal des päpſtlichen Hofes entlarvt; die Cardinäle empfingen ihn mit offenen Armen, aber ſein Weib war todt, ſein Kind war Chriſtin. Da er den hohen Herren der Chriſtenheit mitunter das Zipperlein heilt, werden ſie wohl durch die Finger ſehen, iſt dem Vater die Tochter nachgeeilt."

„Wo iſt Carlotta?" rief ich, „laßt ſie mich ſehen, ich that ihr weh!"

„Signor", ſagte Belmar, mich bei der Hand faſſend, „entſchuldigt ein dreiſtes Wort! — Ihr habt das Weib in ihr beleidigt; ſie hat gelobt, Euch nicht wieder zu ſehen. Ihr habt ſie als Hülfsbedürftige kennen gelernt; ſie kann nicht nach Rom zurück; es fehlt ihr aber nicht an Stützen in der Welt, ſie iſt eine Affiliirte der Geſellſchaft Jeſu."

Ich ſchwieg beſtürzt; mein klopfendes Herz, die Stimme des Gewiſſens ſagte mir, ich hätte das Unglück ihrer Neigung zu mir als etwas vom Schickſal Gebotenes auf mich nehmen ſollen; ich durfte ein Weib, das ſich an mich klammerte, nicht von mir ſtoßen. Ob ihr ſcheiterndes Schiff an den Klippen zerſchellte oder auf eine Sandbank gerieth: — ich trug daran einen Theil der Schuld. —

Belmar war, nachdem ich ihm das Geleit gegeben, von meiner Seite verſchwunden; ich wagte nicht ihn nochmals auf-

zuſuchen. Wie ich wieder in die Cajüte hinunterſtieg, trat mir der Rabbi entgegen, Pirro an der Hand. Das freundliche Lächeln ſtand wie das Zeugniß einer guten That auf ſeinem edlen Antlitz, wie er mir den Traumwandler wohlbehalten überlieferte. „Laßt mich auch ferner, wenn Ihr es für gut erachtet, ſein Arzt ſein!“ ſagte der Mann mit der anſpruchsloſen Duldermiene, welche die gerühmte Demuth des Chriſtenthums beſchämen konnte. Ich umarmte ihn ſtill gerührt. „Wenn Ihr mein bedürfet,“ ſagte er, „Ihr wißt, Signor, wo der Jude in Genua hauſt, am alten Hafen hinter Palaſt Fiesco in der alten Trümmergaſſe. Aber auch im Collegium der Männer Jeſu denk' ich Euch zu finden; ich gehe dort aus und ein. Die hohen Herren ſind mir wohlgeneigt, ſie berufen mich oft, ſeitdem ſie wiſſen, daß ich weder mit falſchen Steinen noch mit der ſchwarzen Kunſt des Gottſeibeiuns handle.“

Wie er mich ernſt und forſchend anblickte, mußte ich denken, er habe, nur in halben Schlaf verſunken, meine Unterredung mit Belmar vernommen.

Die Felſenſtadt Genua lag vor uns, unſer Schiff warf Anker. Im Gewühl des Hafens umtobte uns das Geſchrei der geſchäftigen Menge. Für den Rabbi ſtand ein Maulthier bereit; Belmar, der Jude und Mönch, der freie Maurer und Jeſuit, gab ihnen das Geleit; eine verhüllte Frauengeſtalt ſchritt ihnen zur Seite, zweifelsohne Carlotta. — Mich nahm die Sorge um Pirro in Beſchlag. — —

Die Steine brannten heiß, als wir die Strada nuova zum Palaſt der Jeſuiten hinunterſchritten. Ich mußte Euſebio

ſprechen, eh' ich Genua verließ. Pirro ſchauderte beim Anblick der ſchwarzen Mauern des Collegiums zuſammen; er ſtand ſtill und zögerte; erſt als ich ihn an die Hand nahm, hielt er Schritt und ging ſinnend neben mir her. Rechenſchaft konnte er ſich von dieſer plötzlichen Furchtanwandlung ſo wenig wie von ſeinen Nachtgeſichten geben.

Euſebio war krank, hieß mich aber in den Sprechſaal führen. „Laß uns fliehen, Giuſeppe!" flüſterte mir Pirro zu, mich beim Eintritt in den Saal mit der Gebährde kläglicher Angſt am Kleide zerrend. Er zuckte heftig zuſammen, wie Pater Euſebio, mühſam auf einen Diener geſtützt, in den Saal trat, gebückten Hauptes, todtenblaß, die Augen in ihre Höhlen zurückgeſunken. Er ſtreckte mir zitternd ſeine Arme entgegen, und wie ich an ſeinem Herzen lag, fand ſeine Erſchütterung in einem Strom von Thränen ihren Ausdruck. „Müſſen wir uns ſo wiederſehen?" rief er mit erſtickter Stimme.

Ich ſah erſchrocken in ſein Antlitz, das er mir halb entzog; ich fragte nach dem Grund ſeiner Aufregung.

„Nun, Du kommſt ja doch aus Santa Maria?" fragte er entgegen.

„Von Rom komm' ich," war meine Rede, „nichts weiß ich von dort; was iſt geſchehen?"

„Was geſchehen?" wiederholte er; „ſo haben Dich die Briefe nicht erreicht, die Dir den Tod des Sohnes melden?"

„Mein Sohn Saverio todt?" rief ich bebend.

Euſebio ſenkte das Haupt und taſtete nach dem Arm des Dieners. Mit einem gellenden Schrei ſtürzte Pirro auf uns

ein; eine Fiebergluth war in ſeine Wange getreten, ſeine Augen rollten, ſeine Stimme kreiſchte: „Mormona's Sohn — todt? Prieſter, Du lügſt! Der alte Graf iſt todt — ich ſah in vorletzter Nacht in der Kirche den Katafalk errichten; er ruht im Sarge, in der Schloßcapelle. Den Knaben Saverio ſah ich nicht, ich konnte ihn nicht finden, aber er iſt nicht todt, der alte Graf iſt todt!“

Euſebio wankte zurück; der Diener hatte Mühe, ihn zu halten, während ich Pirro mit beiden Händen ergriff. Mit dem Zwange, den ich ihm anthat, ſtieg nur ſein Wuthanfall; krampfhaft mit den Gliedern um ſich ſchlagend, mit glotzenden Augen, Schaum auf den Lippen, ſtürzte er unter dem Ausruf: „Alles Lug und Trug!“ rücklings zu Boden. Mit Hülfe herbeieilender Diener, die ſich kaum ſeiner bemächtigen konnten, ward der Unglückliche entfernt; ich hörte noch ſeinen Wuthſchrei den langen Corridor entlang; man trug ihn in ein entferntes Gemach.

Von den hereinbrechenden Schrecken betäubt, folgte ich dem Provinzial, der ſich auf ſein Zimmer führen ließ, nachdem für Pirro einer der Aerzte des Inſtituts herbeigeholt, den Dienern aber Stillſchweigen über den Vorfall auferlegt war.

Euſebio lehnte auf ſeinem Lager und reichte mir abgewendeten Angeſichts ſeine Hand. „Das Unglück Deines Hauſes hat mich niedergeworfen,“ ſagte er mit matter Stimme. „Vor vier Tagen berief mich ein Eilbote nach Santa Maria. Pater Uberto ließ mir melden, der alte Graf fühle ſich ſehr ſchwach, wolle ſich mit mir, mit unſerem Orden verſöhnen, müſſe meinen

Rath hören über ſein Teſtament. Ich eilte dahin; ich fand Alles in Trauer, der Knabe — hatte nach kurzer Krankheit in Krämpfen geendet. Des Hausmeiers Frau, die getreue Pflegerin, lag danieder; ſie hatte zugleich ihr eigenes Kind, Saverio's Milchbruder, zu beweinen."

„Beide Knaben todt?" rief ich entſetzt.

„Ihr Schickſal vollzog ſich in derſelben Stunde; Saverio's Sarg ſteht in der Waldcapelle zu Füßen ſeiner Mutter."

Ich brach zuſammen; meiner Sinne nicht mächtig, ſaß ich ſtumm und ſtarr.

Als ich mich aufraffte, machte mir Euſebio noch folgende Mittheilungen. „Ich fand Deinen Vater", ſagte er, „ſehr ſchwach, aber bei vollem Bewußtſein. Die Beatification Mormona's hätte ihm genügen ſollen, ſein Haus für geſühnt zu halten. Du ſelbſt warſt vom heiligen Vater freigeſprochen, unter der Bedingung Deines weiteren Eifers für die Kirche. Trotzdem liefen von Kundſchaftern über Dich aus Rom Berichte ein, die Deines Vaters Seelenruhe ſtörten. Er iſt entſchloſſen, ſein geſammtes Hab und Gut bis auf ein Pflichttheil, das Dir zu belaſſen ſei, dem römiſchen Hofe zu vermachen und Santa Maria in ein geiſtliches Inſtitut zu verwandeln, in welchem die Propaganda des Glaubens unter Vorſitz eines Dominicaners den Schauplatz ihrer Thätigkeit eröffnen ſolle. Ich proteſtirte gegen dieſe Verfügung in Deinem Namen, mein Sohn, im Namen und Intereſſe unſerer Geſellſchaft, deren Sodale Du noch warſt. Auch auf Grund der Familienſtatuten Deines Hauſes konnte ein Bedenken erhoben, die Rechtmäßigkeit eines

ſolchen Teſtaments bezweifelt werden; aber ich mußte es geſchehen laſſen, daß dieſe Verfügung des letzten Willens in Form einer Schenkungsacte abgefaßt wurde. Die Kirche ſoll auf fünfundzwanzig Jahre mit den Gütern Deines Hauſes belehnt werden; dieſe Dauer des Beneficiums wurde beſchloſſen, um in dieſer Friſt all' Dein Hab und Gut, die ganze Stätte Deiner Familie kirchlich zu benedeien und den Fluch des Hauſes zu ſühnen."

„O Wahnwitz, wann wirſt Du enden?" rief ich.

„Noch iſt die Schenkungsacte nicht unterzeichnet," ſagte Euſebio, „eile nach Santa Maria, ſtelle den letzten Willen Deines Vaters durch ein Gelübde zufrieden; noch iſt es Zeit, Du weißt, ſein Wort war: Er oder der Knabe müſſen der Kirche gewidmet werden!"

„Mein Gott!" rief ich, „iſt noch nicht genug geſchehen, um dem Fanatismus des Aberglaubens zu genügen? Sind der Opfer nicht ſchon genug?"

„Der letzte Wille eines Sterbenden hat heilige Kraft," ſagte Euſebio, „auch wenn die Form der Abfaſſung rechtlich anzutaſten wäre. Der letzte Wille Deines Vaters ſollte noch in anderer, viel härterer Form abgefaßt werden, in der Form einer Enterbung, falls Du Deine Einwilligung verweigerteſt. Ich habe dagegen proteſtirt; der Orden kann aber als Dein Anwalt nicht mehr auftreten, wenn Du aufhörſt, ſein Genoſſe zu ſein. Noch iſt es Zeit, mein Sohn: nimm die Erklärung Deines Austritts zurück und wir wollen Dich ſchützen, Dich retten!"

„Ich fühle mich auf mich ſelbſt verwieſen!“ ſagt' ich, „ich will verſuchen, mein Recht ſelbſt zu wahren, mein Unglück allein zu tragen.“

„O mein Sohn, dann ſeh' ich Dich Stürmen preisgegeben, die ich nicht beſchwichtigen kann.“ —

Mit dieſen Worten ſtreckte er mir ſeine Arme entgegen; ich aber beeilte mich, die Heimath zu erreichen.

Achtzehntes Capitel.

Die Todten in Santa Maria und ihr Prophet.

Pirro's Zustand war nach dem krampfhaften Anfall noch bedenklich genug; das Pferd, das mich nach der Heimath führen sollte, stand gesattelt; es war keine Möglichkeit, daß mich Pirro begleiten konnte. Ich sah ihn in der Pflege zweier Aerzte des Collegiums; ich hatte mir nur noch ausbedungen, daß dem Rabbi Lasse Zutritt zu ihm gestattet werde. Ein Eilbote wurde von mir beauftragt, den werthen Meister in der Judengasse aufzusuchen und zu berufen. Der Diener, der mich begleitete, mußte auf mein Geheiß noch ein gesatteltes Maulthier zur Hand nehmen, ohne daß ich dafür die Bestimmung sogleich angab. In der äußersten Vorstadt Genua's wußte ich einen als rechtschaffen und hülfreich bekannten Medicus, der, ohne Geistlicher zu sein, weit und breit gesucht und gerühmt war. Diesen bat ich, um eines wichtigen, von mir noch verschwiegenen Falles wegen, mir den Tag und die Nacht zu widmen. Er ging ebenso bereitwillig auf die Bitte ein, das Kleid seines Standes für diesmal mit einem bürgerlichen zu vertauschen.

Wie die Kuppeln von Santa Maria aus der Ferne vor mir aufſtiegen, hielt ich, vom Widerſtreit meiner Gefühle überwältigt, an. Ich bedurfte der Sammlung meiner Gedanken und fand doch im Wirrwarr der mich von zwei Seiten beſtürmenden Empfindungen keinen Faden, der mich ſicher leitete. War es der Schmerz um den Verluſt des Sohnes, war es der Groll gegen den Plan, der über mich und mein Daſein tyranniſch verfügen wollte: ich weiß nicht, was mich tiefer erfaßte und durchſchüttelte.

Wie ich um den Vorſprung des Oelwaldes biege, ſeh' ich im dämmernden Schatten einen Maulthierzug halten. Zum zweiten Male wird mein Name gerufen; erſt die Begleiter machen mich aufmerkſam, als ein Mann ſich aus dem Sattel hebt und mit aufgeſchürztem Kleide hart auf uns einſchreitet. Hat er dem Pferde in den Zügel gegriffen, — genug, es bäumt ſich und ſcheut vor der Geſtalt, und ich erkenne den Caplan. „Bote des Todes!“ entfuhr mir unwillkürlich; eben ſo raſch gleit' ich aus dem Sattel, Pater Uberto ſteht vor mir.

„Ihr kommt zu ſpät, Signor!“ tönt es wie Grabeston von ſeiner Lippe.

„Ich weiß, Caplan,“ ſag' ich ihm, „Ihr habt den Sohn Mormona's ſchon beigeſetzt.“

„Zu ſpät“, fährt er fort, „um Eurem Vater die letzte Ehre zu erweiſen.“

„Dann lebt der Knabe noch, wie?“ rief ich halb ſinnlos, „dann hat der Traumwandler ſich nicht geirrt! Meinen Vater

ſah er todt, den Knaben ſah er nirgends. Oder wollt Ihr mir denn Alles tödten, rauben?“

Uberto ſah mich ſtarr aus hohlen Augen an; in ſeinem Antlitz ſtand nichts, als das Gebot der Nothwendigkeit, dem Himmel die Erde, der Kirche die Welt um jeden Preis zu opfern. Aber es war dieſelbe Nacht geweſen, in welcher Pirro die Viſion gehabt: da hatte mein Vater die Augen geſchloſſen, da ward ihm in der Kirche der Katafalk errichtet, er ſelbſt in der Gruft beigeſetzt. Auf die Nachricht aus Rom, ich ſei zu Schiff nach Genua, hatte ſich der Caplan aufgemacht, mir die zweite Trauerkunde in Perſon zu bringen.

Ich lenkte vom Schloſſe ab in den Olivenwald; der Caplan ritt ſein Saumthier ſchweigend neben mir. „Des Knaben vollgültiges Leben, Pater Uberto,“ ſagt' ich ihm, „iſt von Euch in jeder Form bezweifelt worden, erſt in der Rechtmäßigkeit meiner Ehe, dann in ſeinem ganzen Daſein!“

„Den Gewiſſensfragen Eures frommen Vaters mußte Antwort werden,“ entgegnete der Prieſter; „laſſen wir die Todten ruhen und ehren die Bedingungen ihres ſeligen Scheidens!“

„Aber bringen wir nicht die Lebenden ihnen zum Opfer!“ ſagt' ich bis in meine tiefſte Seele verwundet. Er oder Du! klang mir immer noch wie das Echo meines Schickſals.

Ich hieß den Caplan ſeinen Rückweg zum Schloſſe allein fortſetzen; ich hielt mit meinem Medicus vor der Waldcapelle, wo Mormona ruhte, ihr zu Füßen der Sohn.

Der Arzt gelobte mir Schweigen; die Leiche des Kindes lag vor uns. — Das Ergebniß war ein unverfängliches; kein

Zeichen eines unnatürlichen Todes ließ ſich entdecken, das entſtellte Antlitz des kleinen Weſens, ſein ganzer Leib deutete auf nichts, als auf die Spuren des Krampfes, der ſein Leben beendet.

Den Hausmeier fand ich am Lager ſeines Weibes, Beide noch halb ſinnlos vor Schmerz über den eigenen Verluſt, betäubt von den wiederholten Schlägen, die Alle betroffen. In der Verwirrung fand ich keine Zeit, war ich ſelbſt zu unfähig, mit der Ruhe des Juriſten zur genauen Beſtätigung der Thatſachen die Zeugen zu verhören; mein Argwohn, daß hier ein unerhörter frommer Betrug mich hinterging, tauchte erſt ſpäter auf, ich nahm die Scheu der dabei Betheiligten, mir Rede zu ſtehen, für den Ausdruck des Schmerzes über ihr eigenes Unglück. Auch der Arzt unſeres Hauſes war erſchienen; die Kinder waren nach ſeinem Bericht in derſelben Nacht geſtorben. Dann betrat ich die Stätte, wo mein Vater ruhte, auch das Gemach, wo er ſtarb. Auf dem Seſſel am Pulte, auf welchem er das Teſtament, dann die Schenkungsacte aufgeſetzt, hatte ihn der Schlag getroffen. Der Arzt, ein blind ergebener Diener ſeines Herrn, gab mir Bericht über die Einzelheiten in ihrer raſchen Folge. Euſebio, von meinem Vater aus Genua herbeigerufen, hatte ihm meinen Zurücktritt aus ſeinem Orden verkündet, aber er hatte trotzdem als mein Anwalt gehandelt, die Form des Teſtamentes verworfen, ſeine Beſtimmungen und Bedingungen weſentlich geändert. Als er das Schloß verließ, lag die Schenkungsacte noch ohne Unterzeichnung auf dem Tiſche. Mein Vater hatte noch gezaudert, den letzten Federzug

zu thun, da wird ihm durch Eilboten aus Rom die Kunde von dem in Sanct Peter geschehenen Frevel Pirro's. Mein Vater war außer sich. Die bösen Geister des Wahns, sein Haus für verloren und dem ewigen Verderben preisgegeben zu sehen, stürmten von neuem auf ihn ein, er unterzeichnete und in demselben Augenblick endete ein Herzenskrampf sein mühselig, in Selbstqual erschöpftes Leben. Der Sohn Mormona's oder ich! Einer von uns sollte der Kirche angehören! Dies hielt er für die einzige Sühne für sich und sein gesammtes Haus. Erst nach fünfundzwanzig Jahren sollte das Testament eröffnet werden, bis dahin die Schenkungsacte bis auf mein Pflichttheil gültig sein, die Güter des Hauses von der Kirche verwaltet werden. In einigen Tagen bereits erwartete man die Beamten aus Rom; Uberto war bis dahin Testamentsverweser; die Eröffnung des nachträglichen Codicills sollte im Beisein eines Beamten vom heiligen Amt der Inquisition vollzogen werden.

Von weltlichen Gerichtspersonen aus dem nächsten Orte, herzoglich savoyischen Beamten, ließ ich im Beisein des bischöflichen Vicars unseres Sprengels in Form Rechtens einen Protest aufsetzen gegen die Beschlagnahme meines Erbes. Ich wollte dann nach Genua zurückeilen, mit Hülfe Eusebio's die Schenkungsacte in ihrer Gültigkeit umstoßen, in Rom alle meine Verbindungen aufbieten, um im letzten Falle das Provisorium in der Verwaltung meines Eigenthums in meine Hände zu bringen. Sollte Santa Maria Eigenthum der Kirche werden, so wollte ich mein Erbe zum Asyl eines freien Glaubens, zum Mittelpunkt einer Propaganda machen, welche die Kinder der

Berge, ſtatt ſie zu verdammen und auszuſchließen, gewinnt und aufnimmt. „Abbé der Waldenſer“ hieß ich ſpottweiſe in Rom; ich gedachte auf der Scholle meines heimiſchen Landes eine freie Kirche zu errichten, eine Gemeinde, zu deren römiſchen Formen ſich auch die Kinder der Berge bekennen durften, ohne den einfachen Gehalt ihres Bekenntniſſes als ein Werk des Böſen verdammen zu müſſen. Dann war das Gelübde des verſtorbenen Vaters, ſein letzter Wille nicht entweiht und mir ſelbſt und der Heiligkeit meiner Ueberzeugungen, meinem eigenen Gelöbniß, den Bau einer unſichtbaren Kirche Gottes in der Duldſamkeit und der Liebe der Menſchen zu beginnen, ein Genüge gethan. „Das wirſt Du gutheißen können im Lande Jenſeits!“ ſagte ich meinem Vater in ſein todtes, ſtarres, felſenfeſtes Antlitz, als ich am offenen Sarge ſtand und von ihm Abſchied nahm. „Das wirſt Du gutheißen im Lande Jenſeits, wo Du einzig und allein Glück, Seligkeit und Frieden wähnſt! Geläutert und geklärt wird vor Deinem Geiſte der Wahn ſchwinden, daß das Leben erſt eingeſargt werden müſſe, um vor Gott gerecht zu werden!“ — Das waren in Santa Maria meine letzten Gedanken.

Es ſollte jedoch anders kommen, als ich gedacht; ich ſollte der Spielball in den Händen der Eiferſucht und der Herrſchbegier zwiſchen Jeſuiten und Dominicanern bleiben! —

In einer hellen Mondnacht kehrte ich nach Genua zurück. Im Hafen war noch beſonders lebhafte Bewegung; aus Rom waren Tags über wiederholt Schiffe angekommen. Daß ſie mich betreffende Depeſchen gebracht, davon hatte ich keine

Ahnung, als ich nach den ſchwarzen, auf der einen Seite glänzend vom Nachtlicht umſäumten Mauern des Collegiums die Straße hinaufſtieg. Auf dem Platze weithin bis vor die Thüren des Gebäudes hatte ſich ein Haufe Volk zuſammengerottet. Aus der Nebengaſſe erſcholl ein Geſang, den von Zeit zu Zeit der düſtere Ruf eines Hornes unterbrach. Ein Zug ſchwarzer Geſtalten bewegte ſich langſam heran.

„Die Brüder vom heiligen Amte!“ hieß es auf der Gaſſe. „Halten ihren Umzug, um Angeklagte vor Gericht zu laden! Haben lange nicht friſche Beute gehabt!“ So raunten ſich die Leute zu. „Seitdem ſie nicht mehr in die Berge ziehen und eine Razzia halten,“ meinte ein ſtämmiger Menſch vom Hafen, „gehen ſie hier herum und ſehen, wen ſie verſchlingen.“ — „Hätten viel zu thun“, ſagte ein Anderer, „wenn ſie alle Sünder einſtecken wollten!“ — „Im Gegentheil“, äußerte Jener, „wenn Alles, was Sünder heißt, vor Gericht geladen werden ſollte, da hätten ſie Nichts zu thun, denn ſie könnten doch nicht damit anfangen, ſich ſelber einzuſtecken!“ — „Schämt Euch,“ rief ein Mann von poſitiverem Glauben, „das heilige Gericht zieht nur gegen Gotteslaſterer zu Felde.“ — „Na, da kommt nur fort,“ erwiederte der Matroſe, „ſie dürften ſonſt bei uns den Anfang machen für eben das, was wir hier geſagt und gehört haben. Auch wer's hört, iſt des Teufels Kamerad!“

Der Zug hatte vor den Thüren des Collegiums Halt gemacht. Einer von den Miniſtranten trug die Fahne der Inquiſition, ein Zweiter hielt in ſeinen Händen den San Benito, das ſafranfarbige Büßerhemd mit ſchwarzen Teufelsfiguren,

das man dem Angeklagten vor Gericht anzieht. „Sie halten schon still," flüsterten Einige im Volke, „und schauen müßig drein; hier giebt's Nichts zu holen!" — „Die Väter der Gesellschaft Jesu", sagte ein Anderer, „stehen außerhalb ihrer Gerichtsbarkeit; wer sich in deren Schutz begiebt, ist feuerfest; es wäre ein Eingriff in die Rechte des großen Jesus, nach dem sich die Väter nennen!"

Inzwischen schien es doch, als sollte wenigstens die Auslieferung eines Sünders gefordert werden. Wie die Glocke tönte, stürzte alles Volk zu Boden; nur die Geistlichen blieben aufrecht, den Blick gen Himmel gerichtet. Das scheue, dumpfe Gemurmel der Menge unterbrach dann wieder die Litanei des Gesanges, der wie ein heiseres Todtenlied klang. Den Moment der Reverenz hatte ein Mann in jüdischem Talar benutzt, mir einen Zettel zuzustecken. Wie ich damit unter das Licht der Lampe an der Pforte des Hauses trat, las ich die Worte: „Flieh', flieh' noch diese Nacht! Und gedenke, der Du von Gott und Natur durch Kreuz und Rose zum wahren Rosenkreuzer bestimmt bist, der Bundesbrüder in Turin! Der große Rosicrucius beruft Dich!" — Ich glaubte wiederum Carlotta's Handschrift zu erkennen.

Auch im Innern des Collegiums war Alles aufgestört. Die Scholaren standen in den Gängen beisammen. Einige bestürmten mich mit Fragen, Andere schlichen scheu bei Seite, wie ich den Corridor hinunter nach der Wohnung des Provinzials schritt. Eusebio empfing mich im Saal, wohin er soeben sämmtliche Professen berufen wollte. „Gott sei gelobt!

Ihr ſeid da!“ rief er mir entgegenſtürzend, „das heilige Amt fordert Euch vor, Giuſeppe La Torre, Euch wegen antikatholiſcher und unchriſtlicher Aeußerungen zu rechtfertigen.“ Er überreichte mir die ihm zur Ausführung überſandte Vorladung.

Ich fragte nach den Beweggründen der Vorladung.

„Mein Sohn“, ſagte Euſebio, „ich habe es nicht an Warnungen fehlen laſſen; die Lawine, die ſich über Deinem Haupte zuſammenballte, konnte jeder ungefähre Anlaß entladen. — Ich erhielt jeder Zeit Bericht über die Vorgänge in Rom. Deine Rechtgläubigkeit war auf die Probe geſtellt, indem man Dir den wilden Pirro zur Bekehrung anheimgab.“

Ich erinnerte daran, daß mir für das Werk, ihn zu bekehren, die Friſt eines Jahres eingeräumt war.

„Statt deſſen“, ſagte Euſebio, „wurde der heilige Vater in Sanct Peter mitten in der Feier des Feſtes von dem Deiner Obhut und geiſtigen Pflege Anempfohlenen beſchimpft!“

„Ein krankes Gehirn“, war meine Entgegnung, „iſt des Arztes bedürftig; man wird nicht mit Exorcismus und Teufelsbann gegen den Armen einſchreiten, noch weniger mich, der ich ſein Seelſorger und Miſſionär ſein ſollte, dafür zur Rechenſchaft ziehen wollen.“

„Ich habe auch Briefe vom Generalvicar meines Ordens,“ fuhr Euſebio nach einer Pauſe fort. „Pater Lorenzo ſchrieb mir vorwurfsvoll, ein Enthuſiaſt, höchſtens ein unklarer Schwärmer ſei ihm als Sodale der Geſellſchaft angekündigt und Du habeſt Dich als Widerſacher unſeres Ordens, nicht blos als

Widerſacher gegen die beſtehende Kirche gebährdet. Auf der Villa des Cardinals hat Graf Giuſeppe Latorre gegen alle Satzungen Roms Dinge geäußert" —

„Nichts", fiel ich ein, „was ich nicht als mein Bekenntniß dem heiligen Vater ſelbſt mittheilte, mein Bekenntniß über Cölibat und Abendmahl in beiderlei Geſtalt, in Gegenwart Ganganelli's, des Conſultors der Inquiſition!"

„Papſt Benedict iſt alt," ſagte Euſebio, „Herrſchaft und Regiment ruhen kaum noch in ſeiner Hand und ſeine Tage ſind gezählt. Laßt das Conclave zuſammentreten, laßt einen Mann wie den Cardinal Rezzonico gewählt werden, und unſer Orden beherrſcht die Kirche."

„Laßt", rief ich, „einen Ganganelli gewählt werden und Euer Orden ſtürzt!"

Euſebio zwang ſich zu einem weiſen Lächeln. „Der braune Profeſſor", ſagte er faſt ſpottend, „iſt vor der Hand noch nicht Biſchof, geſchweige Cardinal! — O mein Sohn, — daß unſere Sache Schwächen hat: wie ſollte das unter Menſchen anders ſein! Aber daß wir in der Herrſchaft, die wir erſtreben, das Wohl des Ganzen, das Heil der Menſchheit betreiben: daran hätteſt Du nie zweifeln ſollen. Will der römiſche Hof für jetzt noch nicht unſer Syſtem gutheißen: — ein Papſt iſt ſterblich, ein Orden nicht! Hat er Unvollkommenheiten, nun wohl; er iſt aber bildungsfähig, er geht vorwärts mit den Bedürfniſſen und mit der Aufklärung des Jahrhunderts. Man hat geſagt, wir wären nichts als die Leibwache des heiligen Vaters. Mein Sohn, wir ſind mehr; wir wachen über die

geiſtigen Aufgaben und Rechte des Stuhles Petri, um die Menſchheit zu Einer Heerde wieder zu vereinigen. Um dieſes Zweckes und Zieles halber müſſen wir die Herrſchaft der Welt wieder an uns bringen."

„Mit allen Mitteln? Um jeden Preis?" unterbrach ich ihn im bittern Groll meiner Seele.

„O mein junger Freund!" fuhr Euſebio fort, „einen Genoſſen meiner Pläne dacht' ich mir in Dir zu erziehen, einen Erben deſſen, was dieſe Bruſt in ſich birgt und was unter den Eingeweihten noch als Geheimniß waltet, bis die Zeit gekommen, wo die Saat reif, die Menſchheit mündig, die Wahrheit im Stande ſein wird, unverſchleiert vor das Licht der Sonne zu treten."

Er hatte mich, als er ſo ſprach, an ſeine Bruſt gezogen und blickte mich zärtlich liebevoll an. „Einen La Torre mein zu nennen," ſagte er, „in ihm dem nach mir kommenden Geſchlechte einen Genoſſen zur Reform der Kirche zu geben: das war mein Lieblingsgedanke; es ſcheint, er war zu kühn. Der große Baumeiſter der Welt mag ſich andere Werkzeuge ſuchen!"

„So will ich als Maurer Hand in Hand mit Euch am Aufbau eines neuen unſichtbaren Tempels der Menſchheit arbeiten!" Das war mein Wort, als ich Euſebio's Umarmung erwiederte und prüfend in ſein Antlitz blickte.

Er richtete ſich hoch auf und trat zurück. „Zuvor", ſagte er, „bin ich Soldat Jeſu Chriſti, Mann meines Ordens." Ein ſtrenger, kalter Ernſt ſtand in ſeinem Geſicht und hatte die Weichheit ſeiner Stimmung verdrängt.

Wie von draußen das Armeſünderglöckchen und das dumpfe Horn von neuem ertönte, war ſeine Haltung wieder die des Vorgeſetzten, wo nicht des Richters. „Man ladet Dich vor, Graf Giuſeppe!“ ſagte er ſtark und drängend. „Laß uns jetzt thun, was noth iſt. Es giebt noch Ein Mittel, Dich dem Verfahren des heiligen Amts der Inquiſition zu entziehen.“

„Welches?“ fragt' ich, ohne mich ſchrecken zu laſſen.

„In der Vorladung des heiligen Amtes iſt ein Formfehler begangen,“ erwiederte Euſebio, „ein Formfehler, der uns Anlaß giebt zur Gegenbeſchwerde, Anlaß, die Vorladung als unrechtmäßig anzuzweifeln.“

Ich horchte auf. Ich las von neuem die Anklageſchrift; ſie war bis auf das Signalement meiner Perſon mit allen meinen Titeln auf's umſtändlichſte ausgefertigt; nur die Bezeichnung: S. S. I., Sodale der Societät Jeſu, fehlte, obgleich die Erklärung meines Auftritts noch nicht angenommen, noch nicht bekanntgegeben war.

„Ich überreichte ſie noch nicht,“ ſagte Euſebio, zog ein Schriftſtück aus der Buſentaſche und zerriß es vor meinen Augen. „Somit, mein Sohn, bleibſt Du, was Du biſt, Sodale der Geſellſchaft Jeſu.“

„Wider meinen Willen?“ fragt' ich.

„Wider Deinen Willen und zu Deinem Heile!“ erwiederte Euſebio. „Nur ſo kann Dich der Orden ſchützen, Dein Recht vertreten. Wir werden die Vorladung des heiligen Amtes der Inquiſition zurückweiſen, Du ſtehſt nur unſerer Gerichtsbarkeit. Wir werden Santa Maria, Dein Erbe, verwalten; wir

werden es im Sinne des Verſtorbenen verwalten, ohne das Teſtament anzutaſten und ohne Deine Rechte zu verkürzen."

„Wird Eure Caſuiſtik das im Stande ſein?" flüſterte ich ſtill für mich hin. Mein Widerſtand war gebrochen; aus den Händen der Dominicaner war ich in die Hände Derer überantwortet, die ſich nach dem Namen Deſſen nennen, der die Unſchuld, die Reinheit, die Liebe ſelber war.

„Als Dein Socius und Oberer", fuhr Euſebio fort, „hab' ich Dir zugleich anzukündigen, daß der Orden Dir in Geleitſchaft eines unſerer Geſchäftsträger eine Miſſion nach dem deutſchen Norden anvertraut. Alles iſt vorbedacht, der gute Bruder, der Dich begleiten wird, iſt von Rom eingetroffen und zur Reiſe bereit, Dein Miſſiv iſt ausgefertigt."

Euſebio überlieferte mir das Miſſiv, deſſen Siegel und Unterſchrift, vom Generalvicar vollzogen, mir den Schutz des Ordens ſicherte.

„Schlimmer", ſagte er, „ſteht es mit der Ladung des Waldenſers vor das heilige Amt."

„Um Gott!" rief ich, „kann Pirro nicht mein Begleiter ſein?"

„Die Anklage lautet auf öffentliche Störung des Gottesdienſtes an geweihter Stelle, Schmähung" —

„Ausbrüche der Tollheit!" unterbrach ich Euſebio. Meines Bleibens war nicht länger, unſer Abſchied war in Haſt und Eile.

Ich ſtürmte fort, den Armen zu ſehen, mit den Aerzten des Hauſes mich in Vernehmen zu ſetzen; es galt ein Verbrechen zu verhüten.

Der Medicus, ein Conventuale der Gesellschaft, gehörte zu den Verständigen in seiner Wissenschaft; er verwarf entschieden die alte Maxime, im krankhaft gestörten Gehirn eine Anwandlung des bösen Geistes zu bekämpfen. Aber der Mann stand doch so gut wie seine Collegen unter der Controle und unter den Einflüssen der Diplomaten im Orden; es konnte besten Falles in deren Interesse sein, auf Wahnsinn zu curiren, um den Patienten vor dem Ketzergericht zu bewahren. Er hatte einen günstigen Moment benutzt, um gewaltsam auszubrechen, hatte sich zur Wehre gesetzt und saß in einem der Behälter des Krankenhauses, das früher abwechselnd Verbrechern und unheilbar Wahnsinnigen zum Aufenthalt gedient haben mochte.

Ich betrat mit Arzt und Wächter das feuchte Gewölbe, in das man ihn gebracht. Der Arme saß im Winkel auf dem Block, an den man ihn gebunden, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, mit stieren Blicken vor sich brütend, die Hände über die Brust gekreuzt, die langen Aermel um seinen Leib geknüpft. Dicht neben ihm an den Mauern hingen Ketten und Ringe, ehedem in alter blinder Zeit die Heilmittel für Geist und Leib. Durch das halbvergitterte Fenster oben in der Wand, der Thür gegenüber, blies ein scharfer Luftzug, der ebenso feindlich war wie der feuchte Moder am Boden. Pirro blieb unbeweglich, wie ich zu ihm trat, seine Schulter erfaßte, seine Wange berührte. Er glotzte vor sich hin und schien mich nicht kennen zu wollen; ein Strom von Thränen brachte dann endlich in seinen stumpfen Zustand eine heilsame Lösung.

Ich bat den Arzt, mich hier unter ſeiner Oberaufſicht ſchalten und walten zu laſſen nach meiner Ueberzeugung, da ich wiſſen müſſe, wie mein armer Freund zu behandeln ſei. Er geſtattete es mir verſuchsweiſe, fand jedoch einen Wechſel des Aufenthaltes nicht ſofort zuläſſig. Ich ließ Streu und Decken über den Boden breiten, Tiſch und Seſſel herbeiſchaffen; auch hinreichende, mäßige, den Augen wohlthuende Beleuchtung und die alte Harfe, die noch aus der Zeit meines Aufenthalts im Collegium in der Bibliothek des Hauſes aufbewahrt wurde. — In Indien giebt es unbändige Thiere, die ſich nur mit Muſik fangen und zähmen laſſen; ich wollte verſuchen, ob mein altes Inſtrument aus Piemont den Kobold der Berge nicht bezwingen ſollte.

Im Thal Luſerna und weiter hinein in den Wäldern meines Landes findet man die Harfe noch in den Hütten alter Leute, und wenn die Jugend ſie nicht mehr zu ſpielen verſteht, ſo hängt ſie doch Ehrfurcht gebietend an der Wand unter den Reliquien der Altväter. An ihre Saiten knüpfen ſich die Sagen der alten Zeit, und wenn unverſehens ein Luftzug, der durch's Gemach fährt, über ſie hinzittert, dann erklingen ſie mitunter von ſelbſt und wecken alte Mährchen auf, ſo ſchaurig ſüß wie aus der nordiſchen Sagenwelt. Das Inſtrument gehört auch dem Norden an, wo im Nebel die Geiſter erſchlagener Helden umgehen und für ungerechte Schmach und bitteres Leid ihre Sühne fordern.

„Ich will zu ihm in dieſen Tönen reden," ſagte ich zum Medicus, „wenn mein Wort nicht bis in ſein verſtocktes Ge-

müth bringen ſollte. Die Muſik muß, wie bei den Hellenen, zu den Heilmitteln gerechnet werden, dem geſtörten Geiſt die verlorene Harmonie wiederzugeben. Der Menſch dieſes Zeitalters weiß nicht mehr was dem Leidenden noththut, weder in der Gotteskunde, noch in der Heilwiſſenſchaft. Auf beiden Gebieten ſcheint die Kunſt, die Seele zu behandeln, verloren gegangen. Was Gifte ſind, das habt Ihr Forſcher ſehr eifrig aufgefunden im Reiche der Natur. Die Schaalen todter Schnecken, den Thran vom Wallfiſch, die bittere Galle vom todten Ochſen, die Wirkungen der kleinen ſpaniſchen Fliege: das kennt und wendet Ihr an; aber was poſitive Heilkraft iſt, was Leben giebt und Athem einflößt: die guten Geiſter und Mittel der Natur, das kennen wir wenig. Wiſſen wir doch auch in Sachen des Glaubens nicht mehr, was Kraft und Nahrung giebt, ſelig macht und verdammt!"

Der Rabbi weiß es; er ſammelt ſich im Gebet, und ſein alter Gott offenbart ihm im Nervenäther ſeiner Glieder einen wunderbaren guten Geiſt, wo wir Chriſten dem alten Wahn wieder huldigen möchten, im zerſtörten Gehirn gehe leibhaft der Böſe um.

Ich hatte Pirro ſeiner Bande befreit. „Auf meine Gefahr!" bedeutete ich Arzt und Wächter. Eines neuen Wuthanfalls gewärtig, blieb der Letztere an der Thür wie auf der Lauer ſtehen, während ich mit Pirro Arm in Arm im Raume ab und zuſchritt. Er erquickte ſich an Speiſe und Trank, nicht ohne Mühe, nicht ohne mein Zureden; erſt meine Verſicherung, ihm Bürgſchaft für die Nahrungsmittel zu leiſten, erſt nachdem

ich ihm vorgekoſtet, war ſein Widerwille beſeitigt und der Natur ihr lange verſagtes Recht geworden. Mit mir allein hätte er ſich vielleicht alsbald ausgeſprochen; aber mit dem Blick des Argwohns, den er aus den ſchrägen Höhlen ſeiner Augen auf die Gegenwärtigen warf, unterbrach er jeden Beginn zur offenen Mittheilung, trotz dem Vertrauen, das er zu mir zu faſſen ſchien. Ich wiederholte ihm die Vorgänge in Santa Maria; er ſchien ſich Mühe geben zu wollen, mir Glauben zu ſchenken, aber es ward ihm ſchwer. Er zog mich bei Seite in den Winkel des Gemachs und flüſterte mir zu, geſtern Nacht ſei ihm Mormona erſchienen, mit drohendem, vorwurfsvollem Geſicht; ſie habe auf uns alle eingeſcholten, auch auf mich, weil wir ſo ſchlechte Augen hätten und den Knaben nicht fänden. „Sie ruhen nicht, bis ſie uns Alle als Leichen vor ſich ſehen; aber noch muß der Knabe lebendig ſein!“

„Saverio iſt todt!“ ſagte ich und ſah Pirro durchdringend an. Er ſchlug ein ſchmerzlich höhniſches Gelächter auf, während er meinen Arm von ſich ſchleuderte, faßte mich aber alsbald wieder unter, ſchnalzte mit den Fingern und zog mich faſt im Sturmſchritt im Raume auf und ab. Dann und wann machte er förmliche Sprünge und wiegte wie zum Anlauf Beine und Füße. Seine Augen liefen dabei kreuzweis im Gewölbe des Kellers auf und nieder. Plötzlich packte er in wilder Haſt mit beiden aufgeſtemmten Händen meine Schultern, ſchnellte ſich, mich hinter ſich ſchleudernd, mit der Schwungkraft einer wilden Katze über mich hin und hing oben am ausgebrochenen Mauerſtück am Fenſter.

Arzt und Wächter waren Augenblicks auf ihn zugestürzt, aber im Nu stand er so tief in der Nische, daß er selbst vom Tische aus nicht mehr mit unsern Händen erreichbar war. Während der Wächter Miene machte, den Stuhl auf den Tisch zu stellen, um so seiner habhaft zu werden, hatte er schon mit der Gewalt der tollkühnen Wuth einen Eisenstab dergestalt auseinandergebogen, daß er quer von der Seite Schulter für Schulter seinen Leib durchzwängen konnte. Er stand schon draußen, als der Wärter laut rufend zur Thür hinausstürzte ‚Lug und Trug, leb' wohl!" schrie Pirro mit wildem Gelächter. „Ich gehe nach Santa Maria, Dir den Knaben zu suchen, blind wie Du bist, Giuseppe! Der Knabe muß leben; meine Augen sahen Alles, nur ihn nicht!" Ein Sprung, ein dumpfer Fall, ein Gerassel wie von zerbrochenen Scherben: das folgte sich rascher als der Lärm der mit Stangen herbeieilenden Diener den Corridor herunterscholl. Wie sie den Gefangenen nicht mehr vom Kerker aus erreichen konnten, eilten sie in den Hof hinaus, in welchen das Fensterloch mündete.

Das Halloh in den Gängen des Hauses, um den ausgebrochenen tollen Waldenser zu fangen, mischte sich draußen mit dem Gesange der Schaaren vom heiligen Gericht, die Niemand anders als just den entsprungenen Ketzer forderten. Ich hätte dort, als Ziel desselben Begehrens, ebenso wenig den Eifer der Verfolgung beschwichtigen können wie im Innern des Hauses; ich vertraute auf das gute Naturell des Menschen aus den Bergen, auf die Pfiffigkeit des Wildes, das in Gefahren geschult und gewitzigt ist.

Aber das Unheil wuchs. Der Arme hatte aus dem engen Hof keinen Ausgang gefunden. Mühsam war er an einer Dachrinne hinaufgeklettert und in ein oberes Stockwerk gelangt. Allein auch dort war die Wuth der Verfolger schon wach; Trepp' auf und ab durch die Gänge gejagt, mußte er endlich, hart bedrängt, aus einem Fenster hinaus zum zweiten Male einer Regenrinne sich anvertrauen. Sie war kein so treuer Leiter und Helfer in der Noth wie die frühere; sie riß unter der Gewalt des Schwunges, den er sich gab, sie zu erfassen, mit ihren Fugen und Eisen aus der Mauer, stürzte mit ihm kopfüber drei Stock hoch nieder und zerschlug mit ihm auf den Quadern der Straße.

Ich war hinausgeeilt; ich sah den Armen vor meinen Augen zusammenstürzen, mit Einem Schlage zerschmettert, eine Beute des Todes. Seine Hand war noch warm, aber das Uhrwerk des Herzens stand still.

Ein Paar Leute vom Strande, gute Bursche ohne Furcht und Scheu, ließen sich gewinnen, um sich seiner zu bemächtigen. „Ein armer Junge aus den Bergen!“ sagt' ich ihnen, „unschuldig verfolgt, ein gestörtes Gehirn, that nie jemand wehe!“ Damit bestach ich sie, und zwei Schultern trugen die schnelle Beute des Todes schon bei Seite, als der Strom der Menge mit den Dienern des Collegiums heranschwoll. „Begrabt ihn still!“ empfahl ich noch den Fischern, „scharrt ihn an einer Waldecke ein, oder versenkt ihn mitten ins Meer, all' eins! Die Mutter Erde ist überall des Herrn, wo der Mensch nicht mit der Qual seiner Gedanken ihren Frieden stört!“ — Mit des armen

Jungen Bekehrung hatte ich meine Rechtgläubigkeit, meine eigene Anwartschaft auf den zukünftigen Himmel beweisen sollen, und konnte ihn nicht einmal vor Wahnsinn und Tod bewahren! Ich schlich in den tiefsten Schatten der Gasse, in den verborgensten Winkel des Gebäudes, um mit meinem Schmerz allein zu sein und Pirro's armer Seele in meinen Gedanken eine stille Messe zu lesen. —

Wie der Tag anbrach, stand mein Gefährte zur Reise nach dem deutschen Norden an meiner Seite. Der Genosse, der mir zugesellt war, weil nur je ihrer Zwei zu gegenseitiger Bewachung mit Aufträgen an die zerstreuten Missionshäuser betraut werden, war Niemand anders als der germanische Bruder, Pater Burkhart, genannt Broccardo. „Gott zum Gruße und nichts für ungut!" war sein Wort, mit dem er mich bewillkommnete. Er gehörte zu Denen, die Gott auf den Lippen haben, ihn auch sonst von Herzen gern einen guten Mann sein lassen. Pater Burkhart war angewiesen, mir in jeder Weise möglichst zu willfahren und freien Spielraum zu geben.

Die Sonne lugte mit blutrothem Auge über die Felsen Genua's; sie spiegelte sich im Meere, als wir die Stadt verließen. Turin und Genf in der Schweiz waren unsere nächsten Stationen. — —

* * *

Hiermit schließt der erste Theil der Bekenntnisse, die in der Handschrift vor uns liegen. Für die nächsten Jahre fehlen

alle Aufzeichnungen. Sind es Jahre geweſen, die einer Oede, einer Steppe glichen?

In Turin war Graf Giuſeppe in die Freimaurerloge Rose et Croix aufgenommen worden, in Genf hatte er viel im Seminar der Calviniſten verkehrt; er bekannte ſich ſeitdem zum Glauben der Reformirten Chriſten. Bei alle dem blieb er äußerlich in der alten Gemeinſchaft, auf die ihn das Schickſal ſeines Hauſes verwieſen hatte; der ſeltſame Gefährte ſeiner Wanderungen wich nur ſelten von ſeiner Seite. Erſt nach einer langen Pauſe beginnen die Mittheilungen ſeiner Feder von neuem; ſie führen uns auf deutſchen Boden, und die Herausgeber dieſer Denkwürdigkeiten überliefern die weiteren Erlebniſſe des Grafen della Torre wie folgt.

Neunzehntes Capitel.

Deutschland und seine Religionskriege.

— — So bin ich denn nun mitten in diesem wunderbaren Deutschland, das mir oft genug eben so wunderlich erscheint. „Hier werdet Ihr Euch wohlfühlen," sagte Pater Burkhart zu mir, als wir in dem ersten deutschen Gasthaus unsern Einzug hielten und die ersten Laute seiner heimischen Mundart an unser Ohr schlugen. „Hier werdet Ihr Euch wohlfühlen!" sagte er mit einem Gemisch von Gutmüthigkeit und Spott, „hier zu Lande kann Jeder nach seiner Façon selig werden!" — Es ist dies einer jener Aussprüche des Königs der Borussen, dessen Witzworte in der ganzen Welt umlaufen. Dieser Friedrich scheint mit Bonmots aus der Voltaire'schen Schule sein Zeitalter eben so sehr beherrschen zu wollen, als er mit deutscher Faust Provinzen des heiligen römischen Reiches ansichreißt. Man rüstet sich abermals gegen ihn, um seinen Anmaßungen zu begegnen, während man doch an allen Ecken und Enden seinem starken Geiste huldigt, seine Einfälle bewundert oder belacht. Ich erinnere mich, daß der Schrecken seines

Namens ſelbſt bis nach Rom drang, und der heilige Vater ſich ernſthaft bekreuzte, als Monſignore Borgia ihm bei Tiſche als Würze eines jener vielen Pfefferkörner des königlichen Witzes anbot.

Pater Burkhart's Miſſion ging zunächſt nach Dillingen, dem Sitze des Biſchofs von Augsburg. Aber wir verfehlten dort den Prinzen des ſächſiſchen Hauſes, der dies Bisthum mit dem von Trier vereinigte. Wir reiſten in Eilmärſchen durch Baiern; die kriegeriſchen Bewegungen zwangen uns, im Kloſter B. Raſt zu halten. Pater Burkhart hatte hier Freunde und verſchaffte auch mir einen Umgang, den ich mir nicht beſſer wünſchen könnte. Wäre der Glaube der alten Mutterkirche überall in Deutſchland ſo aufgeklärt, wie unter dieſen gelehrten Benedictinern, ſo bliebe nur zu hoffen, daß die proteſtantiſchen Chriſten auch ihrerſeits geneigt wären, ſich zu einer neuen Kirchengemeinſchaft mit uns zu verbrüdern. Der Prälat, Abt Valerius, ein langer hagerer Mann, hat eine gewiſſe redliche Ehrwürdigkeit, die keineswegs einem finſtern Aberglauben in die Hände arbeitet. Er zeigte uns die koſtbare Monſtranz des Kloſters. Auf der einen Seite beſteht ſie aus großen Aehren von Diamanten, die das Brot des Herrn vorſtellen; auf der andern aus Trauben von Rubinen, die auf den Wein bei'm heiligen Abendmahl deuten. Burkhart äußerte einen Zweifel über die Aechtheit der Diamanten. „Ich weiß," ſagte der Abt, „man trägt ſich mit dem Gerücht, einer meiner Vorgänger habe aus dem Erlös der ächten Steine den Ankauf unſerer Bibliothek beſtritten. — Es iſt genug," fügte er mit ſeiner ruhigen Würde

hinzu, „wenn der Glaube des Volkes an die Wirkungen der Monstranz ächt ist! Wir, die wir die Wissenden sind, schöpfen doch ganz wo anders Kraft und Erhebung.“ — Er wies dabei mit dem Stolz eines gelehrten Bewußtseins auf die Räume, wo die Bücher stehen. Pater Placidius, der Oberbibliothekar des Klosters, stand neben uns und fühlte sich in seinem ganzen Werth. Auch Pater Beda, der exegetische Schriften verfaßt hat, auch Pater Franciscus, der aus dem Französischen übersetzt, Alles ist hier Schriftsteller, und selbst einige Laienbrüder schreiben Choralbücher auf Pergament ab, mehrere von den frommen Vätern sind äußerst geschickt in der Malerei der Initialen. Pater Johannes, der Mathematicus, ein kleiner, lebhafter Mann, ist mit einem Grundriß vom Klostergebiet beschäftigt, auf den er jedes Haus, jede Hütte und jedes Ställchen, genau vermessen, einträgt; die Einkünfte und Abgaben beschreibt er daneben im Texte. Er wies uns auch seine Sammlung von Mineralien und Petrefacten, die er bei'm Vermessen des Landes verfaßte, und bei dieser Veranlassung war es, wo dieser kleine rührige Mann uns unter vier Augen die Zweifel gegen die Aechtheit der Steine in der Monstranz erhärtete. „Thut nichts zur Sache!“ sagte er mit seinem gutmüthig listigen Lächeln, „unächte Steine sind doch immer noch mehr werth, als eine unächte Gurgel des Ritters Sanct Georg und ein falscher Finger der heiligen Gertrud, was sie beides da drüben im Bamberger Domstift in natura aufweisen wollen!“ — So offen, naiv und leutselig sind hier Priester der alten Mutterkirche! Ich glaube, sie wären, wenn man ihre

gute Einsicht walten ließe, reif zu einem guten Einverständniß mit den christlichen Ketzern. Sie sind aufgeklärt genug, um ihren Verkehr mit Protestanten in jeder Weise zu pflegen. Der Dienst im Kloster ist gering, die Observanz nicht streng; man kann hier ganz seinen Studien leben. In welchem Zustande dabei das Volk verbleibt, ist freilich eine andere Frage. Ich fürchte, die Aufklärung hält sich unter den Deutschen in geschlossenen Logen fest und erschrickt vor sich selber und dem tausendfachen Zwiespalt, den sie anregt, wenn sie sich mit scheuem Tritt hinaus in die Wirklichkeit wagt.

Am fürstlichen Hofe zu Bamberg fand ich Nichts von jener schlichten Erhabenheit, aber auch Nichts von jenem dunklen Tiefsinn, den ich in den rechtgläubigen Ländern des heiligen römischen Reiches deutscher Nation erwartete. Auf dem Petersberge liegt die Residenz des Bischofs von Bamberg, der zugleich mit Würzburg belehnt ist. Adam Friedrich, ein geborner Graf von Seinsheim, ist ebenfalls ein Mann der Aufklärung, zieht ausländische Manufacturisten herbei, liebt Pracht und ästhetisches Vergnügen. Er spricht fast nur französisch, und seine Günstlinge sind immer einige Pariser Abbés, die an seinem Hofe à la Voltaire den Schöngeist machen. Seine Zeit ist ziemlich regelmäßig auf Jagden, italienische Opern und französische Komödien vertheilt. In Pommersfelden, einem seiner pompösen Lustschlösser, sahen wir neulich ein Schäferspiel, in dem sich mein Landsmann, der berühmte Zachini, bewundern ließ. Auch die Frau des fürstlichen Hofkapellmeisters, Signora Fracassini, welche die besondere Gunst Sr. bischöflichen Gnaden

beſitzt, wird als Bravourſängerin gefeiert und von den Herren am Hofe vergöttert. Die Muſik in den Kirchen iſt hier allerorts ganz opernmäßig. Trabanten mit Stäben ſtolziren mit großem Schaugepränge in den Hallen auf und ab, während römiſche Paradeſänger ihre wollüſtigen Töne gurgeln. An die Strenge der ambroſianiſchen Kirchenregel gewöhnt, wie ſie in Mailand herrſcht, wo kein üppiger Geigenton im Tempel Gottes laut werden darf, muß mir die Weltlichkeit des deutſchen Kirchendienſtes um ſo mehr auffallen. Vergeblich hab' ich bis jetzt auf jene erhabene geiſtliche Muſik gelauſcht, an welcher Deutſchland ſo reich ſein ſoll. Wo ſind' ich überhaupt den Ernſt, der dieſer Nation inwohnen ſoll? In welchen Höhlen lauert er, an welchen Ketten liegt er? Verkriecht ſich dieſes Volk vor ſich ſelbſt? Hat es ſeine eigene Natur verloren? — Ich weiß freilich nicht, wie dies hundertfach zerfetzte Deutſchland dazu kommen kann, einen gemeinſamen Gedanken zu faſſen, um zu ſich ſelbſt zu kommen. Jeder Fußbreit Landes hat hier eine andere Geſtalt. Hier ſind nicht blos, wie bei uns in Italien, die Städte zu Staaten, die Provinzen zu Reichen und die Stämme zu beſonderen Völkern geworden; hier iſt faſt jedes Dorf gegen das andere verbarrikadirt, äußerlich durch Schlagbäume, Mauthen und Zollſperren, innerlich durch provinzielle Vorurtheile, die jeder kleinſte Ort mit der Halsſtarrigkeit eines Vierfüßers feſthält. Jeder iſt hier eiferſüchtig auf den Andern, will ſelbſtändig ſein auf Koſten des Andern und hält ſich gegen den Nächſten verſchanzt. Das Wort „Heimtücke" ſcheint recht eine deutſche Erfindung zu ſein. Und um ſich gegen den Nach-

bar draußen trotzig abzuschließen, erträgt man zu Hause mitunter die ärgste Sklaverei. Diese hundertfache Selbständigkeit der vielen einzelnen Punkte, die kein großer Gedanke mehr bindet und eint: das nennen sie ihre Freiheiten. In einer Provinz betet man an, was in der nächsten als Teufelei verschrieen wird. Einer und derselben Sache baut man hier Altäre, dort Kerker, und so ist dies tiefsinnige Volk, das immer das Größte erdachte und es nie festzuhalten, nie nach Außen hin zu gestalten wußte, unselig zerworfen, zerrissen, in seinen Fundamenten aufgelöst. Es ist, als ob der Zwiespalt wie ein Fluch auf diesem Volke lastete. Aeußerlich ist der Deutsche phlegmatisch, und innerlich verzehrt ihn ein seltsamer Drang nach den Geheimnissen der Geisterwelt. Sie bücken sich vor der hergebrachten Tyrannei und stiften ganz im Stillen heimliche Vereine, wo sie der Freiheit Altäre bauen. So sind denn hier die Logen die eigentlichen Zufluchtstätten der frei Denkenden und der edel Fühlenden. Aber sie thun das Maurerthum wie Sonntagsandacht ab und werkeltagen weiter. Ich suche eine Loge, die sich im Leben der Menschen bethätigt, einen Verein der Freien und Edlen, der es sich zur Aufgabe macht, die Menschenwelt umzugestalten, die Wahrheit zur Wirklichkeit zu machen. Die Wahrheit soll nicht in den Schlupfwinkeln stillsitzen, sie soll sich der Lebensformen bemächtigen; eine Loge freier Maurer muß Macht haben, um Propaganda zu machen; eine Nation aber nicht anders als in sich selbst das Heil der Neugestaltung suchen. Die Fürsten hier schwelgen in fremdländischen Genüssen; an den katholischen Höfen sind die Ita-

liener gleichsam Hahn im Korbe, die protestantischen Höfe sind französirt. Die Priester seufzen oder lächeln über den finstern Glauben und lassen doch das Volk in seiner dumpfen Nacht. — Und wie find' ich die Andersgläubigen? Haben sie sich ganz abgelöst vom Zusammenhang mit ihren Brüdern? Oder sind sie von einer Sehnsucht nach Einigung mit der alten Kirche erfüllt? Haben auch sie vielleicht nur die Kraft zum Zwiespalt, ohne den Punkt zu finden, wo der Christ dem Christen, der Mensch dem Menschen die brüderliche Hand zum Bunde reicht? Sie haben den Heiligendienst abgeschafft und sehen in der Person des Heilands den alleinigen Mittler. Aber sie wissen nicht recht, was ihnen Christus ist. Die Einen beten zu ihm als zu dem Gott der Gnade, vor dem die Creatur in ihrem Nichts zusammensinkt. Sie stellen ihn sehr hoch, aber erheben sich nicht zu ihm. Die Andern drängen sich keck ihm zur Seite, nennen ihn ihren weisen Lehrer, einen aufgeklärten Menschen, der die reinste Moral gepredigt, aber sich leider soviel Wundergeschichten aufbürden ließ. Also bis zum Wunder, bis zur Anerkennung der Macht des Geistes über den Leib, bringen es diese Rationalisten nicht? — Wer fühlt nicht, daß das Christenthum reich genug ist, um alle diese Secten zu umfassen, in denen bald das Herz, bald der Verstand vorherrschend Sprache gewonnen! Aber sie haben den Mantel Christi in tausend Stücke zerfetzt, und jede Partei hält den abgerissenen Zipfel für den ausschließlichen Inbegriff seiner heiligen Erscheinung auf Erden! In der freien Reichsstadt Ulm, die in ihren Mauern nur lutherische Christen duldet und einem Reformirten kaum für Eine

Nacht ein Ruhelager geſtattet, las ich an den Straßenecken als Neuigkeit den Anſchlag eines Buches mit dem Titel: „Lieber türk'ſch als calvin'ſch!“ — Wie wir in Stuttgart Raſttag hielten, brachte mir der Gaſtwirth auf meine Bitte um ein gutes deutſches Buch ganz heimlich das Buch der Bücher. Aber es war in einer eigenthümlichen Abfaſſung, es war die ſogenannte Wertheim'ſche Bibel. Die alte Bilderſprache iſt hier in gewöhnliche Ausdrücke, in profane Redensarten von heute verwandelt. Dieſe gemeine Sprache läßt ſich nicht mehr mit Erfolg citiren, oder die Prophetie der Bibel verliert darin ihr Gewicht. Deshalb haben die frommen Leute in Halle die „Bosheit“ dieſes Ueberſetzers entlarvt. Es ſei, ſagen ſie, in tauſend Jahren kein ſo heilloſer Betrug geſpielt. Der Gaſtwirth zur goldenen Gans in Stuttgart ſchlug mir im „Reichspoſtreuter“ aus alten Jahrgängen die Verbote auf. Die gute Stadt Nürnberg hat das Vergehen, dieſe Bibel zu leſen, auf fünfzig Thaler gutes Courant angeſchlagen. Kurſachſen meinte, das Verbrechen ſei hundert Thaler werth; die Krone Preußen verſtieg ſich bei Confiscation der Wertheimer Bibel auf hundert Goldgulden. „Wir in Stuckert“, ſagte der gemüthliche Wirth und ſchob liſtig ſein Käppchen auf's linke Ohr, „wir in Stuckert haben nitt ſo eiteln Preis d'raufg'ſetzt, aber geheim halte müſſe wir's dennoch; unſer Herr Pfarrer in der Kirche hat ſiebenundzwanzig Sonntage über die Frechheiten des gottloſen Herrn Schmidt gepredigt.“ Dies iſt der Name des Ueberſetzers. Es ſind etwa fünfzehn Jahre her, da ward er in Wertheim auf die peinliche Anklage des Reichshoffiscals ge-

fänglich eingesteckt. Sein Proceß sollte auf Kosten des fränkischen Kreises geführt werden; da aber der fränkische Kreis sich nicht dazu verstehen wollte, so zog sich die Untersuchung in die Länge. „Inzwischen", sagte mein guter Wirth, „hat man den Inquisiten entwischen lassen!"

Noch peinlicher aber als die Anklage des Reichshoffiscals find' ich die heimliche Auflauerei der Leute unter einander, um auszumitteln, wes Glaubens Kind man sei. Und wehe dem, den ein besonderes Gelüst nach den geheimen Schätzen des Christenthums bei Andersgläubigen dazu treibt, die Gränzen seiner ihm angebornen Kirche zu überschreiten! Nach der Ueberzeugung der gründlichen norddeutschen Gelehrten steht der Verlust der ewigen Seligkeit darauf. Und so eifrig sonst die Herren vom Worte Gottes sich bei Hofe um weltliche Gunst bemühen, in diesem Punkte hauen sie blind drein mit der Faust, oder mit der Zunge, die manchem deutschen Mann wie eine Faust aus dem Maule hängt. Als die andersgläubige Prinzessin von Wolfenbüttel an den spätern Kaiser verheirathet wurde, schrieb der gelehrte Fabricius eigens ein Buch, um nachzuweisen, daß den katholisch Gläubigen dadurch nicht das ewige Heil jenseits entzogen werde. Aber ein zelotischer Herr Löscher widerstritt dieser, wie er sagte, gar frechen Behauptung; der katholische Glaube, sagte er in einer grausamen Schrift, sei ein Gräuel Gottes. Die Facultät der kleinen Hochschule zu Helmstädt vertheidigte ihren Fabricius, aber die Tübinger verketzerten die Helmstädter, und die Helmstädter verunglimpften die Wittenberger, die ihrerseits wieder mit den

Hallenſern darüber zerfielen, und Dieſe, die Hallenſer, als die allerfrömmſten Leute, verdammten alle Welt. Die Sache ward hochverrätheriſch, denn die arme unſchuldige Seele der Prinzeſſin von Wolfenbüttel lief Gefahr, von den wüthenden deutſchen Gelehrten zerriſſen zu werden. Als der große Kanzel- und Katheder-ſtreit ausgetobt hatte, war Jeder ſo klug wie zuvor. Die hartköpfigen Hofprediger in Wolffenbüttel blieben der Meinung, ein Glaubenswechſel, er ſei zu Gunſten der katholiſchen oder der reformirten Kirche, ziehe den Verluſt der ewigen Seligkeit nach ſich. Als ſie dem Herzoge wegen ſeiner Zuſtimmung in die Heirath gar das Abendmahl verweigerten, machte er von ſeinem Hausrecht Gebrauch und jagte ſie zum Lande hinaus. — Das ſind ganz einfache, wahre und alltäglich ſich wiederholende deutſche Hiſtorien. — Deutſchland hat alſo auch ſeine Inquiſition, nur handhabt ſie Jeder, Lutheraner Katholik und Calviniſt, wie er mag und kann, auf eigne Fauſt. Es kann hier alſo, wie der König der Boruſſen ſagt, Jeder „nach ſeiner Façon" ſelig, aber auch nach der Façon Deſſen, der die Oberhand hat, die Treppe hinunter und zum Hauſe hinausgeworfen werden. Bricht er dabei den Hals, ſo iſt das nur dieſelbe Façon, in der er Andern ihr leibliches und ewiges Wohl ſtreitig macht. Die tiefſinnige deutſche Freiheit, beruht ſie vielleicht auf dem alten berühmten deutſchen Fauſtrecht?

Im Schwaben- und Frankenlande war erſt ganz kürzlich der Hohenlohiſche Religions- und Familienkrieg beigelegt. Die Linien Waldenburg, Bartenſtein und Schillingsfürſt waren

nach dem westfälischen Frieden zur katholischen Kirche zurückgetreten, und gaben fortgesetzt, wie es heißt, den evangelisch gebliebenen Unterthanen mehrfachen Anlaß zu Klagen über Beeinträchtigung. Nach dem Normaljahr 1642 blieb die evangelische Kirche die in diesen Landen herrschende; allein die Fürsten gaben ihrem Hofgottesdienste, den zu halten der westfälische Friede sie berechtigt, eine größere Oeffentlichkeit, ließen Processionen durch die evangelischen Städte ziehen, erlaubten benachbarten Klostergeistlichen, Pfarrgeschäfte zu üben, schmälerten dadurch die Einkünfte der evangelischen Geistlichkeit und erlangten in einigen lutherischen Kirchen die Gestattung des katholischen Gottesdienstes. Das wäre sehr schön, beruhte das auf Gegenseitigkeit; aber es geschah aus Haß und Feindschaft, und wer Wind säet, sagt hier ein Sprichwort, wird Sturm ernten. Nun rückte vor einigen Jahren (1744) das Osterfest heran, für die Katholischen aber um zwölf Tage früher. Die fürstlichen Regierungen geboten allen Unterthanen eine gleichzeitige Feier nach dem verbesserten römischen Kalender, den die Evangelischen nicht anerkannten. Das evangelische Consistorium zu Oehringen versagte diesem Gebote Gehorsam. Da wurden fünf Prediger abgesetzt, das Consistorium aufgehoben. Dawider klagten nun die evangelischen Linien des Hauses Hohenlohe, die Linien Neuenstein, Oehringen, Kirchberg und andere, wegen Verletzung der Familienverträge bei'm kaiserlichen Reichshofrath. Sie erlangten einen für sie günstigen Entscheid; die katholischen Linien wurden bei Androhung der Execution zur Wiederherstellung des früheren Zustandes verurtheilt. Das

markgräfliche Anſpach hatte die Executionstruppen zu ſtellen auch an Kurbrandenburg, Kurhannover, Kurheſſen, Sachſen-Gotha erging kaiſerlicherſeits die Aufforderung, die nöthigen Truppen in Bereitſchaft zu halten. Die Gemüther waren noch ganz erfüllt von dieſen kaum beigelegten Stürmen, ſie dampften gleichſam noch vom Eifer des Religionskrieges. Während deſſen rüſtete der Boruſſenkönig von neuem, als wollt' er dem ganzen Trödel ein Ende machen. —

Von Bamberg bis Erlangen macht man nur einen Weg von vier bis fünf Meilen, und doch fühlt man ſich plötzlich auf dieſem kleinen Raum in eine ganz andere Welt verſetzt. In Bamberg fette Triften, volle, runde Geſichter; im Wirthshauſe ſchwere Schüſſeln, daß der Tiſch kracht; unter'm Krummſtabe, ſagen die Leute, iſt gut wohnen! Im proteſtantiſchen Erlangen magerer Sandboden, aber lauter helle Geſichter, eilige Füße, nie ruhende Hände. Dort das ſatte Behagen des reichen Ackerbauers, hier die flinke Rührigkeit der Gewerbe. In Bamberg hohe Häuſer mit einer Architektur voller Pomp und Stolz, aber ſchmutzig und Nachts ohne Beleuchtung. In Erlangen niedrige, profane Häuſer, aber reinlich und Nachts mit Laternen erhellt. — Man ſpricht mir viel von einem Gegenſatze zwiſchen Ober- und Niederdeutſchland. Mir däucht, man hat dieſen Unterſchied faſt überall gleich bei der Hand; wenige Meilen genügen, ihn zur Erſcheinung zu bringen. Die ganze Natur dieſes Volkes und Landes ſcheint dieſe Mannichfaltigkeit zu bedingen. Hielte nur irgend ein mächtiger Gedanke dieſe auseinande gefallene Welt der Deutſchen zuſammen! Aber in

dieſem Hange zu Gegenſätzen zerarbeiten ſich alle Kräfte, und mit ſeltener Hartnäckigkeit beſteht Jeder um ſo eifriger auf ſeiner Meinung, je dunkler der Gegenſtand ſchimmert, den er mit gläubigem Auge in hellem Lichte zu erblicken meint.

Wir ſaßen in Erlangen ganz harmlos in einer jener rauchgeſchwärzten, bierklebrigen Tavernen, in denen deutſche Studenten zechen und ſingen. Mein Socius Burkhart iſt ganz ſtolz auf ſeinen nationalen Gerſtenſaft, Cereviſia genannt, gleichbedeutend, ſagt er, mit dem Kurmi der alten Kreter. Auch die alten Aegypter, eiferte mein Sodale, brauten ſchon Gerſtenſaft; Oſiris hatte ihn erfunden. In deutſchen Landen feiern ſie den König Gambrinus als den Erfinder. Wie ich zum erſten Male den braunen Saft getrunken, war es mir wirklich, als müßten mir die Geheimniſſe der alten Aegypter zu Kopf ſteigen. In der Taverne zu Erlangen tranken und tobten deutſche Studenten. Es ſind dies gar wilde wüſte Geſellen, in zerlumpten Röcken und zerriſſenen Schuhen, in langen Bärten und mit nackter, behaarter Bruſt, den Schläger an der Seite und ſchnell fertig mit der Fauſt. Ich dachte bei'm erſten Anblick an die Lazzaroni Neapels. Wie eine Horde Räuber, die ſich um ihre Beute ſtreiten, ſaßen ſie da. Aber ſie debattirten über die allerheiligſten Dinge. Ein kecker Burſch, ein reformirter Theolog, mit einer doppelten Schmarre im Geſicht, ſtellte den Satz auf: Luther ſei in vielen Dingen gar ſehr „auf dem Holzwege" geweſen, er habe noch an die wirkliche Verwandlung bei'm Abendmahle geglaubt. Alsbald brach eine heftige Parteiung aus, ob Brot und Wein nur bildlich als

Leib und Blut des Herrn zu nehmen ſeien. Die „lutheriſchen Dickköpfe“ ſtritten heftig dagegen, und während ſie ſo von ihren Gegnern geſcholten wurden, ſchlugen ſie auf den Tiſch, daß die Bierkrüge zitterten, und ſchwuren den „reformirten Spitzköpfen“ den leibhaften Tod. „Euer Luther“, ſchrie ein Gegner, „hatte noch den Auguſtinermönch im Leibe! Hat er nicht auch mit dem Tintenfaß nach dem Teufel geworfen?“ Dies gab das Signal, den Teufel wirklich loszulaſſen. Jeder ſah jetzt in ſeinem Gegner den böſen Dämon, und ſtatt des Tintenfaſſes dienten die Bierkrüge zu Wurfgeſchoſſen. Die Schläger waren blank, Tiſche und Stühle wurden in Batterien verwandelt und mit wildem Geheul fielen die Kämpfer über einander her. Es floß Blut in dieſem Abendmahlsſtreit und wir hatten ein wunderbar burleskes Schauſpiel von dem praktiſchen Ernſt dieſes theoretiſchen Deutſchlands. Nur Wenige ſaßen am Ende des Saales ganz unbetheiligt am Vorfall; ſie ſchlürften ruhig ihr perlendes Bier, während das Blut der Brüder floß, und bliesen gemächlich weite Dampfwolken aus ihren Nüſtern. „Wir ſind Philoſophen,“ ſagte Einer von ihnen, mit dem ſich Pater Burkhart einließ. „Wir wiſſen, daß die Wahrheit weder auf dieſer, noch auf jener Seite liegt; ſie ſteht gleich weit entfernt über beiden Parteien.“ — „Sehr wahr, gleich weit fern von beiden,“ ſagte Burkhart mit verſtecktem Lächeln und drückte einem fremden geiſtlichen Herrn die Hand, deſſen Bekanntſchaft er ſchon früher gemacht zu haben ſchien. „Laßt ſie nur kämpfen, bis ſie athemlos am Boden liegen, dann iſt auf beiden Seiten die Ernte für uns um ſo ſicherer.“

Paſtor Dreikorn, ſo nannte ſich der Fremde, ſchüttelte wehmüthig den Kopf, als wir uns vor dem Tumult auf die Gaſſe flüchteten. Er iſt evangeliſcher Prediger in der freien Reichsſtadt Nürnberg. Er rief ſein Wehe über dieſe Zerwürfniſſe des Chriſtenthums, er pries die römiſch Gläubigen glücklich, die mitten im Sturm des Lebens nie ohne Steuermann und Compaß ſeien. Als er ſchied, nahm er auch mir das Verſprechen ab, ihn in ſeiner guten freien Stadt heimzuſuchen. Da er in uns die römiſch Gläubigen erkannte, mußt' ich auf ſeine Vertraulichkeit mit Pater Burkhart ſchließen, denn wir ſind hier in ganz weltlicher Tracht und mit Päſſen hergereiſt, die uns als proteſtantiſche Chriſtenkinder bezeichnen. Sie waren franzöſiſch aus Genua, aus Gênes, ausgeſtellt, allein Burkhart hatte an dem Worte radirt und gepinſelt, ſo daß man eben ſo gut Génève, Genf, leſen konnte. Ich weiß nicht, welche Zwecke mein Begleiter noch ſonſt damit verknüpft, aber ſchon in Ulm hätten wir ja als katholiſche Chriſten kein Strohlager zur Nacht bekommen.

Die Stadt Erlangen verließen wir in einem Zuſtande, der faſt an Aufruhr gränzte. Aus dem Streit der Studenten erwuchſen Straßentumulte, an denen die Bürger Antheil nahmen. Der Markgraf, der in dieſen Landen gebietet, mußte Dragoner abſchicken, um den großen Abendmahlsſtreit der Studenten zu ſchlichten.

Zwanzigstes Capitel.

In der Schenke zu Dunkelsbühl.

Wir mußten uns vor den preußiſchen Werbeoffizieren flüchten. In Erlangen hatten ſie unter einer Anzahl Studenten, die „scandali halber“ fortgewieſen wurden, eine zahlreiche Beute gemacht. Der Markgraf iſt der Schwager König Friedrich's, und während er als Reichsfürſt ſeine Truppen ſtellen ſoll, läßt er doch überall die dreiſten Werbungen für die preußiſchen Fahnen zu. Das Reich will dem Könige den Krieg erklären, und doch ſchweifen die blauen Huſaren mit einem Rudel junger Burſchen bis dicht an die Thore von Nürnberg. In den Schenken ſingen ſie Lieder auf ihren königlichen Helden, und die Jugend verläßt den Pflug auf dem Felde, Bücher und Schreibpult in der Schulſtube. Nicht das Handgeld, das die Huſaren bieten, der Ruhm des Königs reißt ſie fort. In Dörfern und Städten, ſelbſt in Klöſtern und am Altar der Kirchen wird geworben; der preußiſche „Antichriſt“ ſcheint wie ehedem der Hunnenkönig ein neues Jahrhundert

über Deutſchland heraufzuführen. Der Kaiſer hat keine Macht, die Kirche kein Anſehen, und dieſe ganze deutſche Welt hebt ſich aus ihren Fugen.

Es iſt in dieſem Sommer des barbariſchen Nordens ſo heiß, daß das Vieh auf der Landſtraße zu verſchmachten Gefahr läuft, die Saaten ſtehen welk; die braunen Apenninen Italiens können nicht dürrer ſein. Es ſind dies die Tage der Hundswuth, wie man hier ſagt. Und die Menſchen ſcheinen dabei eben ſo leicht in Raſerei zu gerathen. Die Schwüle ward ſo drückend, daß wir ein Obdach ſuchten.

Es war in der Schenke eines katholiſchen Dorfes, das zu dem ſonſt proteſtantiſchen Gebiet eines Reichsgrafen gehört, der ſeinen Sitz in der Nähe hat. Das Gewitter, das ſchon ſeit mehreren Tagen am Himmel ſtand, drohte endlich auszubrechen. Es war Sonntags, das Dorf war menſchenleer, und ein Kind, das einzige lebende Weſen im Wirthshauſe, rieth uns in die Kirche zu gehen, wo alle Welt ſich hingeflüchtet, um durch Gebet den Zorn Gottes abzuwenden. Es war thöricht genug, daß die Menſchenmenge ſich dort zuſammendrängte, wo der Zorn des Himmels ſie am erſten erreichen konnte. Aber ländlich, ſittlich: wir gingen hin und hörten den Pfarrer reden. Er ſchilderte die allgemeine Noth im Lande als eine Strafe des Himmels um der Menſchen Sünden willen, verkündigte die Ankunft des jüngſten Tages, ſprach von den ägyptiſchen Plagen, von der Noth der Kinder Iſraels in der Wüſte und deutete mit ziemlich dürren Worten auf den neuen Nebucadnezar hin, der gegen Kirche und Reich zu Felde ziehe und mit ſeinem gottes-

läſterlichen Heidenthum den Zorn des Höchſten über die römiſch-deutſchen Lande bringe. Wir ſtanden in der Vorhalle unter einem Trupp von Schnurrbärten, die bei dieſen Worten eine unruhige Bewegung machten. Es waren preußiſche Werber, die in Bauerkitteln in der Umgegend ihr Gewerbe trieben. „Ein hübſcher Feldprediger für uns!“ rief ein Schnauzbart ganz laut dem andern zu. „O, ich kenne Euch wohl,“ rief der Pfarrer mit drohender Stimme herunter, „Ihr, die Ihr es wagt, Euer räuberiſches Handwerk ſelbſt hier an heiliger Stätte auszuüben. Ihr Seelenfänger, Ihr Knechte des Baals, gebt Acht: auf Euch wird ſich der gerechte Zorn Gottes wälzen!“ Mit ausgeſtrecktem Arme hing der Mann Gottes da oben im Kaſten und ſchleuderte ſeinen Kirchenbann und ſeine Blitze. Aber ſein Mund verſtummte plötzlich und es ſchien ihn ſelbſt zu überraſchen, als der Donner des Himmels, den er auf die Uebelthäter herabrief, ihm wirklich Red' und Antwort ſtand. Wie eine Lawine ſich von den Bergen löſt, ſo hatte ſich aus der Ferne ein dunkles Gemurmel immer näher herangewälzt, bis es ſich mit Sturmesgeheul in einem lauten Krachen entlud. Auf einen Augenblick ſtand die Kirche wie in Flammen; raſch folgten dann hinter einander mehrere gewaltige Schläge; Alles ſchrie laut auf in der Angſt, das Gebäude möchte berſten und in Trümmern über die ganze Gemeinde zuſammenſtürzen. Die Menge brach tumultuariſch auseinander, Jeder drängte in's Freie hinaus; man kam erſt draußen wieder zur Beſinnung. „In der Nähe hat es eingeſchlagen, krach, krach!“ ſchrieen die preußiſchen Huſaren, die den Pfarrer ſuchten. Dieſer ließ ſich

aber nirgends erblicken. Wir eilten nach der nahen Anhöhe, von wo man die ganze Gegend überblicken konnte. Links und rechts, vor und hinter uns ſtiegen Flammenſäulen auf. Der Blitz hatte auf verſchiedenen Punkten in der Nachbarſchaft gezündet. Jung und Alt war jetzt bereit, dem nächſten Orte zu Hülfe zu eilen. Spritzen und Leitern wurden hervorgeſucht; der praſſelnde Regen, der ſich plötzlich in Strömen ergoß, hielt uns nicht ab, den Zug zu begleiten.

Erſt in der Nacht kehrten wir heim; das Feuer ſchien auf allen Punkten glücklich gelöſcht. Die Schenke wimmelte von Leuten, die auf die verſchiedenſte Weiſe von dem Unglück berichteten, das, ſeltſam genug! ſechs bambergiſche Dorfkirchen getroffen, während andere, meiſt proteſtantiſche Kirchthürme, die ganz dicht dazwiſchen liegen, verſchont blieben. Die preußiſchen Werber, die ſich auch hier wieder eingefunden, ſaßen am runden Tiſch mitten in der Stube, zechten und lachten über den Fluch, den der Herr Pfarrer auf ſie herabgedonnert. „Unſer Herrgott“, ſchrieen ſie, die Mützen ſchwenkend, „weiß beſſer, wen er treffen ſoll!“ Ein Theil der Bauern bekreuzte ſich vor ihnen, Andere beriethen ſich, um die frechen Geſellen hinauszuwerfen; aber Niemand wagte ſich an ſie. Sie hatten ohnedies beim Brande im nächſten Dorf wacker Hand angelegt und ſich das trockene Plätzchen in der Schenke gar wohl verdient. Sie ſaßen jetzt frei und frank in ihren Pelzjacken da, und die abgeworfenen naſſen Bauernkittel, die ſie ſich übergeworfen hatten und die jetzt am Ofen zum Trocknen hingen, lieferten ihnen das beſte Zeugniß. Hatten ſie gleich ein heidniſches Maul,

ſo waren ſie doch beim Löſchen in ihrer Chriſtenpflicht nicht faul geweſen. Alsbald ſchoben ſie Tiſch und Bänke bei Seite, um zu einem Tänzchen Raum zu gewinnen. Die grämlichen Alten von der Dorfgemeinde ſchlichen bei Seite, aber muntere Dirnen waren bald genug bei der Hand, während die Bauerburſchen das Glück der Soldaten mit neidiſchen Augen duldeten.

Der Hufſchlag von Pferden unterbrach die Scene. Einige Männer in Jagdkleidern, ganz durchnäßt, traten mit Geräuſch in's Zimmer. Eine hohe, ſtark hervorragende Männergeſtalt, um welche ſich die Anderen drängten, ſtand mitten im Raum und ſchien nicht ohne Wohlgefallen die Haufen fröhlicher Leute zu muſtern. „Der Herr Reichsgraf!“ ſchrie der Wirth wie vor Entſetzen und ſtürzte auf die Muſikanten ein, die für die Huſaren ſo eben einen friſchen Walzer begannen. Bei der plötzlichen Stille im Saale waren Aller Augen auf den geſtrengen Herrn gerichtet, der nur ungern das luſtige Geſindel ſtörte. So gravitätiſch ehrbar die ſtruppigen Brauen über den tiefliegenden forſchenden Augen hingen, ſo gutmüthig ſchien doch der lächelnde Zug um ſeine Lippen. Auf den erſten Blick erkannte ich den Reichsgrafen Juſtus Erich, wie ich ſein Bild als vermeintlichen Proſelyten der römiſchen Kirche mit dem Trauerflor um den Rahmen in der Sala intima zu Rom im Palaſt der Propaganda geſehen. Ich ſuchte nach Pater Burkhart, mir das beſtätigen zu laſſen; aber der werthe Pater war beim Eintritt des Fürſten raſch hinter den Ofen geſchlüpft und hielt ſich mäuschenſtill in der ſogenannten Hölle zwiſchen Wand und Ofenbank. „Ich hab' es gern,“ nahm der Reichsgraf das

Wort, „wenn es nach gethaner Arbeit luſtig hergeht im Volk. Aber da Ihr mich einmal erkannt habt," rief er dem Wirth zu und ſchlug ihm mit der flachen Hand derb auf die Schulter, „ſo will ich Euch Allen hier eine gute Lehre geben. Ruft mir die Aelteſten von der Dorfſchaft zuſammen! — Und Ihr da, Schnauzbärte Sr. Majeſtät von Preußen, ein Wort mit Euch!"

Die Soldaten hatten ſich bei der Erſcheinung des Reichsgrafen in den Hintergrund zurückgezogen und bezeigten wenig Luſt, ſeiner Anrede Gehör zu ſchenken. Einige zogen raſch die grauen Kittel über die Uniform.

„Achtung! Front gemacht!" rief der Fürſt jetzt mit ſtarker Commandoſtimme, und die Huſaren ſtanden plötzlich wie eine Mauer vor ihm. „Meint Ihr, Kerle, hier wie die Wölfe in Schafskleidern umzuwandeln?" herrſchte er ihnen zu, nachdem er jeden Einzelnen von Kopf zu Fuß gemuſtert. „Denkt Ihr, es ſolle hier auch ſo gelingen wie in den mecklenburgiſchen Landen, wo Euer Herr und König — allen Reſpect vor Sr. preußiſchen Majeſtät! — ungeſcheut werben läßt und die Beamten des Herzogs, die ſich widerſetzen, in's Loch ſteckt? Ihr habt drüben im Dorf löſchen helfen, dafür ſollt Ihr heute meine Gäſte ſein und die Zeche frei haben. Ich kann heut' noch auf das Wohl Eures Königs trinken; denn noch iſt er nicht nach der Form Rechtens in römiſch-deutſchen Landen zum Reichsfeinde erklärt. Morgen aber macht Euch mit dem Frühſten aus dem Staube, ſonſt ſoll das Donnerwetter meinerſeits in Euch dreinſchlagen!"

Die Aelteſten der Dorfſchaft waren inzwiſchen herangetreten

und ſtanden ehrfurchtsvoll, ſeines Winkes gewärtig. „Nun, Ihr Väter der Gemeinde," redete er ſie halb ſpottend an, „der Himmel hat uns, wie Figura zeigt, mit ſeinem Zorn verſchont! Ihr meint wohl, Euer Singen und Beten hab's gethan? Ja, Proſit Mahlzeit, das eiſerne Ding mit der goldenen Spitze, das ich Euch auf den Kirchthurm ſetzen ließ, hat's gethan! Wie ich Euch die Stange einſchmieden ließ, da habt Ihr Euch zuſammengerottet und Euch gegen die ketzeriſche Neuerung verſchworen. Ihr meint, weil ich ein lutheriſcher Menſch bin, ſo hätt' ich einen aparten Herrgott und wüßte nichts vom ächten und rechten. Ich ſag' Euch, meine Thurmſpitzen reichen eben ſo weit in den Himmel hinein als die Eurigen. Daß Ihr Vierfüßer am Verſtande bleiben wollt, habt Ihr mit Euch ſelber abzumachen; aber wenn Ihr noch lange murrt und brummt, daß mein Blitzableiter ein Werk des Teufels ſei, ſo verdientet Ihr, daß ich Euch wechſelweiſe bald von römiſchen Bettelmönchen, bald von preußiſchen Werbern ſchinden und ausplündern ließe. Ich habe, Gott ſei Dank, hier nur dies eine katholiſche Dorf, aber ich ſchwör's Euch zu, ich will hier ſo gut wie in meinen andern Landen die geſunde Vernunft zu Ehren bringen. Baſta, damit Gott befohlen! — Oder habt Ihr noch was zu reden?" Die angedonnerten Väter der Gemeinde hatten nichts zu reden; ſie zogen ſich ſcheu zurück. In haſtiger Bewegung, mit den Farben des Zorns im Angeſicht, fuhr der Reichsgraf im Zimmer noch auf und ab. Die funkelnden Blicke, mit denen er die Anweſenden durchmuſterte, ſchienen noch ein anderes Opfer zu ſuchen. „Wo iſt der Pfar-

rer? Ich will den Pfarrer Nökens ſprechen!“ rief er ſeiner Umgebung zu. — „Ich laſſe den ehrwürdigen Herrn Pater bitten!“ ſetzte er milder hinzu, indem er ſich zu beſinnen ſchien, daß ſein barſcher Ton Anſtoß erregen mußte. — In dem Antlitz des merkwürdigen Mannes lag jenes deutſche Gemiſch von barockem Humor und einer gar gutmüthigen Ehrlichkeit des Herzens. Hinter den gewölbten Augenbrauen und auf der hohen Stirn thronte in ſtarken Zügen jene Zuverſicht des Geiſtes, die immer ſicher auf Gott zu rechnen weiß, und doch ſprach ſich in der Muskelkraft dieſes biedern Antlitzes ein gewiſſer Trotz aus, der allen Ernſtes im Stande ſchien, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden über ſeine oft wunderſame Weltregierung zur Rechenſchaft zu ziehen. Dieſer Mann iſt vielleicht der leutſeligſte Herr, wenn man ſein Gemüth zu erfaſſen verſteht; er gebährdet ſich vielleicht wie ein Recke, der mit Lindwürmern kämpft, wenn man ſeinen Vorurtheilen nicht von der Seite beizukommen weiß. Ein Mann von ſtarken mächtigen Grundſätzen, dacht' ich, aber doch wohl noch ſtärker und mächtiger in ſeinen Vorurtheilen! — Dieſen Eindruck machte mir der Reichsgraf Juſtus Erich. Ich mußte bei ſeinem Anblick an jene alten germaniſchen Kaiſer denken, die im eiſernen Harniſch über die Alpen ſtiegen, die widerſetzlichen lombardiſchen Städte mit grauſamer Härte einäſcherten und dann in Rom doch unterduckten, als Herren der Welt doch nicht das rechte Zauberwort fanden, um die verworrene Menſchheit zu ordnen. „Dumme Jungens!“ ſtürmte er jetzt auf die Schaar junger Bauern ein, die ihn mit offnen Augen und

Mäulern anſtarrten. „Laſſen ſich von fremden Kriegsknechten die Mädels wegfiſchen! Haben doch ſelbſt Knochen im Leibe, um freche Geſellen aus dem Tempel hinauszuwerfen. Schlafmützen Ihr, das habt Ihr von Eurem Flennen und Beten!“

Alles fuhr wie Spreu vor dem Winde zurück, während er im Zimmer auf und nieder ſchnob. Polternd ſtieg er dann die Treppe hinauf, wo ſein Gefolge ihm den Tiſch bereitete. Es ſollte mir vergönnt ſein, an dieſem Mahle theilzunehmen. Einer von den Cavalieren des Fürſten kam zurück, trat auf uns zu und erkundigte ſich, wer die fremden Herren ſeien, die ihm der Wirth gemeldet. Burkhart war eben aus ſeinem Verſteck gekrochen, und in demſelben Augenblick trat Pater Nökens herein, eine kurze, breitſchulterige, wohllebige Figur, der Pfarrer des Orts, der von der Kanzel gedonnert und den der Reichsgraf citirt. „Geiſtliche Herren aus Genf!“ ſagte Pater Nökens, auf uns deutend, als der Cavalier ſeine Einladung wiederholte. Burkhart aber machte ein ſehr kläglich Geſicht, klagte über Katarrh und Rheuma von der Reiſe und erbat ſich vom Wirth eiligſt eine Schlafkammer, ſo daß ich allein als der fremde Geiſtliche daſtand, an den die Einladung erging. „Se. Erlaucht bitten“, ſagte der Kammerherr, „die Abendſuppe mit ihm einzunehmen!“ Pater Nökens zog mich bei Seite mit der flehendlichen Bitte, ihn nicht allein zu laſſen der Erlaucht gegenüber, und ſo ging ich denn gleichſam zum Succurs für ihn und nach förmlichſt eingeholter Erlaubniß, im Reiſekleide erſcheinen zu dürfen, auf die Einladung ein, zumal der Wirth erklärte, kein anderes Zimmer für mich zu haben. „Es wird

hart über uns hergehen!“ seufzte Paters Nökens, als er hinter mir her die Treppe hinaufkeuchte.

Der Reichsgraf saß schon bei der Suppe und empfing uns mit einer gravitätischen Schwenkung des Vorlegelöffels. Er hatte seine Jagdkleider mit einem alten Schafpelz vertauscht und gewährte uns in der seltsamen Zipfelmütze, die er von irgend einem Bauern geborgt zu haben schien, den Anblick eines Häuptlings jener nordischen Barbaren, die wir in ein fernes Thule versetzen. „Sehr willkommen!“ sagte er in seiner polternden Vertraulichkeit. „Geistliche Herren sind mir immer sehr lieb und werth. — Aus Genf? So so! Aus der Heimath jenes famosen Sonderlings, Jean Jacques Rousseau, der sein Religionsbekenntniß wechselte wie man den Rock wechselt. Den einen Rock hielt er sich zum Spazierengehen, den andern zog er Abends an, wenn er schläfrig wurde. Er machte in Sachen der Religion so rasch, wie man die Hand umdreht, den Ueberläufer!“

Wir hatten uns kaum gesetzt, als er uns aufforderte, ihm über Rousseau unsere Meinung in die Suppe zu brocken.

„Monseigneur“, sagt' ich, „halten ihn für keinen ehrlichen Menschen?“

„Doch, doch!“ rief er, „aber er ist nur ein Genie, und von Genies halt' ich mir am liebsten, um sie studieren zu können, eine Gallerie in meinem Tollhause. Ehrlich? Wen der Voltaire hinterlistig mit seinem Geifer beschmutzt, der muß von Hause aus ehrlich sein, und ich wünschte nur, daß der preußische Friedrich, der sich nun einmal zum Augustus dieser französischen

Schöngeiſter aufgeworfen hat, in ſeiner Wahl lieber auf den tollen Bürger von Genf geſtoßen wäre. Da wär' er doch am Ende auf Quellwaſſer ſtatt in Sümpfe gerathen. Hat Rouſſeau Recht, ſo ſind alle Menſchen Narren; hat Voltaire Recht, dann ſind ſie alle lauter Schurken. Und das iſt, ſag' ich, der Sumpf, in den man bei Dem geräth. Ja, mit den elenden, wüſten und doch immer lächelnden Spöttern des Heiligſten giebt ſich König Friedrich ab, duldet ſie in ſeiner Nähe, gefällt ſich in ihrem Umgang und läßt durch den Secretär der Berliner Akademie Lobreden auf ſie halten, die er ſelbſt verfertigt, aber die ihm ſein boshaftes Waſchweib Voltaire erſt ſäubern muß. Deutſche Schriften, die mit den Waffen der Vernunft die Wundertheorien des alten Glaubens bekämpfen, läßt er verbieten, ſchickt die Drucker nach Spandau!"

„Vielleicht", nahm ich das Wort, „will die Majeſtät von Preußen gewiſſe Aufklärungen über das Chriſtenthum nur innerhalb der Kreiſe einer gewiſſen bevorzugten Bildung zulaſſen; gewiſſe Ueberzeugungen ſind vielleicht nur für das Volk verderblich."

„Volk, Volk," rief der Fürſt, „wer will da die Grenze ziehen! Ich bin auch vom Volk und die fürſtlichen Liebhabereien von Sansſouci freſſen ſich wie ein ſchleichendes Gift bis in's Mark des Volkes. Guter Freund, was die Fürſten in Deutſchland privatim treiben, das äfft der große Haufe noch allezeit nach! Laufen ſie doch gleich hin, gaffen und ſind außer ſich, wenn ſich Einer mit 'nem Bischen Witz und Scharfſinn geltend macht! Und ſo wird immer ihr beſtes Gefühl, das Ge-

fühl der Hingebung, zur Narrheit, und Egoiſten füttern ſich mit der Liebe des Volkes. König Friedrich iſt ein ungewöhnlicher Menſch, aber blos weil ihn die Schwäche und Erbärmlichkeit ſeiner Mitmenſchen bedeutend macht; ein Spiegel deutſcher Fürſtentugend wird nimmermehr aus ihm. Sein Handwerk iſt Rache und Großemannsſucht. Seinen Liberalismus und ſonſt noch was hat er von den Franzoſen. Ihn beſeelt der Ehrgeiz, ſich der Welt als Einen zu zeigen, der ſie mit Füßen tritt und ſelbſt die Götter verachtet. Man wird ihm wie einem Schauſpieler applaudiren müſſen, aber eine große, tiefe, deutſche Sache wird er nie leiten, nie erwärmen. Im Grunde paßt er auch zu ſeinem boshaften Pavian Voltaire. Voltaire hat alles Heilige in Fetzen geriſſen, damit er witzig ſein kann, und Friedrich ſtürzt im Intereſſe ſeiner Hausmacht das deutſche Reich über den Haufen. Beide haben die Lacher auf ihrer Seite, daß Gott erbarm!"

Er hatte während deſſen mit der Gabel einen Faſan geſpießt, hielt ihn in freier Luft vor ſich hin und ſäbelte links und rechts die Stücke herunter. „Hier ein Flügel und da eine Keule!" ſagte er eben ſo zornig als wohlgemuth. „Schleſien iſt ein fetter Biſſen! Hol's der Kuckuk! Was bleibt am Ende vom heiligen römiſchen Reiche übrig?"

Er hatte das Gerippe des Vogels in der Hand, drehte es nach allen Seiten und warf es den Doggen zu, die im Halbkreiſe um ſeinen Stuhl lauerten und über die Beute herfielen. „Hab ich nicht Recht, mein beſter Herr Pfarrer?" ſagte er zu Pater Nökens, „in dem einen Punkte können wir zwei Beide

doch wohl einig ſein, was? — Aber freilich, Ihr eifert nicht blos gegen die preußiſchen Huſaren, Ihr zieht zu Felde gegen Blitzableiter, gegen Aufklärung und alle Naturgeſchichte! Ihr habt den Blitz auf die preußiſchen Werber herabrufen wollen, und da hat er ganz wo anders eingeſchlagen! Ihr meint, jene Kerle ſeien mit dem Teufel im Bunde!"

Der runde, feiſte Pater ſchien auf eine Debatte, wie ſie jetzt über ihn ergehen ſollte, nicht eingerichtet. Er legte ſein vollwangiges Angeſicht bald auf die eine, bald auf die andere Schulter, blickte mit ſchrägen Augen in die Welt hinein und beſaß als die beſte Waffe zur Entgegnung jenes überwache Lächeln, das ſelbſt der Weisheit einen zu hochmüthigen Anſtrich giebt. Es quälte ihn offenbar, über geiſtliche Dinge hier ganz weltlich verhandeln zu ſollen. Er drehte ſich furchtſam hin und her, als ſuchte er im Nothfalle nach dem Loche, das der Zimmermann offen zu laſſen pflegt. Vielleicht war er nur auf der Kanzel muthig, wo er von Sodom und Gomorrha ſprechen durfte.

„Lieber Herr Pfarrer," fuhr der Reichsgraf fort, „ich glaube, es giebt gar keinen Teufel mehr in der Welt, wohl aber allerhand Teufeleien unter den Menſchenkindern. Ihr habt mir die Aelteſten im Dorfe aufgewiegelt, daß ſie ſich zuſammenthaten und bei Eurem Biſchof gegen meinen Blitzableiter einen rechtgläubig chriſtlichen Proteſt einlegten. Hör' Er mal, Herr Pfarrer, ich bitte, wo ſitzt denn nun das wahre Chriſtenthum, das ſich bewährt? In ſechs biſchöfliche Dorfkirchen hat das Wetter eingeſchlagen, weil ſie den Blitzableiter für eine gottloſe Neuerung halten. Ich hab' meinen Kirchthürmen

die gottgefällige und segensreiche Erfindung des großen Franklin in America aufgesetzt, und siehe da, meine Kirchen sind alle verschont geblieben. Wo ist nun da Gottes Hand sichtbar, und wo liegt der Hund begraben? Wenn es noch in der Welt einen Teufel giebt, so steckt er in der Menschen Verschlossenheit, Schwerköpfigkeit, Hartnäckigkeit! — Aber kommen Sie her, Herr Pfarrer, und trinken Sie, das Bier ist gut. Ew. Ehrwürden werden es nicht verschmähen, mit einem lutherischen Ketzer anzustoßen. Kommen Sie, Herr Pfarrer, weil wir doch allzumal Sünder sind, und unser Herr und Heiland selbst mit den Zöllnern zu Tische saß."

Pater Nökens hatte wieder sein geheimnißvolles Lächeln, das zwischen Demuth, Weisheit und Dummheit schwankte. „Ew. Erlaucht hätten nur", sagte er, indem er nach dem Fasanflügel in der Schüssel griff, „uns nicht das Glockengeläute verbieten sollen!"

„So!" fuhr der Reichsgraf heraus. „Also in physicis ac naturalibus wollt Ihr keine raison annehmen! Herr Pfarrer, unsere Thürme sind vom Wetter verschont, weil die Glocken still hingen und nicht durch die Schwingung der Luft die elektrische Entladung an sich zogen. Nimm doch nur ein Bischen Vernunft an, alter Knabe, und erkläre Dich nicht so breitstirnig gegen alle Naturgeschichte!"

Der Pfarrer arbeitete eifrig an seinem Bratenstück und erklärte sich nicht weiter gegen die Naturgeschichte.

„Voyez, Monsieur: so geht mir's mit meinen geistlichen Herren!" sagte der Reichsgraf, zu mir gewendet. „Mit meinen

evangeliſchen nicht beſſer! Hab' ich mir da ganz friſch von der Mutter fort einen funkelnagelneuen Hofprediger verſchrieben. Er hat in Tübingen ſtudiert, hat die beſten Zeugniſſe, und ich zahle ihm, was nur Gottes Wort an einem kleinen Hof verlangen kann. Aber glauben Sie wohl, daß der Mann im Stande iſt, mich von der Unſterblichkeit der Seele zu überzeugen? Ich meine, ſo was man aus dem Grunde hieb- und ſtichfeſt überzeugen nennt. Wir debattiren ſtundenlang hin und her, und wenn ich alle ſeine Argumente aufgezehrt habe, kommt er immer wieder auf den verzweifelten Schlußpunkt: Wenn es keine Unſterblichkeit gäbe, — dann müßte es ja geſcheidter ſein, wir lebten wie das liebe Vieh. Und ich zweifle denn wirklich nicht, daß wir bei ſo bewandten ſchwachen Beweisgründen allerdings im Stande der Unſchuld und der Vierfüßler verbleiben."

Ich ſagte: „Monseigneur verlangt vielleicht mathematiſche Gründe?"

„Nun, einen vernünftigen, allerdings einen, der faßlich und handgreiflich iſt," entgegnete er.

„Handgreiflich?" mußt' ich wiederholen, „handgreiflich können die geheimnißvollen Wahrheiten der Religion nicht bewieſen werden!"

„Geheimnißvolle Wahrheiten!" rief der Reichsgraf, „was wahr iſt, kann und darf ſich nicht verſtecken wollen, muß ſeine Richtigkeit haben, das heißt, klar ſein. Ich will die chriſtlichen Heilswahrheiten nicht bezweifeln, noch gar beſpötteln, wie die Franzoſen und die Philoſophen in Sansſouci. Aber ich ziehe

die Religion vor den Richterſtuhl der geſunden Vernunft, und ich denke, was daran richtig iſt, muß Stand halten. Bitte um Verlaub, ich bin ein Mann der Logik, und der ſelbſtbewußte, wache Menſch iſt denn doch wohl die oberſte Creatur in der Schöpfung!"

Ich ſchwieg; ich ſtand vor der Despotie des ſogenannten natürlichen Verſtandes. Ich mochte nicht ſagen, daß eine Religion, die keine Geheimniſſe mehr hat, gar keine Religion mehr iſt; aber es reizte mich, dieſe alleinſeligmachende Tyrannei der geſunden Vernunft, die alle Geheimniſſe der Gemüthswelt leugnet, zu Schanden zu machen.

Die Philoſophie geht allerdings auf die Sache; aber die Religion iſt Bedürfniß des Gemüths! dacht' ich bei mir ſelbſt.

An Pater Nökens hatte ich freilich als Mitſtreiter und Bundesgenoſſen einen kläglichen Vertreter der menſchlichen Gemüthsbedürfniſſe.

„Ja, da ſchweigen nun die gelehrten Herren von der Gottesgelahrtheit, ſtatt einen armen Laien mit ſeinem Bischen Vernunft zu informiren!" begann nach einer Pauſe der Reichsgraf, im Gefühl eines ſichern Triumphes. „Da hab' ich hier einen meiner katholiſchen Herrn Pfarrer. Ich will ihn jetzt nicht weiter belangen, denn während er ſo eifrig die Sterblichkeit dieſes Vogels beweiſ't, möchte er ſich um die Unſterblichkeit eines ſo körperloſen Dinges, wie die Seele iſt, nicht viel bekümmern! Mit einem Prieſter von der alten Mutterkirche hätte ich ſo gern einmal allen Ernſtes einen Diſput! — Was macht denn Eure alte Nonne drüben? Sie hat die

Schwindſucht und heilt durch Händeauflegen. Arzt, hilf dir ſelber! paßt auf ſie nicht; ſie bleibt krank, aber ſie macht andere Leute geſund, wie?"

„Der Schweiß ihrer Hand iſt ſegenbringend," ſagte der Pater, „und der Glaube thut's!" ſagte er und ſchlug ſein Deckelglas zu.

„Da haben wir's wieder!" fuhr der Reichsgraf auf, ſprang vom Seſſel auf und ſchlug die Hände zuſammen. „Mit Jedem laufe ich immer bis dicht an die Wand und da ſteht uns dann Beiden gleicher Weiſe der Verſtand ſtille. Wo aber der Verſtand aufhört, da fängt die Vierfüßerei an!"

„Die Vierfüßer an der Krippe hatten, mit Ew. Erlaucht gnädiger Erlaubniß, zu ihrer Zeit den ganz richtigen Glauben," ſagte der Pfarrer eben ſo boshaft als einfach und ſchlicht.

„Ich glaube, ſie haben ihn noch!" rief der Reichsgraf, und entlud in Blicken und Gebährden ſeinen ganzen Zorn auf den Pfarrer. Was man furor teutonicus nennt, ward mir hier in optima forma erſichtlich.

Fürſt und Prieſter hatten ſich offenbar verbiſſen und feſtgerannt; es war zwiſchen den Streitenden eine ſehr peinliche Waffenſtille eingetreten; es ſchien mir Zeit, dazwiſchen zu treten.

„Monſeigneur," begann ich ſchüchtern und beſcheiden, „Monſeigneur giebt doch wohl zu wenig auf den Glauben des Menſchen, — ich meine auf ſeine feſte, heilige Zuverſicht, die im Gemüth zu einer Stärke und Macht erwachſen kann, daß ſie —"

„Berge verſetzt!“ unterbrach mich der Reichsgraf, „na, da haben wir's!“

„Laſſen wir die Sprache der Bibel und der Bilder bei Seite!“ gemahnte ich ernſt und dreiſt; „unſere Rede hier über heilige Dinge iſt ohnedies ſehr einfach und ſchlicht, wo nicht profan und nüchtern! Ich meine: der Glaube, das heißt die feſte Zuverſicht auf Etwas, das ich für wahr halte, auch wenn ich es nicht mit den leibhaften Sinnen wahrnehme, nur in der Ahnung, aber ſtark und mächtig erfaſſe, ich meine: der Glaube kann noch immer Wunder thun.“

Der Reichsgraf ſtutzte und ſah mich mit ſeinem gebieteriſchen Zorn an. Die Augenbrauen ſpannten ſich gothiſch gewölbt in die Höhe; in ſeinem erhabenen rothbraunen Geſicht ſtand das Feuerzeichen jenes Fanatismus, der ſich in deutſchen Landen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, und ſo auch noch heute, wie es ſcheint, todtſchlagen ließ und läßt.

„Wunder“, ſagte ich, „ſind noch alle Tage möglich; aber freilich gehört die ganze entſchloſſene Willenskraft des Menſchen dazu. Wenn der Kranke, der Leidende ſich leiblich und geiſtig vorbereitet, mit ganzer Sehnſucht ſeiner Rettung nachſtrebt, alle ſeine Kräfte zuſammenfaßt, ſich endlich, wie in letzter Todesangſt, nach dem Gegenſtande des Heils hinſchleppt, ſo kann ihm dort an geweihter Stätte das Wunder der Erlöſung werden, gleichviel, ob das Symbol ſeiner Anbetung eine alte Reliquie, oder der goldpapierne Saum am Kleide der Mutter Gottes iſt. In der zuſammengenommenen Seelenkraft des Menſchen liegt, was wir Wunder nennen, ob es der Pöbel gleich, das

Aeußere mit dem Innern verwechſelnd, dem Knochen des Heiligen oder der Schleppe der Jungfrau zuſchreibt. In dem Willen, der ſich feſt auf den einen Punkt hinbannt, liegt Allmacht. Und dies, Monſeigneur, nennen wir füglich doch auch Glauben, lebendigen Glauben. Mich dünkt, hierüber könnten ſich die Philoſophen und alle chriſtlichen Secten vereinigen."

Der Reichsgraf ſah mich ſprachlos an; er rang nach Ausdrücken.

„Und auf dieſe Weiſe," nahm jetzt Pater Nökens, muthiger geworden, das Wort, „auf dieſe Weiſe ſind überhaupt die Wunder der Kirche, die wir als Thatſache kennen, erklärlich. Gefährliche Kranke ſind, mit Ew. Erlaucht Erlaubniß, durch die heilige Taufe, durch die letzte Oelung plötzlich geſund geworden. Der alte Cultus mit ſeinen Beſchwörungen, ſeinen Exorcismen, ſeiner Weihung des Waſſers und Feuers, ſeinem Hauchen an die Stirn des Neophyten hat denn doch wohl in früheren Zeiten Wunder verübt, die ein profanes, nachgeborenes Geſchlecht nicht mehr kennt. Durch die Kraft des Glaubens machte Sanct Patrik in Irland die Blinden ſehend. Die alten Könige von Frankreich heilten die Kröpfe durch Handauflegen, die Grafen von Habsburg das Stammeln durch die Berührung ihrer Lippen."

„Ach das ſind alte katholiſche Legenden!" fuhr der Reichsgraf in die Höhe, räuſperte ſich, warf ſeinen Pelz ab, da es ihm zu ſchwühl wurde, und ſah uns bald ſtaunend, bald drohend an.

„In alten Legenden", ſagt' ich, „ſteckt auch etwas Wahres:

die Macht des Gemüthes über die Elemente, der Sieg des Geiſtes über die Natur."

„Aber wir," entgegnete der Reichsgraf ausweichend, „wir lutheriſchen Chriſtenmenſchen laſſen uns nur auf die Bibel ein, laſſen uns nur aus der Bibel demonſtriren!"

„Die Bibel?" wiederholte ich. Der ſtarkmüthige Streiter hatte ſich damit einen Rückzug ſichern wollen, ſaß aber damit feſt und gab ſich gefangen. „Die Bibel!" ſagt' ich. „Kamen die Blinden und Lahmen nicht zum Herrn, und half ihnen ihr Glaube nicht? Er legte die Hand auf ſie und ſie nahmen ihr Bett und wandelten. Die Kraft eines heilig reinen Willens überwindet ſelbſt die Pforten des Todes. Lazarus erſtand aus dem Grabe und der todte Jüngling der Mutter zu Naim kehrte zurück unter die Lebendigen. In der Berührung des Herrn lag der Zauber einer geheimnißvollen Kraft. Nennt Ihr dieſe Kraft eine göttliche, nun gut, aber wenn ſein Geiſt noch in ſeiner Gemeinde lebt, ſo müßten auch ſeine Wirkungen, die Wirkungen des Glaubens, die Wunder, die der Geiſt über den Leib vermag, noch möglich ſein."

„Mann Gottes!" rief der Fürſt, und ſetzte mir beide Hände auf die Bruſt; er fand nicht gleich das rechte Wort. „Nennt Ihr denn", ſtotterte er keinlaut, „das Alles — Magnetiſiren?"

„Nehmt es im großen und heiligen Sinne," ſagt' ich, „und Ihr kommt der Wahrheit näher!"

„Und müßte noch immer möglich ſein, ſagt Ihr?" fragte er.

„Sicherlich!" war meine Entgegnung, „ſicherlich thäte der

Glaube heute noch seine Wunder, wenn die Priester ihres Herrn und Meisters würdig wären!"

Er sah mich ungläubig und zugleich wie um Schonung bittend an; über die starken Muskeln seines Antlitzes lief ein leiser Hauch der hülfsbedürftigen Wehmuth.

„Jeder Priester sollte Arzt sein!" sagt' ich in der guten Absicht, ihn zu begütigen. „Dann würde er wissen, wo die Natur aufhört und der Geist beginnt. Pater Nökens würde auch gut thun, sich um die Physik zu bekümmern, damit er den Segen der menschlichen Erfindungen begriffe, bevor er die unmittelbare Hülfe Gottes herunterbeschwört."

„Gar nicht übel!" sagte der Reichsgraf und klopfte mir sichtlich erfreut auf die Schulter. Er fand sich schnell wieder in seiner guten Laune zurecht. „Wenn meine Priester die unsaubern Geister austreiben könnten, also daß diese in die Säue führen, ich wollt' ihnen alle Hände voll zu thun geben. Säue hab' ich genug im Lande."

Er trat an's Fenster und öffnete den Flügel. Eine warme schöne Mondnacht lag auf den Gefilden. „Alle meine Kirchen unversehrt geblieben!" sagte der Reichsgraf wie triumphirend still für sich, „da und dort und wieder dort. Die bischöflichen Dorfkirchen abgebrannt und mir keine einzige! Bravo Physicus! Vivat Franklin, großer Mensch!"

Er schwieg, wie er sich umblickte und uns sah, die wir hinter ihm standen. Sein großes Auge blieb auf mir haften. „Ja, ja," sagte er sehr ernst und ehrlich, „haben Recht, es giebt noch Wunder in physicis ac mathematicis. Gar keine Frage!

Es ist ein hohes, tiefes, köstliches Wunder, daß der Mensch da drüben jenseits des Oceans, der ehemalige Buchbindergeselle im freien Land America, die simple Maxime auffinden mußte, um den Blitz zu regieren. Das hätte sich weiland Jupiter tonans wohl nicht träumen lassen, daß man ihm in die Hände greifen könnte! Franklin ist ein Zauberer; gar keine Frage! Wie man ein bissiges Hündchen mit Brosamen begütigt, den Fisch im Wasser mit dem Angelwurm ködert: so lockt dieser Wundermann mit seiner goldgespitzten Eisenstange mitten aus der verderbenschwangern Wolke den Blitz herunter, wohin er will, bis auf die platte Erde, wo er sich meinetwegen sein kaltes Bett bohrt. Und das nennen die alten Weiber ein Werk des Teufels! I, so schlag doch der Blitz, wie er will, in die morschen Gehirnkasten! Vor funfzig Jahren hätten sie den Franklin, meiner Seele! noch als männliche Hexe verbrannt!"

Pater Nökens lächelte hinüber und herüber, so devot auch äußerlich seine Haltung vor seinem Landesfürsten blieb. Ich glaubte zu verstehen, was er verschwieg, aber ich deutete es mir nach meiner Weise. „Wunder gegen Wunder!" sagt' ich offenherzig, „im Reich des Glaubens und im Reich der äußern Elemente! Warum soll der Geist nicht mehr Wunder thun, meine feste, unerschütterliche Willenskraft nicht auf eine schwache leidende Seele wirken?"

Der Reichsgraf sah mich gebieterisch an, und da ich seinem Blick eben so fest begegnete, brach er rasch ab. „Bleibt mir aber nur mit der alten Nonne da drüben vom Leibe!" sagte er wie beleidigt und hieb mit der Hetzpeitsche unter die Köter, die

unter dem Tiſche rumorten. „Aber nichts für ungut, meine Herrn!“ fuhr er fort und ſchwenkte vor uns ſeine Jagdmütze. „Für dies Mal Gott befohlen! Habe mich ſehr gefreut über werthe Bekanntſchaft und hoffe, noch weiter einmal disputiren zu können. Habe juſt Gäſte in Belle Promeſſe, werde bald den Brautvater machen. Würde mir lieb ſein, morgen und auf die nächſten Tage den werthen fremden Herrn bei mir zu ſehen. Bitte ſehr darum. Meine Gräfin Schweſter verkehrt gern mit geiſtlichen Herren und würde erfreut ſein, eine ſo gute Documentirung des Wunderglaubens zu vernehmen. Habe auch da ein Fräulein Tochter, — ſehr nervös, wie ſie ſagen, obſchon ich nicht weiß, was Nerven ſind. Hat von Kindheit auf an Phantaſien, an Gemüthsblähungen gelitten. Wird ſich ſehr freuen — und paßt derlei in ihren Kram! Und topp! Hochedelgeboren beſuchen mich einmal!“

Die Pferde hielten vor der Thür und die Cavaliere ſtanden ſeines Winkes gewärtig.

„Kann Er Gold machen?“ fragte er noch den beſtürzten Pater Nökens, der ihm das Geleit bis zur Treppe gab. Der arme Pater ſah ſo unglücklich unter ſich hin, als wollte er ſagen: nicht wohl möglich! „Na,“ ſagte der Fürſt, „dann nehm' Er's nicht übel, wenn's Andere verſuchen! Das Pulver hat Er nicht erfunden, den Blitzableiter hat Er verketzert, nun ſchrei Er nicht Zeter, wenn ich im Schmelztiegel ein Bischen Chemie treibe. Hab' zwar die Luſt daran ſchier verloren; aber wenn's mal wieder ſein ſollte: nehm' Er's nicht für ungut und halt' Er's nicht für Teufelswerk, kann Er auch ſelber nicht Gold machen.“

Der Pater bückte sich schier zu Boden, wie ein Ducatenmännchen, und wäre vielleicht für sein Leben gern, was das Goldmachen betrifft, dem gestrengen Herrn zu Willen gewesen.

„Es hat nicht flecken wollen im chemischen Schmelztiegel," sagte der Fürst, „aber während des Suchens danach hat man doch das Porzellan gefunden! Man muß auch dem Teufel sein Spiel lassen!"

Pater Nökens bekreuzte sich und machte zugleich seine Reverenz. Lachend und sporenklirrend stieg der Reichsgraf die enge Treppe hinunter; seine Hunde fuhren kopfüber hinter ihm drein. Der Hufschlag der Pferde, der Klang der Hifthörner und das Gebell der Rüden scholl lustig lockend durch die stille lauschende Nacht.

„Schimpft wider Voltaire und die französischen Spötter," eiferte der Pfarrer, „und nennt doch Alles, was Geheimniß ist, ridicule!"

„Und hat doch, wie es scheint," sagt' ich, „im Schmelztiegel nach dem Stein der Weisen gesucht! Hängt also doch wider Willen irgendwo mit dem Reiche des Wunderbaren zusammen!"

„Ist er weg, der große Treppenrunterschmeißer?" fragte Burkhart, der schmunzelnd und doch noch wie bedonnert sein breites Antlitz durch die Thürspalte schob. Er erzählte, wie er früher als Bettelmönch den Alchymisten gemacht und mit dem Augsburger Salz bei Sr. Erlaucht verunglückt sei.

„Ein Mann von starken, mächtigen Grundsätzen!" sagte ich in einem Anflug von Hochachtung. — „Und doch fürcht' ich,"

ſetzte ich ſtill für mich hinzu, „dieſe ſeine Grundſätze ſind nichts als Vorurtheile!“

„Ein wahrer Godegieſel für römiſchgläubige Seelen!“ eiferte Burkhart, und Pater Nökens erzählte von der Tyrannei der geſunden Vernunft im ganzen Lande. „Iſt ſo ſehr Souverän,“ ſagte der Pfarrer, „daß er Jedem in den Topf guckt, ſich, mit Permiſſion zu ſagen, um jeden Quark bekümmert. Bringt Mann und Maus, Menſchen und Dinge mit ſeiner Aufklärung um und läßt kein Ei im Lande ungeſchoren ſich ausbrüten! Hat auch ſchon ſein Fräulein Tochter, die Gräfin Juſtine, halb zu Tode geplagt, daß ſie wie geſtört umläuft, Tags über ſtumm wie ein Fiſch, Nachts mondſüchtig und halb närriſch, daß Gott erbarm! Iſt ein feines, liebes, zartes Weſen, ganz wie Dero Mutter ſelig, die italieniſche Prinzeſſin, die eine wahre Fürſtin, von guter Familie und gutem katholiſchem Glauben war.“

Der Redſelige war noch im Erzählen, als Pater Burkhart nach einem Wagen, der ſo eben vor der Thür hielt, den Kopf zum Fenſter hinausſteckte. Eine Jagdkaleſche vom Gefolge des Reichsgrafen war zurückgekehrt. „Erlaucht müſſen etwas vergeſſen haben!“ ſagte Nökens, „der reichsgräfliche Oberhofmeiſter ſteigt aus!“ Gleich darauf trat auch ſchon der Beſagte breit und geräuſchvoll in's Zimmer. „Ich bin der Baron Hinterbein,“ ſagte der Betreßte mit gelinder Verbeugung und weit mehr Erwartung, darob begrüßt und reſpectirt zu werden. Er mochte einer von den Ceremonienkünſtlern, dem nothwendigen Uebel der Hofkreiſe, ſein. „Als Baron Hinterbein,“

ſagte dieſer deutſche Nobile, „bin ich von Sr. Erlaucht, unſerm Allergnädigſt regierenden Reichsgrafen, beauftragt, die Invitation an den fremden Herrn zu wiederholen und pflichtſchuldigſt zu bemerken, daß die Equipage zur Dispoſition ſteht. Wer von den Herren —"

„Monſieur Latour," ſagte Burkhart, mit Eifer und Befliſſenheit mich vorführend.

„Es ſind," fuhr der Ceremonienmeiſter fort, „auf morgen und die nächſten Tage der hohen, höheren und höchſten Gäſte ſoviel auf Belle Promeſſe, daß es billig und räthlich erſcheinen dürfte, mir Namen und Stand genau anzugeben, um danach und dem entſprechend die betreffenden Appartements im Schloſſe beſtimmen zu können. Alſo: Latour, ſchlechtweg Latour? Weiter Nichts?"

„Joſeph, wenn Sie meinen Vornamen wünſchen!" ſagt' ich.

„Wohl aus der franzöſiſchen Schweiz?" fragte der Examinator weiter, Brieftaſche und Stift bereithaltend, „nicht, aus der Schweiz?"

„Aus Piemont," war meine Entgegnung, „aber an der franzöſiſchen Grenze."

„Sehr ſchön, aus Piemont alſo, Monſieur de la Tour, nicht? Herr von Latour, oder darf ich hoffen: Baron? Bitte, bitte!"

Der Marſchall Hinterbein ſah in dem Augenblick ſo hülfsbedürftig aus, als gehörte er zu Denen, die allerdings erſt mit dem Baron den geſellſchaftsfähigen Menſchen beginnen laſſen.

„Graf, wenn's Ihnen Vergnügen macht," ſagt' ich, um ſeiner Unruhe abzuhelfen.

„Ah, Monſieur le Comte," beeiferte ſich der Gute, „Ew. Gnaden Appartements auf Belle Promeſſe werden im rechten Schloßflügel bereit ſein, dicht an die Feſtſalons, dicht an den Tanzſaal ſtoßend. Mein Herr Graf" —

„Bitte," fiel ich ihm in's Wort, „machen wir kein Aufheben davon, ich reiſe incognito, ohne Gefolge, ohne Gepäck, bin deshalb in Sachen der Toilette allerdings geniert und weiß nicht" —

„Beſtens zu dienen, Alles ſchönſtens beſorgt, Monſeigneur dürfen kaum befehlen, Alles bereits zu Dienſten und in Ordnung!" war die Erwiederung des hohen Bedienten.

Burkhart ſtreckte, als ich ſchied, die Arme dergeſtalt aus, als wollt' er mir ſeinen Segen auf den Weg geben. „Ich meinestheils mach' mich aus dem Staube!" ſagte er, „gehe meine Route weiter nach Sachſenland, ſonſt werd' ich hier noch erwiſcht, Gott behüt's! Ihr wißt mein Ziel!"

Ein Tag in Belle Promeſſe, um Land und Leute kennen zu lernen, erſchien mir weit mehr von Belang als die Genoſſenſchaft des guten Burkhart; ich ſtieg in den Wagen, ohne zu ahnen, welcher Schickſalsfügung ich entgegenging.

Einundzwanzigstes Capitel.

In Belle Promesse.

Es mochte tief in der Nacht gewesen sein, als ich mit meinem Baron Hinterbein, dem nobilirten Stallmeister, der ehedem Vorderfuß hieß, in Belle Promesse anlangte und in den für mich als standesmäßigen Gast angewiesenen Gemächern des rechten Schloßflügels meine Ruhe suchte. Unterwegs war der Cermonienbaron vertraulich geworden, hatte mich mit den Verhältnissen des Hauses, der Veranlassung des bevorstehenden Festes bekanntgemacht. Man ging der Verlobung der Comtesse Justine entgegen. Prinz Emil, ein Hohenlohe, aus einer der katholischen Linien dieses weitverzweigten Stammes, wurde erwartet. Als ich meine Verwunderung bezeigte, daß just ein katholischer Bräutigam für ein so streng protestantisches Haus in Aussicht stehe, war mein Geleitsmann nicht verlegen, mir das als einen besonders kühnen und, wie es schien, glücklichen Schachzug des regierenden Herrn zu bezeichnen. Es sollte dem Reichsgrafen damit gelingen, seinen Vettern einen Andersgläubigen abwendig zu machen. Die Stände des Landes konnten auf das alte Anrecht pochen, nur einem pro-

teſtantiſchen Landesfürſten den Eid zu leiſten, und es war noch in diplomatiſcher Schwebe, ob Prinz Emil vor oder erſt nach ſeiner Vermählung mit der Erbin der gefürſteten Reichsgrafſchaft ſich zur „gereinigten“ Lehre bekennen werde. Der deutſche Religionskrieg dauerte alſo hier noch immer fort!

Wie ich am andern Morgen in Belle Promeſſe erwachte und an's Fenſter trat, lachte mir eines jener wild romantiſchen Thäler, an denen Deutſchland ſo reich iſt, mit ſeinem üppigen Buchengrün und dem Geſange ſeiner Vögel entgegen. Die klagende Nachtigall, die im Schatten der Nacht ihr Lied geſeufzt, löſten jetzt Chöre von Lerchen, Schaaren von fröhlichen Sängern im Haine ab. Heiter geſchwätzige Anmuth wechſelte im Thal mit verſchwiegener tiefer Stille, fruchtbeladene, blühende Gefilde mit dem hohen Ernſt ſchwarzbewaldeter Felſen, die den Blick ſteil hinabgleiten ließen in den dunkeln Schooß eines ſchilfumrankten See's. Eine Aeolsharfe von der nahen Grotte herunter rief eine Welt verſtorbener Wünſche und begrabener Erinnerungen in der Seele wach. Ein alter, runder Thurm mit Baſtionen und Zugbrücke mahnte an die Ritterzeit und ihre Kämpfe um Minne und Ehrenlohn. Drüben am Haag, welch' trauliche Plätzchen barg da der Schatten! Wie ein dunkelgrüner Mantel umzog der Wald das ganze Thal; oben über den Forſt lief der hohe Grat einer uralten Länderſcheide. In dieſem Bergkeſſel, dacht' ich mir, kochen die Herzen heimlich, aber tief und heiß.

Für mein Coſtüm war beſtens geſorgt; Morgen-, Mittags- und Abendtoilette, wie Zubehör zum Ball am nächſten Tage,

war auf das ſorgfältigſte und in reicher Auswahl zu meiner Verfügung geſtellt. Als mir die Stunde bezeichnet ward, wann der regierende Herr zu empfangen geruhten, ſchritt ich die weiten, fürſtlich geſchmückten Corridore hinunter über den Schloßhof durch's Hauptportal in das Mittelgebäude.

Der Empfang beim Reichsgrafen war gemüthvoll und biderb, wie man hier zu Lande ſagt, und wie kein ander Volk dafür die entſprechenden Worte hat. Der Ehrenmann ſchien mir im Fürſten noch hervorſtechender als der deſpotiſche Dynaſt, der Biedermann überwog noch bei weitem in ihm den Logiker und Vertreter der geſunden Vernunft. So ſchien es mir damals.

„Aber lieber Graf," ſagte er mit vertraulich verlegenem Händedruck, „ich hab' Euch geſtern da im ölichten Zwielicht der Schenke bei unſerem Diſput wahrlich für einen geiſtlichen Herrn gehalten. Nichts für ungut, aber bei Euch muß man auf der Hut ſein; Ihr führt Redewaffen, die man im Moment ſchlecht parirt. Ihr müßt Theologiam tractirt, Univerſitäten frequentirt haben, daß dich!"

„Die Schule der Erfahrung durchgemacht," ſagt' ich; „ein gehetztes Wild wird nicht blos ſcheu, es ſucht auch durchzubrechen, um freies Feld zu gewinnen, wo es kann."

„Muß um pardon bitten!" äußerte der Geſtrenge, „bin da geſtern etwas grob geweſen, halten zu Gnaden! Ich weiß nicht, Ihr habt ſo etwas warm Menſchliches in Eurer Art, die Sachen zu nehmen; es könnt' Einem ſchier Luſt machen, zu meinen, all' der religiöſe Widerſtreit und Hader ließe ſich noch einmal ſchlichten in der Welt."

„Gewiß," ſagt' ich, „und die deutſche Nation hat vielleicht die hohe Aufgabe über beide Confeſſionen hinaus ein freies, allgemein menſchliches Chriſtenthum zu ſtiften."

„Ja, ja, Ihr ſeid ſo was man einen Philanthropen nennt!" — Er wollte mich durchaus claſſificiren. „Wahrlich," meinte er, „Ihr ſeid ein Proteſtant, der" —

„Selbſt gegen den Proteſtantismus proteſtirt!" nahm ich ihm lächelnd die Rede ab. „Ich ſuche in allem Menſchlichen das Wahre heraus und eifere, ſoviel wie ich vermag, für einen freien Zuſtand der Geiſter."

Ich blickte in ſein ehrliches hohes Antlitz und gelobte mir, nicht ohne Noth in ihm den furor teutonicus wieder anzufachen.

Equipagen waren aufgefahren, die den Prinzen und ſein Gefolge brachten; unſer abgebrochenes Geſpräch ward im Laufe der geräuſchvollen Feſtlichkeit nicht wieder unter vier Augen aufgenommen.

In Prinz Emil lernte ich einen jener jungen, blaſſen, weichen Männer kennen, die das Beſte wollen, aber das Gute feſtzuhalten und durchzuſetzen nicht jederzeit Willenskraft beſitzen. Dem Bündniß mit der jungen Gräfin lag ſeinerſeits vielleicht ein Grad von Neigung zum Grunde; nur ſchien er außer Stande, den Wechſel des Bekenntniſſes mit Energie entweder zu wollen, oder zu verweigern; er ließ ſich von beiden Parteien dabei treiben, ſtatt ſich mit freier Kraft und ſelbſteigener Entſchließung zu entſcheiden.

Gräfin Thusnelde, Tante Erlaucht, wie ſie bei Hofe ver-

traulich hieß, die Schwester des Regierenden, Diesem in der äußern Erscheinung sehr ähnlich, gothisch hochgebaut, aber hager und mit allen Attributen alter Jungfräulichkeit ausgerüstet, war als die erste Dame des Hofes der Mittelpunkt in gesellschaftlicher Beziehung, so sehr sie sich auch im Angeben des Tones von dem Willen des Souveräns gemaßregelt, bedrückt und eingezwängt sah. Justus Erich war gegen seine um vieles ältere, schon hochbetagte Schwester Erlaucht ausnahmsweise sehr galant; er glaubte ihr, vielleicht für früheren Unbill, Entschädigungen schuldig zu sein; aber er hatte, auch wenn er sie im Gesellschaftscirkel frei schalten und walten ließ, doch den Ton eines ironischen Humors, der sie zu verletzen schien, weil er mit seinen Anklängen an frühere Verhältnisse wie Spott und Hohn klang. Gräfin Thusnelde hatte in jungen Jahren zu einem einfachen Edelmann, einem Herrnhuter aus der Schule Zinzendorf's, eine Neigung unter ihrem Stande gehabt. Von dieser Neigung war ihr nichts als sozusagen „der Duft", der fromme Sinn des Herrnhuterthums geblieben. Gewisse süßliche Gefühlständeleien, die im Gefolge dieser Richtung sich einschleichen mögen, waren dem Reichsgrafen ein Gräuel; er hielt das für eingeschmuggelten Kryptokatholicismus, witterte darin römisches Wesen, dem er mit dem Tode seiner Gemahlin Valet gesagt, ja dem er seit seiner Jugendliebe und seit der „Gefahr", die ihm daraus erwachsen, den Tod geschworen. So war der freie Denker, der Mann der Aufklärung doch wieder nicht großsinnig und aufgeklärt genug, die Religion, das Bedürfniß des Gemüthes

und der Eigenart des Menſchen, freizugeben! Es gab für ihn feſtgerannte Mauern, die er ſich in ſeinen Vorſtellungen aufgebaut, in der Welt ſeiner Begriffe zuſammengeballte Schreckniſſe und Geſpenſter, die er ſich ſelbſt heraufbeſchworen. Er, der Gegner Voltaire's, konnte doch kein einfach ſtilles, aſchgrau einfarbiges Herrnhuterthum dulden, ohne in Spott auszubrechen; der klare Kopf, der die Bahn des freien Forſchens Allen öffnen wollte, ließ ſich wiederholt auf engherziger Unduldſamkeit ertappen. In dem, was er Jeſuitismus nannte witterte er die Hintergedanken der Hölle, eine Dialektik des Böſen, die nicht der Menſch aus ſich und ſeinen Verhältniſſen, ſondern der leibhafte Gottſeibeiuns aus Hekate's Bereich heraufgeſchleppt, um das Menſchengeſchlecht zu verderben.

Gräfin Thusnelde ſchien bei ſolchem Regiment in ihrem Gemüthsbedürfniß verarmt und vertrocknet, die Tochter Juſtine vielleicht ſchon in ihrem erſten mädchenhaften Keim geknickt zu ſein. Mitten in der rationellen Wirthſchaft des Reichsgrafen, mitten in dieſem Syſtem regelmäßig geſchulter Verſtandesordnung hatten beide Frauen vielleicht ihren geheimen Dienſt, einen verſchwiegenen Cultus, der dem Herzen und der Phantaſie ein verſchämtes Genüge that.

Kurz vor der Mittagstafel war Empfang und Vorſtellung bei der Gräfin Tante. Eine leicht aufgebaute Geſtalt, ſchlank und ſchwank, eine Sylphide, die ſich wie durch einen böſen Zauber in Reifrock, Puder und Toupé verloren, ſtand Juſtine vor mir. Sie erſchien mir wie ein Opfer, das einer Etiquette von Verſailles willenlos den Nacken beugt. In dem dunkelblauen

Auge verrieth ſich eine gequälte, eine erlöſungsbedürftige Seele, die in der Irre nach einem Ausgang ſucht. Ihr Antlitz hatte weniger Farbe als vielmehr nur Licht; ihre ganze zarte Geſtalt war wie durchleuchtet, wie durchſichtig, aber die blaſſe Lippe ſchien zum Schweigen verdammt, ſo willig ſich auch alle Nervenſpitzen dieſes ätheriſchen Weſens ſehnſüchtig nach außen kehrten. Das Ceremoniell der Begegnung ließ ſie kalt und todt, für die geregelte Ordnung der Etiquette war ſie ganz indolent, ein willenloſes Werkzeug, eine Maſchine, die gar kein eigenes Leben kennt. — Der Tante Gräfin war ich vom geſtrengen Herrn, der von unſerem „Disput“ in der Schenke ausführlich berichtet hatte, in einer Weiſe angekündigt die ihrerſeits eine wahre Sehnſucht nach Vertraulichkeit erweckte. Ich hatte den Glauben an das Wunderbare mitten in der proſaiſchen Orthodoxie eines geſchulten und gemaßregelten Menſchenlebens vertheidigt; ein ſolches Wagniß war in dieſem Kreiſe ſeit Jahrzehnden nicht vorgekommen. Ich hatte, wie der Reichsgraf ehrlich und generös eingeſtanden, die Macht des Glaubens ſiegreich verfochten: in Belle Promeſſe ein unerhörter Fall! Dieſe Anerkennung der unberechenbaren Kräfte im Menſchengeiſt und Menſchenleben brachte die Gräfin Tante in eine Art Aufregung.

„Nicht wahr,“ ſagte Thusnelde Erlaucht, „der Glaube iſt mehr als eine bloße Schwäche des Gemüthes?“ Ihre Stimme klang dabei wie das Schluchzen einer längſt verweinten Seele. In ihrem verblaßten blauen Auge ſchimmerte noch etwas vom Schmelz jener Jugend, die auch im altgewordenen Menſchen

nie ganz erstirbt. — Justine wiegte den schweren Fächer in der zarten Hand und blickte gleichgültig auf die schöngefiederten Papageien, die mit ihrem Geschrei das Geflüster der hin- und hersummenden Hofgesellschaft herausforderten und überboten.

„Der Glaube eine Schwäche?“ wiederholte ich mit ernstem Nachdruck. „Möchte doch dies in Unglauben verzehrte, in Gleichgültigkeit erlahmte Geschlecht von einem neuen Glauben erfaßt werden! Die abgelaufenen Endfäden aller Bestrebungen und Richtungen würden sich neu zusammenfinden. Glaube ist die höchste Kraft und Fähigkeit, den Gipfel geistigen Vermögens zu ersteigen, zu dem sich nur der ganze volle Mensch erhebt; der Glaube ist ein Centralfeuer aller unserer Lebensfunctionen. Und diese Zuversicht, ein Genosse der Geisterwelt zu sein“ —

„Nicht wahr, wer Christum glaubt und erkennt,“ unterbrach mich die alte Gräfin, „macht sich zum Mitgenossen seiner göttlichen Natur!“

Das war also vielleicht der Inbegriff der Lehre, zu der sich jene Zinzendorf'sche Gemeinde bekennt, eine Gemeinde, deren stille Weltentfremdung und Einkehr die Gräfin theilte, ohne ihrer Neigung dafür Raum geben zu dürfen! Einen Zusammenhang mit der Geisterwelt verstand sie als Weib nicht anders als im Gefühl einer Hingebung an die Person des Mittlers und Gottessohns, der ein für alle Mal und für alle Welt, wenn sie an ihn glaubt, mit seinem Blut das Sühnopfer geleistet haben sollte! Ich konnte nicht denken, daß sie über die Natur dieses Gottessohnes bis zum klaren Ergebniß nachgedacht; Christus lebte wohl weniger in ihrem klaren Be-

wußtſein, als in ihrer Phantaſie. Ein weibliches Gemüth bedarf vielleicht in jedem Fall einer Perſon, auf die es ſchwört; der Mann ſucht ſich ſelber eine Stellung an Gottes Thron, ſeine Thaten, ſeine Gedanken, ſein Wirken für die Welt ſind ſeine Rechtfertigung. Ich ſchwieg und mochte nicht weiter gegen dieſes Herrnhuterthum eifern, das dem Mann den Schauplatz der Welt entweder ganz entzieht, oder einſchränkt und verdächtigt. Es galt hier, ein in ſich bedrängtes Gemüth nicht darben, nicht verarmen zu laſſen mit ſeinem Bedürfniß, das um ſo quäleriſcher wird, verſagt man ihm die Nahrung.

„Ich kann den Glauben nicht miſſen, ſelbſt wo man ihn Aberglauben ſchilt!“ ſagte die Gräfin mit zitternder Wehmuth.

„Was iſt Aberglaube?“ nahm ich das Wort auf. „Der Glaube an einen geheimen, von uns noch unerforſchten Nexus des ſcheinbar Unzuſammenhängenden! Ich habe wie in den Mythen und Legenden, ſo im Aberglauben der Völker immer nur ein oft unbeholfenes, aber eben ſo oft ſinnreiches Surrogat für die noch verſagte Erkenntniß des Ueberſinnlichen gefunden. Der Aberglaube iſt oft eine ſymboliſche Andeutung für ſonſt noch unausſprechbare moraliſche Beziehungen. Phyſikaliſch iſt er Magnetismus, pſychologiſch Sympathie, wo nicht prophetiſche Ahnung.“

„O mein Gott!“ ſagte Gräfin Thusnelde, „wie Sie mit Eins das feſtſtellen, was uns ſo lange bedrängt! Hier iſt meine Nichte, Gräfin Juſtine; ſie hat Epochen, wo ſie um alle Krankheits- und Todesfälle in unſerer Nachbarſchaft weiß. Sie hat plötzlich Beängſtigungen, wenn ein Kind im nächſten Dorfe und oft weithin im Lande erkrankt, ſteht in der Nacht auf, weckt die

Dienerſchaft, ſchickt Boten aus. Selten weiß ſie genau das Haus anzugeben, wo Jemand plötzlich daniederliegt, aber nie geht ihr Mitgefühl ganz fehl, immer theilt ſie den Schmerz eines Leidenden; ein plötzlich hereinbrechendes Unglück hat gleichſam eine Reſonanz in ihrem Innern. Es mag das krankhaft ſein, aber es iſt doch! Nur die Furcht vor — die Furcht vor der aufgeklärten Welt, die das Alles für eitel Trug und Selbſttäuſchung hält, hindert uns, ihren Ahnungen mehr nachzugehen. Mein Bruder Erlaucht brach neulich in heftigen Zorn aus, als Juſtine in der Nacht Lärm machte, aufſtand und umging; ſie leidet auch an nachtwandleriſchen Zufällen. Ein Greis lag oben auf der Höhe im Forſthauſe im Todeskampf. Zufall! ruft dann immer die Despotie der geſunden Vernunft, die alles Gemüthsleben für krank hält. Und doch hat dieſe gerühmte geſunde Vernunft allerlei Räthſeln und Geheimniſſen im Schmelztiegel nachgeforſcht!“

Die Gräfin hatte mich in eine entlegene Niſche des Gemachs gezogen, während ſie dies ſagte; die Geſellſchaft ſtand zu fern, ihre leiſen Worte zu vernehmen.

Das alſo war das zuſammengedrängte Seelenleiden dieſer Frauen! Und dieſe Hemmung nannte man geiſtigen Störung? Beim Weibe bleibt oft Trieb der Sinne, unbewußter Inſtinct, was beim Manne Erkenntnißdrang iſt. — An der Mittagstafel erfuhr ich, welcher ärztlichen Despotie das Leben der Frauen hier am Hofe unterworfen war. Juſtinens Schlafloſigkeit hatte man in den Epochen, wo Gemüthsanwandlungen ſie befielen, durch Opium zu heilen geſucht. Ihre Aufregung mußte damit

nur ſteigen; ihre Seele ſchweifte dann von einer gewaltſam unterdrückten Vorſtellung zu andern, ſie verwebte die Eindrücke der Sinnenwelt mit ihren Phantaſien, und dieſe beherrſchten ſie endlich ganz, ſie ward fieberkrank, hatte ſelbſt Anfälle von Nervenkrampf, von Viſionen.

Unter den zur Tafel Gezogenen war neben einigen hohen Beamten des kleinen Staates und Hofes auch der Leibarzt Sr. Erlaucht. Dieſer Sohn Aesculaps gehörte zu den ſtarken Doſengebern, zu jenen Materialiſten, welche durch Aderläſſe, Brechmittel und Spritzen Alles zu erzielen glauben, und mit dieſen Apparaten, dünkt mich, eine gleich große Barbarei wie die alten Klöſter mit ihrem Exorcismus des Teufels an den Tag legen. Der Leibarzt bei Hofe war zugleich Vorſteher des Narrenſpitals im runden Thurm, das zu den Liebhabereien des geſtrengen Herrn gehörte. Er war ſich bewußt, alle Abarten des Gefühlslebens wie Würmer vertreiben zu können, gegen den Enthuſiasmus eines erhitzten Gehirns ſiegreich mit Rhabarber in's Feld zu rücken. Er hatte zu Sr. Erlaucht allerhöchſter Befriedigung im Narrenthurm allerdings ſchon manchen Schwärmer und Propheten curirt und ſtattete bei Tiſche ziemlich dreiſt und umfänglich Bericht ab über den Erfolg einiger neuen Verſuche an kranken Nerven. Dabei war es doch ſeine fixe Idee, Tollheit, die ſeinen Mitteln widerſtand, für erbliches Uebel und für unheilbar zu halten. Er erzählte vom letzten unter ſechs Brüdern eines Kaufmanns der nächſten Stadt, die ſämmtlich freiwillig endeten. Der letzte dieſer unglücklichen Abenceragen, wie er ſagte, ward eingeſperrt. Allein er fingirte

geheilt zu ſein, machte als reiſender Weinhändler Geſchäfte, poculirte ſtark, aber kam damit nicht an's Ziel, ſondern ſtürzte ſich, da der Wein ihn nicht ſchnell genug förderte, in's Waſſer. Gerettet, wollte er ſich verhungern. Man flößte ihm Nachts im Schlafe mit einer Röhre Nahrung ein, und ſo dauerte dieſer Proceß des Selbſtmordes und gewaltſamer Gegenmittel nun ſchon fünf Jahre.

Der Reichsgraf war bei ſittlichen Abnormitäten ebenfalls für Schreckmittel; kalte Sturzbäder hatte er gegen Trunkenbolde mit großem und dauerndem Erfolge angewendet. Kein Land in der That war von Vagabunden und Müßiggängern ſo geſäubert wie das ſeinige. „Auch gegen gewiſſe ſomnambüle Anwandlungen, dächt' ich, müßten kalte Douchen wirkſam ſein," ſagte er, obſchon etwas kleinlaut; „oder auch Piſtolenſchüſſe, die den Narren von Schlafwandler ſchrecken!" ſetzte er hinzu mit einem ſtrafenden Blicke, den er weithin über die Tafel zu ſeiner Tochter ſandte. Juſtine war kalt und blaß wie der Tod geworden.

„Monſeigneur erlauben," nahm ich das Wort, „mit gewaltſamen Mitteln kann man allerdings den Patienten von dieſem Uebel befreien — inſofern der Tod von der Krankheit heilt."

„Sie meinen?" ſagte der Reichsgraf.

„Ein Schlagfluß", entgegnete ich, „iſt dabei nicht blos möglich, ſondern wahrſcheinlich, iſt die Natur des Leidenden zart und fein." — Ich erzählte vom Recluſorio in Neapel, wo man die Geiſtgeſtörten Komödie ſpielen läßt, ihnen Rollen ein-

ſtudiert, und zwar jedem die ihm entgegengeſetzt entſprechende. Die Hochmüthigen bekommen die Rolle des verlorenen, aber reuig zurückgekehrten Sohnes oder der büßenden Magdalene. Die ſich in ihrem Wahn Kaiſer und Könige dünken, müſſen zerlumpte Bettler ſpielen, und indem ſo Jeder ſich in das ihm Entfernteſte hineinfühlt und hineinlebt, wird er der Hinfälligkeit der menſchlichen Creatur recht inne, und dies Inſichgehen hat ſchon vielfach Heilungen für immer bewirkt.

Man fand das mehr pſychologiſch intereſſant, als der Natur des menſchlichen Gemüthes und ſeiner Abirrungen entſprechend.

Abends war bei der Gräfin Thusnelde Thee. Eine beſondere, an mich ergangene Einladung, nicht zu ſpät zu erſcheinen, ward für mich Urſache, an dem Ausfluge der Männer zu Pferde nicht theilzunehmen. Es war mir ſchon, als riefe mich mein Schickſal, als winkte mir ein Genius. Hilf und rette, löſe und ſühne! rief es in mir, noch eh' ich wußte wen und was!

Ich fand die beiden Gräfinnen mit ihren Damen allein. Die ſtrenge Geſellſchaftsordnung war um Vieles gemildert und erleichtert, da der Troß der Pagen und Lakaien bei der Bedienung entfernt blieb. Die an den Salon ſtoßenden kleineren Gemächer mit lauſchigen Niſchen und gothiſchen Winkeln gaben auch die Möglichkeit, ſich aus dem geſchloſſenen, aufmerkſam behüteten Cirkel zu entfernen, falls ein Wort zu äußern war, das einer Perſon allein, nicht Allen, nicht Jedermann galt.

Die Religion, und immer wieder die Religion war in dieſem traulichen Kreiſe gar bald von neuem das Thema. Als

wenn in dieſen Zauberring, der die Erde mit dem Himmel, das Geringe mit dem Höchſten, das Vergängliche mit dem Unvergänglichen verbindet, alles ſonſt dem Leben Verſagte gebannt und einbegriffen ſei! Daß ich mich einen Proteſtanten genannt, der ſelbſt gegen den Proteſtantismus proteſtire, war das Stichwort geworden, das vom Munde des Reichsgrafen wie ein Lauffeuer durch die ganze Geſellſchaft ging, und das die Aufgeklärten, obenan der Starkgeiſt Juſtus Erich ſelber, für ihre Sache, die Frauen mit ihrer unterdrückten Stimme eben ſo gut für ſich zu deuten wußten. Ich wartete nur auf den paſſenden Augenblick, wo ich mich entſchieden für das bekannte, was ich war und wofür ich daheim galt. Nur wollte ich dieſen Moment nicht herbeidrängen; war es mir doch ohnedies wichtiger, wie ich als Menſch zu Menſchen, denn als Mitglied einer kirchlichen Gemeinſchaft zu dem angeborenen heimiſchen Bekenntniß ſtand. Ich mußte vor den Damen mit dem Geſtändniß hervortreten, daß ich für die Vereinigung ſämmtlicher chriſtlichen Confeſſionen ſei, in der römiſchen Kirche nicht und keineswegs vornehmlich und ausſchließlich die Religion Chriſti ſähe, aber auch keine von den proteſtirenden Secten für berufen halte, eine wahrhafte chriſtliche Kirche zu geſtalten. Das war zu viel für Gemüther, die in der Einſeitigkeit erzogen waren, ob ſie ſchon die harten Formen dieſer engen Ausſchließlichkeit zu durchbrechen ſich ſehnten. Gräfin Thusnelde zog ſogar den Harniſch des ſtarken Lutherthums an, als wollte ſie ſich hinter des Auguſtiners feſte Burg Gottes verſchanzen. Luther's Gemeinde, ſagte ſie, habe doch wahrlich, in Noth geboren, im Kampf geprüft, ja in Feuer

und Blut bewährt, alle Merkmale einer ächten Kirche Chriſti an ſich und für ſich, einer Kirche, die ihr feſter als Petri Felſen in Rom zu ſtehen ſcheine! Ich mußte ihr entgegenhalten, daß jede Abſchließung, Ausſchließung und Verwerfung, ſowie das traurige Gefolge jedes Syſtems, jede Erſtarrung der Doctrinen und Formen, der Freiheit Chriſti und der allgemeinen unſichtbaren Kirche, die er meine, widerſtreite. Einen harten Kampf hatte ich bei den Angriffen gegen den römiſchen Glauben zu beſtehen. Daß dem Laien die Bibel mit ihren Dunkelheiten verſagt ſei, kann ich nicht für unbillig halten. Daß die römiſche Kirche nicht in und mit dem Wort der Bibel ihren Abſchluß gefunden, erklärte ich damit, daß der Katholicismus ſich für eine fortgeſetzte Offenbarung halte, und die wahre Kirche, in der Chriſtus lebe, auch eine ſolche ſei und ſein müſſe. Jeder Secte beſtritt ich das Recht und die Befähigung, eine Kirche zu ſein. Auch ein abgeſchloſſenes, ausſchließliches Lutherthum muß ich verwerfen. Hat doch ſelbſt die Augsburger Confeſſion keinen andern Zweck gehabt und bekundet, als die wahre Katholicität, die wahre Rechtgläubigkeit der allgemeinen Kirche zu beweiſen, wie ſie ſich in ihrem Artikel 21 in der That verbindlich gemacht, keine Dogmen gegen die katholiſche Kirche zu lehren und zu billigen. Ich räumte der Gräfin Thusnelde ein, daß ein Chriſtenthum, in welchem Jeder, aller geiſtlichen Vormundſchaft entwachſen, ſich ſelbſt Prieſter ſei, allerdings als das eigentlich höhere und reinere angeſehen werden müſſe; nur daß man über die Wege zur Emancipation des Laien von aller Seelſorge des Prieſters noch nicht einig werden könne. Ich

beargwöhnte die Sicherheit der Römiſchgläubigen, ſich vom Prieſter das Heil geben und entziehen laſſen zu können; aber ich nannte den Proteſtantismus, der den Einzelnen für ſein ewiges Seelenheil ſelbſt verantwortlich macht, wie er bis jetzt ſich geſtaltet, nur einen Verſuch in der noch immer vielfach unmündigen Menſchheit. Ich verwies auf einen Plan, eine thätig wirkende Loge zu ſtiften, die dies Ziel betreibe. Ich ſchloß mein Bekenntniß mit dem innerſten Satz meiner Ueberzeugungen, daß die Reformation erſt dann richtig gefaßt werde, wenn man ſie als Reformirung des geſammten katholiſchen Chriſtenthums verſtehe. Man müſſe, ſagte ich, durch den Proteſtantismus hindurchdringen, um wieder den ächten Katholicismus zur Erſcheinung zu bringen.

Juſtine hatte dieſen Verhandlungen, die nicht ohne Leidenſchaftlichkeit geführt wurden, faſt mit der ſtarren Ruhe eines verblichenen Geiſtes beigewohnt. Mit leuchtenden Augen, aber ſonſt bewegungslos, hatte ſie gelauſcht, ohne weitere Theilnahme zu bezeigen; es war als wenn ihre Seele von fern her erſt herbeigerufen werden müßte in den Kreis dieſer Intereſſen, die das Syſtem der Tagesordnung unterbrachen. Mitunter war's als ſchweifte ihr Geiſt weit ab von Allem, was ſie umgab und umtönte; dann wieder als wäre ſie davor erſchreckt, plötzlich ihren eigenen heimlichen Lebensquell rauſchen zu hören. In einer Pauſe war ſie raſch aufgeſtanden und an's Fenſter getreten, hatte dann den Salon eben ſo plötzlich verlaſſen und das anſtoßende Boudoir geſucht. Ihre Kammerdame war gefolgt, in der Beſorgniß, es verkünde ſich irgend einer jener Anfälle der

Abſpannung und Lethargie, denen ſie ausgeſetzt war. Juſtine hatte mit ſtummer Gebährde abweiſend gewinkt, dann aber, als wir ſchwiegen, unſer Geſpräch ſich erſchöpft hatte, hörten wir ſie den Namen des Fräuleins rufen. Dieſes trat aus dem Cabinet alsbald mit dem Auftrag zurück, mich zu ihr zu bitten. Tante Erlaucht machte die Pantomime der Gewährung und Genehmigung, und ſo ſtand ich vor der ſchweigſam Stillen, Aug' im Auge. Sie hatte den Kopf in die Hand geſtützt und ſaß, in die Ottomane gelehnt, mit fragſam verlangenden Blicken vor mir. Es war als müßte ſie ſich erſt auf die Sprache ſterblicher Menſchen beſinnen, um ihren Gedanken Ausdruck zu geben; nur das Auge ſprach in erhöhtem Glanz und Leben.

„Graf Latour," ſagte ſie ſcheu und ſtill, „iſt Wahnſinn heilbar?"

„Vollkommen!" ſagte ich erſchreckt, „freilich nicht durch Mittel der Barbarei, wohl aber durch liebevolle Pflege, durch Eingehen auf die Bedürftigkeit eines leidenden Gemüthes. Was wir geiſtige Störung nennen, iſt ja oft nur eine Laune der Natur, eine Hervorbrechen verſagter und unterdrückter Empfindungen, ein Traum, der ſich gewaltſam in den wahren Zuſtand drängt, Schlafbefangenheit und Bewußtſein durcheinanderwirrt. Der Geheilte geht oft geläuterter, geiſtig freier dem neuen Lichte ſeines wiedergewonnenen Lebens entgegen. Er ſteht dann geſicherter da, hat er nach der traumhaften Krankheit der Seele ſeinen Zuſammenhang mit Gott und der Welt von neuem begriffen!"

„O wie gut!" flüſterte die Comteſſe und entzog ihr Auge

den prüfenden Blicken, mit denen ich ſie umſpannte. „Ich gelte für gefühllos," ſagte ſie. „Im Gegentheil. Mir fehlt es am Verſtändniß für das, was die Menſchen treibt, aber ich fühle oft ſicher genug, wenn auch unſagbar, was nicht gut darin iſt." — Sie ſchickte ihre forſchenden Blicke nach mir aus, wie Fühlfäden, um zu prüfen ob und wie weit mir zu trauen ſei. „Graf Latour," fuhr ſie dann fort, „ich leide an einem unerbittlichen Widerſpruch gegen die Dinge dieſer Welt. Aber ich fühle doch, daß ich kein Recht habe, dieſe Ordnung zu ändern. Man ſollte mich gewähren laſſen, wie ich mich in das was hier gilt, gefunden, ob mir ſchon oft genug eine Stimme im Traume ſagt, es könnte beſſer ſein. Man klagt, ich ſei kalt und todt, aber was man mir bietet um mich zu reizen, die geſchulte Regel des guten Anſtands, der bunte Lärm der Erheiterungen, das hat mich nur mehr verſcheucht. Ich verdanke der Tante Erlaucht ſehr viel; ſie ſuchte mich mit religiöſen Vorſtellungen zu erwärmen. Aber ſchon von Kindheit an, wenn ſie mir Abends Capitel aus der Bibel vorleſen ließ, das Leben des Erlöſers von der Krippe der Hirten im Stall bis zum Oelberg und Golgatha vor meiner Seele auf und niederſtieg, nahm ich das Alles nur wie das Mährchen von einem göttlichen verzauberten Prinzen; ich hatte keinen Sinn, die Legende in die Sprache unſerer gemeinen Nutzanwendung zu überſetzen."

„Sie hatten, Gräfin," ſagt' ich, „wohl die Schönheit des heiligen Lebens begriffen, aber nicht die Doctrinen, die ſich die Menſchen daraus feſtgeſtellt, um ſich darüber zu entzweien und zu befeinden!"

Sie ſah mich aufhorchend an; faſt wollte ein Lächeln, wie Zuſtimmung und Bejahung, über ihr Antlitz ſchweben, aber ein Hauch der Wehmuth verſcheuchte den gefälligen Reiz, der um ihren Mundwinkel ſpielte.

„Saß ich in der Kirche," fuhr ſie fort, „ſo erſchrak ich darüber, was aus der heiligen Sage für harte Wahrheiten erwachſen waren, es ſchien ſich mir in den Reden unſerer Hofprediger aller Segen, den Gott über die Welt hat ergießen wollen, in eitel Fluch und Verderben zu verwandeln. Meine Kränklichkeit mochte Schuld daran ſein, wenn ich in den Bildern am Altar den gegeißelten und den am Kreuz entſeelten Leib des Herrn nicht ertrug, ohne krampfhafte Schmerzen zu empfinden; ich meine, man ſollte den Herrn nur wie er lehrt und ſegnet, und Wunder thut mit Wort und Hand, vor Augen haben!"

„Mormona!" ſeufzte ich aus tiefer Seele; mich überwältigte das Andenken an Mormona's widerwillige Anwandlungen vor den Marterbildern aus der heiligen Geſchichte.

„Was iſt?" fuhr Juſtine auf und ſah mich fragend an. Ich entſchuldigte mich, daß die Gewalt einer alten Erinnerung in mir aufgeſtiegen. Sie fragte mich nicht danach, aber ich fühlte den leuchtenden Blick ihrer Augen, als ich die meinigen niederſchlug. Ein Weib verſteht ſehr leicht und gut, wo Jemand an eine geheiligte Grabſtelle in unſerem Innern rührt, an eine Stelle, wo wir ein geliebtes Leben beiſetzten.

„Sie waren viel in Italien, Graf Latour?" ſagte Juſtine.

„Es iſt mein Heimathland," entgegnete ich, „mein Name iſt La Torre."

„Meine Sehnſucht nach dem Süden jenſeit der Alpen", ſagte die Gräfin, „hat Vater Erlaucht mit ſeinem entſchiedenen Widerwillen gegen das Land meiner Mutter verpönt. Es bleibt ein verſagter Wunſch, den Ort ihrer Geburt, den Schauplatz ihres kurzen Jugendlebens zu betreten. In früheren guten Tagen, wenn ich als Kind krank war, am Bette, hat mir Vater Erlaucht wohl in ſchwachen Stunden, wie er's nennt, von der Mutter und vom Süden erzählt; ſpäter, als ich den Wunſch nach ihrem Jugendland feſthielt, wies er um ſo beſtimmter jede Regung zurück, die daran gemahnte. Mein Vater —"

„Ein außergewöhnlicher Mann!" ſagte ich, wie ſie ſchwieg.

„Aber meine Mutter!" brach Juſtine aus und eine ſchwere Thräne zitterte in ihren dunkelblauen Augen. „In einer Villa am Strande unfern der Bucht von Genua hat ſie ihre kurze Liebe geträumt, dort ward auch der Bund von Prieſterhand beſiegelt."

„In der Villa Speroni," ſagt' ich.

„Sie wiſſen? Sie waren dort?" rief ſie.

„Ich ſah früher das Bild Ihres Vaters, Gräfin," erzählte ich, „in Rom, im Palaſt der Propaganda des katholiſchen Glaubens, in der Sala intima zwiſchen den Bildern deutſcher Proſelyten, in Lebensgröße, aber mit einem Trauerflor bedeckt, weil man ſich thörichter Weiſe beeilt, an ſeine Vermählung eine Hoffnung, ihn zu gewinnen, zu knüpfen!"

„Im geheimen Saal der Proſelyten ſahen Sie ſein Bild,

Sie, ein Protestant?", flüsterte Justine mit der scheuen Hast leidenschaftlicher Aufregung.

„Ich bin dem Herkommen und dem Bekenntniß nach katholischer Christ!" sagte ich.

„O mein Gott," rief sie zitternd, „lassen Sie ihn das nicht wissen, Niemand hier, Niemand!"

Sie hatte mit beiden Händen meinen Arm erfaßt und drängte sich in der Heftigkeit maßloser Angst an meine Seite, ich weiß nicht ob Schutz suchend oder in der Absicht, mich ihres Schutzes zu versichern.

Die Gräfin Tante hatte sich mit ihren Damen dem Cabinet genähert; unser Zwiegespräch war beendet, unterbrochen. Der Abend verlief sonst einfach und still. Die Herren waren zu spät von ihrem Ausflug zurückgekommen, um noch zum Thee bei den Damen zu erscheinen. Beim Abschiede nahm ich noch Gelegenheit, insgeheim die Gräfin Thusnelde nach Justinens Nachtwandeln zu befragen. „Hat sie Ihnen davon erzählt?" fragte die Tante nicht ohne Aengstlichkeit, und fuhr fort: „Anfälle der Art hat sie schon von früh gehabt, aber sie steigerten und fixirten sich erst bei einer gewissen Veranlassung. Von der verstorbenen Mutter besaß das Kind ein Crucifix von Ebenholz und einen Kranz mit Rosenkügelchen. Man hatte das dem Kinde zum Spielzeug gegeben, als Einziges und Letztes, was ihm von der Verewigten geblieben. Justine hatte damit getändelt, aber das Spiel ward verfänglich, als sie an dem Kranze ihr Nachtgebet herzusagen begann. Das erregte Eifersucht, Argwohn, Zorn; mein Bruder Erlaucht entriß ihr Bei-

des, und ſeitdem ſtand ſie oft Nachts halb wach und halb ſchlafend auf, es zu ſuchen. Auf ihre Bitten, ihr die theuren Angedenken wiederzugeben, erfolgten Zornausbrüche über Götzendienſt und Narretheien. Seitdem Crucifix und Roſenkranz drüben im Archiv beigeſteckt worden, hat die nachtwandelnde Träumerin kein anderes Ziel für ihre Sehnſucht als den alten runden Thurm. Natürlich wird Nachts jeder ihrer Fußtritte ſorgſam gehütet. Sie hat aber doch ſchon mit verſchmitzter Liſt ihre Wächter getäuſcht!“

Ich ſuchte früh mein Zimmer. Die ganze Nacht über war mir zum Sterben weh; die Diſſonanzen im Leben der Menſchen bedrückten meine Seele, ich mochte den Schlaf ſuchen oder wach bleiben. Arme, mißverſtandene, gequälte Seele, könnt' ich dich erretten und erlöſen! Das war mein Gedanke ſchlafend und wachend. Juſtine erſchien mir wie ein gefangener, im Kerker ſtumm gewordener Vogel, der ſich an den Stäben ſeines Käfigs die Flügel zerſchlägt.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Nachtwandel und Liebe.

Der nächste Tag brachte mir wenig Beziehungen zu Justine. Bei der Begegnung am Morgen, wie an der Mittagstafel war sie wieder in ihre passive Stille, die an Starrheit grenzte, zurückgekehrt; ihr Seelenleben hatte sich wieder hinter die Formen, die um sie her galten, verkrochen. Nur dann und wann warf sie fragend und suchend den Blick ihres wunderbaren Auges zu mir herüber. Wie ich von meiner Abreise sprach, zog sie sich mit allen ihren Fühlfäden in sich zurück; ich empfand die Zuckung, die über ihr Herz lief, sympathetisch in meiner eigenen Brust. Erst die Nacht sollte das Mysterium unserer Liebe offenbaren.

Im festlich geschmückten Ballsaal zu Belle Promesse war Tanz. Der Reichsgraf in Person eröffnete den Ball mit einer schon betagten, aber kräftig imposanten Dame, einer Hohenlohe'schen Gräfin aus einer Seitenlinie, Kreuzdame und Vorsteherin eines protestantischen Fräuleinstiftes. Sie war, raunte

man ſich zu, eine alte Neigung des geſtrengen Herrn geweſen; er hatte ſie wenigſtens gerngehabt, aber ſeine Zärtlichkeit für ſie war nun bis dahin abgedämpft, daß er jährlich einmal ihr Cavalier war und auf ihren Wunſch mit ihr tanzte. Es war ein eigenthümlich Schauſpiel, wie die zwei hohen erhabenen Geſtalten eben ſo zierlich wie ehrbar im Tanz ſich mit einander gebährdeten. Es war weniger ein Tanzen wie ein Becomplimentiren, ein Hin- und Herneigen der Geſtalten in gegenſeitiger Devotion und Gravität. Anfangs meinte man, ſie hätten den Tanz parodiren wollen, aber ſie trieben das Gliederſpiel mit ſtrenger orthodoxer Gewiſſenhaftigkeit. Dem regierenden Herrn lagen tiefe Falten auf der gewölbten Stirn, während ſein Mund ſo viel Grazie als ihm möglich war, entwickelte. Er courbettirte, wenn ich ſo ſagen darf, um ſeine Dame herum, er machte ihr die Honneurs mit der Courtoiſie eines ſpaniſchen Granden. Jetzt war er ihr voraus, als wollt' er ihr entfliehen, und jetzt erſchien er, wie ſie hinter ihm herſtolzirte, wie König David vor der Bundeslade. Es war eine Ciaconne von Sebaſtian Bach. So eigenthümlich wie der Tanz war auch die Muſik. Es war als wenn erhabener Kirchenſtyl ſich zu einem Scherzo herabgelaſſen. Ein Rieſe von Geiger gehörte dazu, ein wahrer Briareus, wenigſtens ein Spieler von verzehnfachter Kraft, um all' die Grandezza mit all' der Grazie, all' die Feierlichkeit des Reifrockſtyls mit all' den Feinheiten einer ſüßen Empfindſamkeit auf dem Inſtrumente ſolo zu verſchmelzen. Die Melodie verkriecht ſich hinter lauter Schnörkel und Fiorituren, taucht aber hier neckiſch, da mit aller Gewalt her-

vor, eine wahre Schlangenlinie mit Arabeskenguirlanden, wie ſie auch ſonſt das Zeitalter liebte.

Auf dieſen Ehrentanz, an welchem theilzunehmen nur das Alter berechtigt ſchien, folgten die üblichen franzöſiſchen Tänze, die mehr dazu gemacht ſind, die Grazie der Jugend zu entfalten. Prinz Emil eröffnete mit ſeiner deſignirten Braut den Reigen. Er führte ſie mit Behutſamkeit und Delicateſſe, aber unſicher, ohne Feſtigkeit und Zuverſicht. Wie ſie an mir vorüberſchritten, ſchlug Juſtine das Auge zum Himmel auf, während ihre Lippen ein Lächeln erzwingen wollten. Plötzlich am Ende des Saales bemächtigte ſich des Paares unter einem leiſen Aufſchrei ein Schwindel. Ich ſah nur wie der Prinz, weder ſeiner noch ihrer mächtig, wankte, wie eine Wetterfahne um ſie herumfuhr und auszugleiten drohte. Wie vom Blitz getroffen ſchien Juſtine das Bewußtſein und die Kraft der Fortbewegung verloren zu haben. Unbeweglich blieb ſie ſtehen, der eine Arm behielt die ausgeſtreckte Haltung, während die andere Hand in's Ungewiſſe tappte. Ich war hinzugeſprungen, und ehe noch der Prinz ſich ermannt hatte, ſeine Tänzerin von neuem zu erfaſſen, griff ſie mit der Rechten krampfhaft zu und hielt meinen zur Unterſtützung dargebotenen Arm convulſiviſch feſt. So kaum ihrer Herr, hoben und trugen wir, der Prinz und ich, die theure Bürde aus dem aufgelöſten und verworrenen Knäuel der Tänzer, die ſich planlos um uns gruppirten. Eine Kammerdame öffnete die nahe Seitenthür, und während im Saal Muſik und Tanz loſe durcheinanderſchwirrten, waren wir mit der Ohnmächtigen in das anſtoßende Gemach getreten. Wir hörten

nur noch, als die Thür hinter uns zufiel, wie die Musik plötzlich verstummte, ein dumpfes Gewirr laut ward, bis die Commandostimme des Reichsgrafen: „Fortgetanzt!“ das Signal zur Herstellung der unterbrochenen Ordnung gab. „Schließen Sie die Thür hinter uns!“ flüsterte ich der Kammerdame zu, „die Gräfin braucht Ruhe und Erholung!“

Mit Hülfe des Prinzen hatte ich die Leidende auf das nahe Ruhebett gelehnt; ich war jedoch außer Stande, meine starr von ihren Fingern umschlossene Hand aus der ihrigen zu ziehen. Der Prinz hatte seinen Arm um ihren Nacken geschlungen, um ihr Haupt zu stützen, als sich Justine erholte. Ein erneuerter Druck auf die Klinke der geschlossenen Thür schreckte sie auf. „Es wird der Leibarzt sein!“ sagte die Kammerfrau, bereit, die Pforte wieder zu öffnen. „Haltet die Ungethüme von mir zurück!“ rief Justine mit flammendem Zorn, während sie sich mit der Springkraft einer Stahlfeder in die Höhe schnellte und halb aufgerichtet vor uns saß. Sie hatte meine Hand freigegeben, blickte uns befremdet an, fragte was geschehen, warum der Tanz unterbrochen sei. Wie ich mit der ganzen Gewalt der Seele in ihr Auge blickte, fuhr sie leise in sich zusammen, als erinnerte sie sich der Situation. „Verzeihung, mein altes Uebel!“ seufzte sie, und eine Thräne über sich und ihren Zustand zitterte aus ihren Wimpern. Sie lehnte sich wieder zurück, senkte und hob ihr Auge und blickte mich hülfeflehend an. Meine Fingerspitzen zuckten, es war mir, als sei alles Feuer meiner Seele in die Nervenenden meiner Hand gefahren. Eine unendliche Wehmuth überfiel mich; ich gedachte des Rabbi, wie

er die aufgestörten Lebensgeister meines Pirro mit seiner Handbewegung gebändigt und gemildert. Wie ich Aug' in Auge mich über sie beugte, hob ich unwillkürlich meine Hände wie zum Gebet, wie zur Abwehr alles Bösen über ihr Haupt, strich niederwärts über Hals und Busen und rief in heißer Angst bebend und flüsternd nach dem guten Geist zur Sühnung und Beruhigung. Justine lag still; ein Fittig des Friedens breitete sich bei der dritten Handbewegung über sie. Wie ihr Augenstern sich hob und nach oben unter die Höhlung trat, lächelte ihr Mund zum Zeugniß ihrer Beruhigung.

„Was thun Sie, Graf Latour?" fragte der Prinz ängstlich. Ich bedeutete ihn still und wies auf die Schlafende, die ihm selber Rede stehen sollte. „Wie ist Ihnen, Gräfin?" fragte ich leise in sie hinein.

„Sanft und gut!" hauchte sie in tiefen Zügen. „Wie auf den Flügeln des Windes hebt es mich hinauf bis in die Wipfel der Buchen und Tannen; sie beugen und neigen ihre Häupter, sie bedecken meine ganze Gestalt, der Athem der Liebe Gottes greift über die Saiten meiner Seele. Jetzt, jetzt, höher hinan, ich woge und webe in Licht und Aether, Alles ist Liebe und Milde. Ach, wer küßt meine Stirn?"

Dann schlief sie fest und tief; ich ließ von ihr ab, ich tastete nach meinen eigenen Händen, nach meiner Stirn, die heiße Tropfen bedeckten. Von der entgegengesetzten Thür nahten Schritte, die Damen vom Gefolge der Gräfin eilten mit Dienern herbei. Ich machte Ruhe und Schonung zur Pflicht; der Schlaf werde sie erquicken und heilen, sagt' ich. Ich empfahl,

ihr die Kleidung zu erleichtern, sie in ihr Gemach auf ihr Bett zu tragen. Den Prinzen beschwor ich, den so eben hereintretenden Arzt zu zwingen, ihr den Schlummer zu gönnen, sie in Frieden zu lassen. Ich zog mich dann zurück und suchte auf einem Umwege den Eingang zum Ballsaal.

Der Prinz, der den Transport begleitet hatte, ereilte mich auf dem Corridor, der beide Schloßflügel verband. Es war ein langer bedeckter Gang von Glaswänden und Fenstern, die nach einem Lichthofe gingen. Dicht zur Seite lagen die von mir eingenommenen Gemächer. Drüben begann die Reihe der Zimmer des linken Flügels, den die Damen des Hofes bewohnten.

„Welch ein seltsamer Zustand!“ sagte der Prinz noch ganz außer sich, indem er lebhaft meinen Arm erfaßte.

„Noch nicht so seltsam,“ war meine Entgegnung, „als die harte Barbarei der Mittel, mit denen man hier zu Lande gegen Anfälle solcher Art zu Felde zieht! Es ist das erste Gesetz für den Arzt, die Krankheit nicht zu hemmen. Auch liegt die Quelle der Genesung nicht außerhalb der Leidenden. Gräfin Justine ist von Kindheit auf falsch behandelt. Ihr Gemüthsleben ist gestört, weil man es unterdrückte, und die zurückgedrängte Phantasie flüchtet sich in den Schlaf und gestaltet sich die Träume bis zu leibhaften Erscheinungen. Darum ihre fieberhaften Ahnungen, ihr Nachtwandeln. Stört man das, so bricht der Traum als Wahnsinn mitten in die Wirklichkeit herein!“

„Sie ist im wachen Zustande so kalt, so todt!“ sagte der Prinz.

„Eben deshalb," entgegnete ich, „sie ist das Opfer der Despotie des nüchternen Verstandes, der hier das Scepter schwingt. Man pflege ihr Gefühlsleben, man schrecke nicht ihre Phantasieen zurück, dann wird ihr Geist ein Genüge finden mitten auf der Scholle der Wirklichkeit! Sie ist vielleicht ein Naturell wie ihre Mutter, ein Kind des Südens, eine Pflanze, die hier die nordische Zugluft hindert, sich frei zu entfalten. Weder das Klima, noch die Etiquette des Hofes, weder die kalte Herrschaft der Vernunft, noch die hier landesüblichen religiösen Vorstellungen passen für ein so zart und weich organisirtes Gemüth."

„Sie meinen, Gräfin Justine hätte bei dem Naturell ihrer Mutter eine Neigung" — der Prinz schwieg plötzlich und sah mich argwöhnisch an.

„Jedenfalls eine Neigung zu milderen Lebensformen, als man ihr bietet," setzte ich hinzu. „Wenn die Aufklärung des Verstandes sich mit allen Schrecknissen der Barbarei waffnet, da kann es nicht Wunder nehmen, geht darüber ein Gemüth zu Grunde."

„Und mit was für Mitteln," fragte Prinz Emil nach einer Pause, „haben Sie sich der Kranken bemächtigt?"

„Mit keinen, die ein böser Zauber bietet," sagte ich, „mit der magnetischen Kraft in Blick und Hand. Wollen wir darüber schweigen, Prinz; profane Köpfe möchten uns verketzern!"

Ich fühlte des Prinzen schweren, durchdringenden Blick, den er noch auf mir haften ließ, als wir am Eingang in den Ballsaal auseinandertraten. Der Tanz war kaum unterbrochen,

aber die Feſtfreude getrübt, ſo viel der Reichsgraf ſich auch Mühe gab, den ſeiner Tochter zugeſtoßenen Anfall zu ihren gewöhnlichen Anwandlungen zu rechnen. Der Leibarzt ſtattete ihm auch bald ganz beruhigenden Bericht über den feſten geſunden Schlaf der Patientin ab. „Daß mir ſo was paſſiren muß, ſo ein Nervenſpuk in meinem Hauſe!“ ſagte der Mann in ſeinem Zorn; „ich lieb' es ſchon nicht, daß Eins krank iſt; Gemüthskrankheiten ſind mir eitel Thorheit!“ — Er bedachte nicht, daß die Thorheiten auch zu den kranken Zuſtänden des tyranniſchen Verſtandes gehören. — „Hält man die fünf Sinne ſtramm,“ eiferte er, „ſo kann derlei dummes Zeug nicht vorkommen. Centralpunkt verrückt? Unſinn! Kopf oben, reines Bult, Auge klar, Magen arbeitſam: ſo kommt man ohne Anfechtung ſelbſt durch eine Welt voll Teufel! Das geſammte Frauenzimmer hat freilich ſeinen beſondern Kram mit allerlei Functionen, und dann reden ſie auch noch von Nerven! Lieber Herrgott, wenn Sehnen und Knochen friſch ſind, was wollen da die Nerven anfangen? Was heißt: Nerven? Ohren ſteif und Knochen beiſammen, ſo lange der Docht der Seele noch Oel hat: voilà tout!“

Der Prinz zog den Reichsgrafen bei Seite; ich weiß nicht ob er ihn von dem beſonderen Vorgang im Seitengemach, der nur ihm und mir bekannt war, in Kenntniß ſetzte. Vielleicht war er blos bemüht, das gewaltſame Einſchreiten des Medicus zu verhüten. Mir genügte das Bewußtſein, die Qual der aufgeſtörten Lebensgeiſter in ſanften Schlaf gelöſt zu haben. Ich glaubte zum erſten Mal an die Macht meiner Hand; aber ich

verſchwieg das auch der Gräfin Tante und hoffte, Prinz Emil werde meiner Warnung eingedenk ſein.

Die Geſellſchaft trennte ſich früher, als anfänglich bezweckt ſein mochte, nachdem der Leibarzt noch einmal von Juſtinens Zuſtand die beſte Nachricht gebracht. Ich ſuchte mein Zimmer, fand aber weder Schlaf noch Frieden.

Es war eine ſchwüle deutſche Sommernacht; ein Gewitterhimmel hing ſchwer über uns. Wie ich die Fenſterflügel öffnete, kämpfte die Mondſcheibe mit den zitternden Wolken, die ein leiſer Windhauch ſpielend und neckend und doch drohend genug bewegte. Im Schloßhofe war es ſtill geworden, Wagen und Roß waren abgezogen, die gebliebenen Gäſte untergebracht; in den Fenſtern hüben und drüben irrten noch einige Lichter auf und ab und erloſchen dann allgemach.

Ich verließ mein Zimmer, um dem Luftzug ungehinderten Spielraum zu geben, ging den Corridor an den Fenſtern und Glaswänden hinunter und betrat das Gemach daneben, das an den Ballſaal ſtieß. Es war derſelbe Raum, wo Juſtine auf dem Ruhebett gelehnt. Im Hintergrunde ſtand ein Inſtrument in Form eines Spinetts mit vollſtändiger Claviatur. Wie bei der Orgel waren hinten die Züge, aber mit Glocken und Schaalen von Glas, die nach Verhältniß ihrer verſchiedenen Größe hoch und tief angebracht, eine Scala von vier Octaven bildeten. Dieſe waren ſo ineinander geſchoben, daß jede nur einen Fingerbreit hervorragte und auf einer Axe ruhte, die mit dem Fuß bewegt ward. Glocken und Hände werden angefeuchtet, jene, wenn ſie klingen ſollen, mit den benetzten

Fingern berührt; an Süße und Zartheit übertrifft der Ton des Instrumentes alle andern. Es war eine Glasharmonika, nach dem Blitzableiter die zweite Erfindung des großen Franklin, von der man auf Belle Promesse Kenntniß genommen. Seit meinem Aufenthalt im Collegium zu Genua mit dem Orgelspiel vertraut, versuchte ich das Instrument, von dem ich gehört, es habe für den Spielenden Gefahr. Ich hatte keine Ahnung, daß die Gefahr, die ich heraufbeschwor, sich ganz anders bekunden sollte. Die unglaublich stark und anhaltend verbreiteten Schwingungen, die aus den sanft bestrichenen Glasschaalen hervorzittern, bringen durch die Fingerspitzen eine durchdringende Erschütterung in den Nerven hervor.

Ich spielte ein Stabat Mater von Pergolese; mich hob der Geist wie auf Flügeln in's Reich unsichtbar überirdischer Mächte. Nicht ich war's, der zu spielen schien; das Instrument spielte, die Macht der Töne riß mich in ihre Wirbel. Der Raum, die Sinnenwelt verschwanden um mich her; ich hörte kaum von fern ein leises Geräusch, das sich draußen am äußersten Ende des langen bedeckten Ganges ankündigte. Ich begann die neue Passage. Ein Windzug, der durch Thür und Fenster strich, löschte vor mir das Licht, das auf dem Pult des Instrumentes stand. Wie das Nachtgewölk am Himmel vorüberzog, goß der Mond sein blasses Licht über mich herein. Ich spielte die dritte Strophe; da klirrte es vom Corridor her wie ein Riegel, den vielleicht der Luftzug gelöst; es war am letzten Fenster, das von drüben in den bedeckten Glasgang führte. Meine Hände glitten mechanisch über die Tasten hin, während meine Augen,

rückwärts gewendet, in's Dunkel und in die Tiefe des Ganges schweiften. Dort vom letzten Fenster her wandelte immer näher, mit Unterbrechung und Pausen, langsam tastend eine Gestalt, weißgekleidet, das Antlitz frei, die Hände erhoben. Ich saß regungslos da, meine Finger ließen den Ton lang verschweben; ich starrte in's Ungewisse nach dem Lauscher, der jetzt zurückwich, sowie der Ton verklang. Um mich meiner Sinne zu versichern, drückt' ich im Zweifel über das seltsame Gefühl, das mich beschlich, beide Hände von neuem in die Tasten. Die Gestalt richtete sich auf, als schöpfte sie tief Athem, und setzte den Fuß vorwärts. Ich konnte bei der Dämmerung nichts erkennen, als die ungewisse, wellenförmig im Schleier wogende Gestalt; ich hörte von ihrer Bewegung kaum den Saum des Gewandes, der über den Boden streifte. Die Gestalt wandelte auf mich zu; ich trat ihr entgegen; der Schreck über die Entdeckung lähmte mich fast; ich fühlte den schlanken Leib eines Weibes, der sich an mich drängte. Ich zitterte so heftig, daß ich zurücktrat. Sie flüsterte, was ich nicht verstand, trat fest auf mich zu und drückte mich wieder in den Stuhl, auf dem ich bei'm Spielen gesessen. Dann legte sie beide Hände auf meine Schultern, auf meine Stirn, während ihre Augen oben nach dem Mondlicht suchten, das scheu und schüchtern ganz verstohlen durch's Fenster lugte. Wie sich die Gestalt über mich lehnte, aufgelöst in meinen Armen hing, ihren warmen Pulsschlag mein Busen fühlte, besann ich mich erst von neuem, daß kein Traum mich umgab, ein lebendiges Weib sich an mich schmiegte. „Schrecke nicht vor mir zurück!" hauchte sie

wie mit Klängen der Aeolsharfe, „die gefangene Seele muß ſich in die Nacht flüchten, um von den Banden der körperlichen Menſchenwelt frei zu ſein. Verachte mich nicht, wenn ich irre rede! Haſt Du nicht ſelbſt von den Völkern des Morgenlandes erzählt, denen die geſtörte Seele heilig iſt, weil aus ihnen Gott und Natur zum Menſchen reden könnten? Sie haben mir Netze und Fallſtricke gelegt, aber ich habe ihre Liſt überliſtet und ſie zu Gefangenen im eigenen Zimmer gemacht. Die Geiſter ſind gut, wenn der körperliche Menſch ſie nicht ſtört und verwirrt. Laß Du mich frei wandeln, ich ſuche nach einem Herzen, das mit mir fühlt. Verſpotte mich nicht, Dir will ich vertrauen. Sei Du nicht grauſam, weil ich unglücklich bin. Du wirſt meine Seele retten, Dir will ich mein Geheimniß bekennen!“

„O mein Gott!“ rief ich und glaubte zu vergehen unter der ſüßen Laſt, die ſich mir ſchickſalsvoll in die Arme gab. Wie ich aufblickte, ſah ich hell und klar in Juſtinens blaß verklärtes, ätheriſch verzücktes Antlitz; der Mond ergoß ſein ganzes Licht über uns her, nicht mehr argwöhniſch, ſondern offen und voll, wie eine Segensſpende, wie einen Glorienſchein. Wie ſich ihr Gewand von der Schulter löſ'te, leuchtete mir der Glanz der Lilie entgegen. „Reiner Engel der keuſchen verſchwiegenen Nacht!“ ſagt' ich ſtill und ſcheu. Ich zitterte vor dem Gedanken, die Seele eines unberührten Weſens, das Herz eines reinen Geſchöpfes, ihren ſüßen Leib in meiner Hand zu halten. Sie ſah mich lächelnd an, als hätte ſie meine Gedanken errathen und ſprach: „O armer Thor, Du thuſt mir

wohl! Ich liebe Dich, Joſeph La Torre, wie noch kein Weib geliebt. Sieh! über den Waſſern fährt ein Sturm dahin, Welle bäumt ſich gegen Welle, ſie kräuſeln wild auf, aber ſie ſchäumen rauſchend an einander und ihre weißen Spitzen küſſen ſich. So lieb' ich Dich! Und horch! Ueber das Waldesdunkel brauſ't der Nachtwind, er fährt über die Buchen dahin, als wollt' er ſie brechen, aber ſtürmt vorüber und im Nachwehen beugen und neigen die Wipfel ſich, und Blüthe tauſcht den Duft mit der Blüthe. So lieb' ich Dich. Und weil ich Dich liebe, wie nur ein Weib einen Mann geliebt, kann ich Dir's auch geſtehen, wie nie ein Weib es ſollte!"

„Ihr Engel und Cherubim des Himmels!" rief ich, vom Glück der Liebe berauſcht, „leiht mir Eure Flügel, um das Herz der Geliebten, ein Kleinod und nun mein heilig Eigenthum, zu ſchirmen!"

Ich preßte die Geliebte an mich, als könnt' ich fürchten, ſie mit dem vorüberrauſchenden Traum zu verlieren; mir bangte, ſie bei ihrem Namen wachzurufen, als könnte ſie mit wachen Sinnen ihre Liebe verleugnen.

Da nahten im Corridor eilende Schritte, nicht männlich feſte, aber nicht minder haſtige. Die Kammerfrau im Nachtgewande, eine Kerze in der Hand, lief keuchend herbei; Juſtine hatte ſie in der That überliſtet und im Vorzimmer abgeſperrt, war auf der anderen Seite ihrer Gemächer entkommen und hatte, vom Klang der Harmonikatöne gelockt, vom Mondlicht geführt, den Weg nach dem bedeckten Glasgang gefunden. Ich winkte der Kammerfrau, das Licht zu beſeitigen. Sie ver-

ſtand nicht mein Begehr. Wie der Schein der Kerze Juſtinens Auge traf, zuckte ſie zuſammen und hing wie geknickt an meinem Buſen; die Schwere, die plötzlich in ihre Glieder fuhr, machte mir erſt jetzt den Eindruck eines Körpers, den ich in meinen Armen hielt. Ein Glück, daß die Kammerfrau nicht nach Hülfe gerufen; vielleicht fürchtete ſie für ſich ſelbſt bei der Entdeckung, die Schlafende auch nur einen Augenblick allein im Zimmer gelaſſen zu haben. Ich gebot ihr Schweigen und Ruhe, und ſo tappten wir nach ausgelöſchtem Licht durch die Dämmerung den Corridor hinunter. Dort am Ende überſah ich den Sprung und Schwung, der doch immer nöthig war, um von drüben in die Gallerie zu gelangen; die Tiefe der Hofmauer war zu beträchtlich, um bei wachen Sinnen den Schritt über das Geländer und über den leeren Raum hin zu wagen. Die Kammerfrau, ſeit deren Kindheit im Dienſt bei der Gräfin, verſicherte, in ſolcher Ausdehnung noch nicht eine nächtliche Anwandlung an ihr erlebt zu haben. Wir hatten glücklich ein Seitenzimmer erreicht und die Schläferin auf das nächſte Ruhebett gelehnt, als das Geräuſch von Nahenden mich zwang, eiligſt, unbekannt und unbemerkt, wie ich dachte und hoffte, meinen Rückweg zu ſuchen. Erſchöpft ſank ich ſelbſt auf mein Lager und ſchlief betäubt bis in den tiefen Tag hinein. —

Die Sonne ſtand bereits ziemlich hoch, als ich erwachte. Das Gewitter hatte ſich entladen, ein leuchtender Sommertag lag über der Landſchaft. Im Schloßhof war es ſehr lebendig. Neue Gäſte waren angekommen, Wagen fuhren ab und zu, reitende Boten ſprengten hin und her. Der Friſeur, der vom

Perſonal der Dienerſchaft mich bediente, erzählte, für heute ſei der eigentliche Tag der Verlobung des hohen Paares anberaumt geweſen, allein Comteſſe könne das Bett, wenigſtens das Zimmer nicht verlaſſen. Angekleidet eilte ich hinüber in den Schloßflügel, wo die Gräfin wohnte. Zu nicht geringem Erſtaunen der harrenden Diener antichambrirte ich eine ganze Weile, um unter dem Vorwande, den Arzt ſprechen zu wollen, von der Kammerfrau über den Verlauf der Nacht zu hören. Ich konnte ſie nur im Fluge erhaſchen: die Gräfin habe feſt und ruhig bis an den lichten Morgen geſchlafen, ſei jetzt ſtill und duldſam, weigere ſich aber hartnäckig, an der Beſtimmung des Tages theilzunehmen; von den Vorgängen der Nacht ſchien ſie blos von ihrem Schwindel im Ballſaal und ihrem Erwachen in des Prinzen und meiner Gegenwart ein Bewußtſein zu haben. Ich zitterte vor dem Gedanken, ihr Traum werde über ihre wachen Sinne keine Macht, in der Wirklichkeit keinen Platz haben, wie ein Schattenbild der Nacht vom Tage ohnmächtig verſcheucht ſein!

Wie ich in meine Wohnung zurückkehrte, erfuhr ich, daß der Prinz wiederholt nach mir geſchickt habe. Ich eilte zu ihm, war aber froh, ihn nicht zu treffen, ihm nirgendwo zu begegnen. Gräfin Thusnelde war unbaß, für Niemand zu ſehen. Der regierende Herr war mit einer Auswahl der Geſellſchaft zu Wagen und Roß nach Schwarzenfels, der alten Stammburg des Hauſes, um dort Geſtüt und Hirſchpark zu beſuchen. Er für ſeine Perſon ſei ſogar nach Empfang einer wichtigen Depeſche tiefer in's Land hinein. Daß ich von jener Partie aus-

geſchloſſen blieb, fiel mir weder auf, noch legte ich Gewicht darauf. Die Mittagstafel war nicht eben ſehr zahlreich, nur von einigen Nachzüglern und Seitenzweigen der eingeladenen Herrſchaften beſetzt. Baron Hinterbein und die zurückgebliebenen Ehrendamen machten nebſt den verſpäteten Ankömmlingen den Reſt der Geſellſchaft.

Der Abend war herangekommen; meine quäleriſche Unruhe ſtieg bis zur Angſt und Pein. Es duldete mich nicht im Zimmer; ich ſuchte das Weite, und doch trieb es mich wieder zurück. Ich fühlte klar und ſicher, daß ein zweites Weſen in meine Sphäre getreten war und wie feſtgebannt in meiner Lebensluft blieb. Ich wußte mich doppelt, ich empfand, daß eine andere Natur über mich gebot. Zugleich überkam es mich wie eine Ahnung und Mahnung, ein großes Unheil zu verhüten.

Wie der Mond am Himmel ſtand, hielt ich das quäleriſche Gefühl von heranziehenden Gewitterwolken, die meinen Lebenshimmel bedrohten, nicht länger aus; ich eilte hinüber in die Vorzimmer der Wohnung der Comteſſe. Zitternd fuhr mir die Kammerfrau entgegen, mit allen Zeichen des Schreckens mir meldend, der Reichsgraf ſei mit dem Leibarzt und noch zwei anderen Perſonen dageweſen und habe die Gräfin lang und breit ausgefragt; ſie habe nur geſagt, was Jedermann wiſſen könne. Auf der Treppe habe Se. Erlaucht von einer Gaunerei, von einem Betruge geſprochen, den er entdeckt. Im Nu war die geängſtete Duenna fort, und doch lag mir ob, ihr eine Mahnung für ihr weiteres Verhalten in der Behandlung der Schläferin zuzuraunen.

Mit Anbruch der vollen Nacht wollt' ich mein Lager ſuchen, aber es trieb mich auf, ich mußte Thür und Fenſter öffnen. Es duldete mich auch nicht im Zimmer, ich ging in das Gemach, das an den Ballſaal ſtieß, trat gedankenlos an den Harmonikaflügel, legte die Hand in die Taſten, fuhr aber plötzlich vor dem Gedanken zurück, die Schläferin herbeizulocken. In demſelben Augenblick ſchon klirrten im Corridor die Scheiben, der Fenſterflügel rauſchte auf und die weiße Geſtalt Juſtinens, wie geſtern im Nachtgewande, aber ſicherer und dreiſter, ſchritt den Gang hinunter auf mich zu. Ich war dies Mal entſchloſſen, ſie bei'm Namen zu nennen, ſie wachzurufen, um zu erfahren, was hierbei blos Traum oder Wahrheit ſei. Im Eifer, auf ſie zuzuſchreiten und mich ihrer zu bemächtigen, nahm ich kaum die Kammerfrau wahr, die hinter ihr herſchritt, noch weniger das Geräuſch, das von der entgegengeſetzten Seite laut ward. Die Zofe ſtürzte außer Athem auf mich ein, mit Gebährden der Angſt, mit Worten der Furcht, von denen ich nur halb und halb: „Belauſcht, entdeckt!" herausbörte. Juſtine ſtand kerzengrade vor mir, betaſtete mir Stirn und Schläfe, und ſprach dann geiſterhaft daſſelbe Wort, das ſie mir geſtern geſagt: „Ich vertraue Dir, ich muß Dir insgeheim ein Geſtändniß machen!"

In demſelben Augenblick brach unter dem Gewicht, das man gegen ſie geſtemmt hatte, die kleine Tapetenthür, die vom Ballſaal in's Zimmer führte, krachend zuſammen; mit Dienern und Lichtern ſtanden der Reichsgraf, der Prinz ſammt einer Schaar von Lauſchern auf der Schwelle, der alte Herr mit flammendem Geſicht, Prinz Emil bleich und fahl, in den Mienen

der Andern Schreck und Entsetzen. Vom Geräusch und Lichtglanz erschreckt, fuhr Justine zurück und barg ihr Haupt an meiner Schulter.

„Lichter fort!“ rief ich die Lauscher bedeutend.

„Glaub's schon!“ murmelte der Reichsgraf im finstern Groll; Alle aber bannte der Schreck über das Bild, das vor ihnen stand, während ich die Schläferin auf das Ruhebett lehnte und beide Hände über sie breitete, um ihre Augen vor dem Kerzenlicht zu schirmen.

„Wird denn der Hokuspokus und Firlefanz bald enden? Die Gaunerei, der wälsche Lug und Trug!“ In diese Worte brach plötzlich der Reichsgraf mit seiner Donnerstimme aus und fuhr wie ein angeschossener Eber wüthend auf mich ein. Justine schreckte aus dem Schlaf empor, sprang in die Höhe, rieb sich die Augen, die Stirne, starrte uns entsetzt an, griff mit beiden Händen in ihr Haar und warf sich laut weinend in die Kissen des Lagers zurück.

„Spitzbüberei der Charlatanerie!“ schrie der Reichsgraf von neuem und erfaßte mich mit beiden Fäusten an der Schulter. Ich sprang zurück, griff an die Degenseite und rief empört: „Signor, ich bin ohne Waffen, bin Euer Gast, bin in Eurem Hause — und in Gegenwart all' dieser Zeugen?“

Er fühlte erst an der Bitterkeit meines Tones, wie stark er sich vergessen, sich selbst entehrt. Er schüttelte sein Haupt, als bäumte er sich gegen das Eingeständniß der eigenen Verschuldung, hob dann seine Hand und gebot den Begleitern zurückzutreten, unter dem Bedeuten, er habe mit dem Herrn da aller-

dings ein Geschäft unter vier Augen. Die Uebrigen traten hinter die Tapetenthür, deren schwache Seitenwand sie von uns trennen, die Verhandlung der Oeffentlichkeit entziehen sollte. Justine lag verhüllten Hauptes in den Kissen.

„Unglücklicher Mann!“ rief ich, „wollt Ihr nicht dies theure Leben schonen?“

Der Reichsgraf lachte wild auf. „Unglücklicher?“ wiederholte er, „wollt Ihr mir vielleicht dazu verhelfen, ein unglücklicher Vater, Vater einer unglücklichen Tochter zu sein?“

„Signor,“ sagte ich, „ich mache Euch verantwortlich für die Folgen!“

„Mich verantwortlich?“ rief der Reichsgraf; „mich, der ich Euch zur Rechenschaft ziehen will? Darum also, mein Herr Graf, sind Wunder noch alle Tage möglich? Und das Euer Wunder: schlafende Mädchen bei nächtlicher Weile von ihrem Lager zu locken?“

Der Prinz war bei Seite getreten. Er verbeugte sich und machte eine abweisende Gebährde. „Unter solchen Umständen,“ sagte er, — „verzeiht, Erlaucht!“ Er machte Miene, sich zu entfernen. Ich mußte selbst darum bitten, daß er blieb; er war Tages zuvor Zeuge gewesen, wie ich den Starrkrampf, der sich Justinen's bemächtigte, löste und linderte. „Ich rufe Gott zum Zeugen an,“ rief ich, „daß ich an diesem theuren Leben keinen Raub bezweckt, keinen Frevel verübt! Daß ihre Empfindungen eine Richtung genommen, über die sie selbst nicht Herr geblieben, wer will darüber zu Gericht sitzen? Und noch war vielleicht Alles eine bloße Irrung der Phantasie, die sich im Traum

ein Genüge verſchaffte. Vom Schleier der verſchwiegenen Nacht würde verdeckt geblieben ſein, was eine bedrängte, irre Mädchenſeele nur dem Monde geſtanden. Ihr aber habt das keuſche Geheimniß mit roher Fauſt aufgedeckt. Seht ſelber zu, wie Ihr damit auskommt, über die ſtillen, der Nacht vertrauten Bekenntniſſe einer Mädchenſeele zu Gericht zu ſitzen! Die Beiſaſſen Eures Gerichtshofes habt Ihr ja bei der Hand, die Zeugen gleich mitgebracht, um Anklage und Urtheil öffentlich zu machen!"

„Nicht das Opfer, nicht die Verführte wird angeklagt!" rief der Reichsgraf.

„So richtet Eure Anklage wider mich," ſagt' ich, „was iſt geſchehen?"

„Was geſchehen?" wiederholte der Alte, „finde meine Tochter bei nachtſchlafender Zeit in ſeinen Armen und ſoll noch Rede ſtehen und ſagen, was geſchehen?"

„O mein Gott!" rief ich in der Angſt meiner Seele über die Rohheit dieſer Barbarei.

„Gott Zebaoth und die Erzväter könnt Ihr anrufen!" ſchrie der Wüthende, „und da Ihr doch einmal als ſchleichender Proſelytenmacher ſo tactfeſt in der Bibel ſeid: hat nicht ſelbſt der Legislator der Juden ſchon vor ſo viel tauſend Jahren ſeinem Volk das Geſetz gegeben: Es ſoll unter euch nicht gefunden werden ein Weisſager, oder ein Tagewähler, oder der auf Vogelgeſchrei achtet, oder ein Zauberer und Zeichendeuter, der die Todten und die Schlafenden befragt, denn wer ſolches thut, iſt dem Herrn ein Gräuel! Und habt Ihr, ich will von

Zaubertränken nicht reden, hier aus dem Zauberkasten nicht Töne heraufbeschworen, die des Mädchens Sinne gelockt und geködert?"

„Franklins Erfindung," sagt' ich, „wie sein Blitzableiter — Erfindungen des höllischen Geistes?"

„Ihr werdet Sophist genug sein," fuhr der Reichsgraf fort, von neuem auf mich eindringend, „aus aller Verwickelung Euch ein Schlüsselloch offen zu halten, — Ihr seid ein Jesuit!"

Die ganze Masse seines Grimmes entlud sich in dem einen Worte. Ich begegnete seinem Zornausbruch mit der ganzen Kälte und Ruhe, die sich plötzlich meiner bemächtigte.

„Und wenn dem so wäre?" sagt' ich.

„Blindschleiche im Weinberge Roms!" rief der Reichsgraf mit ausgestrecktem Arm, während der Zorn in rother Lohe triumphirend in seinem Antlitz stand, „Euer Genosse und Sodale, der deutsche Bruder Burkhart, ist auf der Bamberger Grenze ergriffen und wurde verdächtig befunden mit seiner Aussage, aus dem reformirten Genf zu sein. Sah meinen Feldjägern auch gleich nicht aus, wie Gottes Wort nach Calvin's Texte! Ich reiste gestern hin und hab' ihn verhört. Wen find' ich? Meinen alten Bettelmönch von ehedem, der als Chemiker im Lande herum quacksalbern ging mit dem rothen Pulver und der weiland Augsburger Goldtinctur! Ist Vater Jesuit geworden und hat Euch zum Missionsbruder, mein Herr Graf von La Torre. Eure Güter, in den Händen des heiligen Amtes, sind den Jesuiten verschrieben, und Ihr, deren Werkzeug, ambuliret und vagabundiret in fremden Ländern herum,

und ſehet zu, wen Ihr verſchlinget! Herr mein Gott, wenn ich bedenke, daß ich die Schlange ſelber hereinführte, um hier die Weiber zu beſchwatzen, auf Captation ſchwacher Gemüther auszugehen und bei meiner Tochter den Seelenfänger zu machen! O Du mein alter Gott im Himmel! Muß mir das paſſiren!“

Der Mann ſchlug beide Hände über ſein Antlitz und brach in einen Strom von Thränen aus. Ich hatte kaum noch Waffen gegen ihn. Das Mitgefühl mit der Erſchütterung dieſes im Wahn ſeines Argwohns blöde befangenen Mannes hielt das Gefühl der Beleidigung, das in mir aufwogte, nieder. Beſtürzt und betroffen war ein Theil der Begleiter wieder in's Gemach getreten und ſtand an den Wänden herum; Niemand wußte den Bann, der auf uns Allen lag, zu löſen. Da trat Juſtine plötzlich zwiſchen uns, mit erhobenem Haupt, frei vom Schleier, mit flatterndem Haar, die Arme aus dem weißen Gewande nach uns ſtreckend, eine Prieſterin, die hier allein das Wort fand, das der Himmel zu ſprechen hatte.

„Hört mich, Ihr Männer!“ rief ſie, „ich bin wach, ich träume nicht, ich ſchlafe nicht, ich überſehe Alles und Jedes, ich erkenne Euch bis in die geheimſten Falten Eurer Seele. Vater, laß ab von Deinem Zorn, der Himmel gebeut es. Ich gelobe mich hier, feſten, wachen Sinnes, frei und ohne Zwang, dem Manne zu eigen, der hier als Ehrenverletzer falſch angeklagt vor mir ſteht. Kein böſer Zauber hat mich verlockt, der Inſtinct der Liebe trieb meine traumwandelnde Seele zu ihm; ich erkläre ihn jetzt mit wachem Bewußtſein zu meinem Retter und Ritter. Kein böſer Dämon hat mich beſtrickt, mit dem Zauber ſeiner

Liebe und Milde hat er mich gewonnen; ich gelobe ihm hier vor Gott und Menschen Herz und Hand!“

Sie hatte ihre Rechte auf meine Brust gelegt, die Linke zum Himmel erhoben. So stand sie wie ein heiliger Bote mit der Verkündigung zur Lösung der Wirren unter uns.

Der Reichsgraf hatte beide Hände von seinem Antlitz sinken lassen, der Strom der Thränen war plötzlich versiegt, er starrte mit offenen Augen und Lippen die Tochter an, nicht begreifend, welch' neues Mysterium sich hier verkündete. Der Prinz, der in den Ballsaal getreten war, erschien noch einmal auf der Schwelle der Thür, um dann für immer zu verschwinden.

„Ist es möglich? Meine Tochter diesem Manne Wälschlands verfallen?“ rief der Reichsgraf mit erneutem Schmerzausbruch.

„Vater!“ sagte Justine, sich an sein Herz werfend, „rufe nicht, wo die innere Stimme der Wahrheit und des heiligsten Naturgefühls gesprochen hat, den Wahn der Vorurtheile und die Meinungen der Welt herein in diesen Streit! Meinem Retter aus den Banden unseliger Verlorenheit, dem Lichtbringer mitten in der Nacht meines Lebens, dem Arzt meiner Seele gelob' ich mich. Laß Dich, Vater, bei der verklärten Seele der abgeschiedenen Mutter beschwören!“

Im Reichsgrafen hatte der Zorn in der ganzen Härte des Ausdrucks wieder Raum gewonnen. Die Erinnerung an die Verstorbene mahnte ihn zugleich an den ganzen Streit seines Lebens; der Haß gegen Alles, was römisch und wälsch, stand wie eine Donnerwolke auf seiner drohenden Stirn. Er

ſchüttelte die Tochter von ſich und herrſchte mich an: „Mein Herr Graf," ſagte er, „Ihr werdet es begreiflich finden, wenn ich Euch, bis zum Ausgleich dieſer Sache, für meinen Gefangenen erkläre."

„Einen Ausgleich," entgegnete ich, „würde ich als ehrenhaft für Euch und mich nur darin finden, wenn Ihr mir unter vier Augen Rede ſtändet, und mir diejenige Genugthuung gewährtet, die Ihr dem Cavalier nicht verſagen dürft."

„Ich kann Euch nicht für ebenbürtig anſehen, Graf Latour," war die ſtolze Erwiederung, „Ihr ſeid der Gefangene meines Criminalgerichts!"

Die Begleitung um uns her war zahlreich genug, um mit Nachdruck den Häſcherdienſt zu verſehen.

Der Prinz hatte ſich uns gänzlich entzogen; er wollte hier weder Kläger noch Zeuge weiter ſein. Andern Tages in der Frühe reiſte er ab unter ſchriftlichem Abſchied und der Erklärung, bei ſo bewandten Umſtänden die Hand der Comteſſe nicht mehr erſtreben zu können. Wie ich das Zimmer, das der Schauplatz der Begebenheit geweſen, unter Begleitung des Reichsgrafen und ſeiner Cavaliere verließ, hatte ſich Juſtine mit dem ganzen Schmerz der Verzweiflung an mich geklammert; ſie war nur mit Gewalt aus meinen Armen zu reißen.

Die Haft, die ich im Laufe der nächſten Tage und Wochen zu beſtehen hatte, war um deswillen beſonders ehrenwidrig, als man das Anerbieten meines Gelöbniſſes, nicht ohne Wiſſen des Reichsgrafen den Platz zu verlaſſen, mit Härte, ja mit Hohn zurückwies. Ich ſchrieb dem Reichsgrafen wiederholt, machte

ihm die bündigsten Zusicherungen als Mann von Ehre, als Bruder und Maurer; ich setzte meine Rechtfertigung auf, machte ihm die offensten Geständnisse über mein Leben und Treiben. Was er aus meiner Heimath durch seine Spione über mich einzog, schien bei seinem Argwohn alle meine Darlegungen, Betheurungen und Schwüre zu entkräften. Ich muß es ihm zum besondern Verbrechen machen, daß er mich weiter keines Zwiegesprächs, keiner persönlichen Unterredung gewürdigt.

In Justinens Seele war inzwischen eine vollständige Umwandlung vorgegangen. Sie hatte keine nächtlichen Anfechtungen wieder; der Nebel, der ihren Sinn umzogen, war gelichtet, der Schmerz der Ereignisse hatte sie gereift, der Traum hatte seine Irrungen, seine Wolkenbilder von ihr abgeschüttelt, ihr Geist war klar und seiner selbst mächtig geworden, sie schien auf dem ungewissen Meere ihrer krankhaften Anwandlungen festen Anker geworfen zu haben. Es entwickelte sich ein Heroismus in ihr, der die stärkste Willenskraft daran setzte, mir anzugehören, mich zu ertrotzen, meine und ihre Ehre, wie sie glaubte, zu retten. Sie machte wiederholt die verschiedensten Versuche, ihren festen Entschluß zu documentiren. Die Tante Erlaucht ward in's Complott, wie der Reichsgraf sagte, gezogen; Justinens Vorstellungen, ihre Thränen, ihre Beschwörungen, ihr Fußfall, selbst das Gelöbniß ihrer Demuth und ihres willigen Gehorsams in allen Dingen sonst, blieben ungenügend, den in sich vergrimmten Willen des Vaters zu beugen; das Schreckgespenst des römischen Proselytismus hielt ihn zurück, einen friedlichen Ausgang zu suchen, und so trieb die

gewaltſame Entſcheidung, die er heraufbeſchwor, juſt zu dem Ziele, dem er vorzubeugen mit allen Mitteln bemüht geweſen. Sein bitterſter und empörendſter Ausfall war mit Hindeutung auf meine Vergangenheit, die er in Erfahrung gebracht, das Wort: Ich hätte mich ja ſchon einmal an einem Weibe, an einer Waldenſerin, als Seelenwerber und Proſelytenmacher bewährt! — Einer Zuſammenführung mit Pater Burkhart ward ich enthoben, der gute Bruder hatte Mittel gefunden, aus ſeiner Haft zu entkommen. Nach einer Reihe von Verhören vor den Sachwaltern der reichsgräflichen Landesjuſtiz, nach wochenlangen Verhandlungen ward mir endlich — nicht eine Ehrenerklärung und Freiſprechung, ſondern das Urtheil angekündigt: unter Bedeckung und bei Androhung neuer Haft über die Grenze geſchafft zu werden. Noch in derſelben Nacht ward ich auf dem biſchöflichen Gebiete ausgeſetzt und freigegeben. Ueber dieſe Art, einen Ehrenhandel zu ſchlichten, empört: was blieb mir übrig, als die Zuflucht bei den Feinden des Mannes zu ſuchen, den ich ſo hochgeſchätzt, und an dem ſich nur die traurige Wahrheit beſtätigte, daß auch urſprüngliche Tugenden des Geiſtes verwildern können. Die Briefe, die mir Juſtine geſchrieben, was ich ihr ſelbſt, wenn ich deſſen noch bedurfte, zu meiner Rechtfertigung ſchriftlich gemeldet, aller Verkehr zwiſchen ihr und mir war vereitelt und hintertrieben, bis ſie ſelbſt in Perſon plötzlich vor mir erſchien und ſich in meine Arme flüchtete. Nicht zwei Tage war ich im Bamberger Lande, als es ihr gelang, ſich der Beaufſichtigung, die, einer Haft gleich, ihr zu Theil geworden, mit Gewalt und Liſt zu entziehen.

Nachts bei Nebel und Unwetter, zu Fuß, ohne Schutz und Hülfe, nur in Begleitung der Kammerfrau, die ihr Loos von dem ihrer Herrin nicht mehr trennen mochte, hatte sie auf Umwegen durch Gestrüpp und Wald die Grenze erreicht und mich aufgefunden.

Damit war ihr und mein Schicksal entschieden und festgestellt; ich war jetzt der erklärte Ritter und Retter Justinens, hatte kein anderes Gebot, als das Gefühl der Pflicht für sie. Ich ging auch jetzt noch offen zu Werke, um ein Friedensbündniß zum Ausgleich anzubieten. Fluch und Verwünschungen folgten, wo wir demüthig um Segen gefleht. Da gelobte sich Justine vor einem Altar der alten Kirche mir zum Weibe, und der alten Kirche selbst zum Mitglied; man hätte ihr das vielleicht zur Bedingung gemacht, wär' es nicht freiwillig ihre Entschließung gewesen. Sie glaubte, daß der Geist ihrer dahingegangenen Mutter freudig und segnend auf sie herabblicken würde, wenn sie mir und meiner Welt, meinen Gedanken und meinen Gefühlen ganz anzugehören, jenen Schritt vollzog.

Wir gingen nach Italien, wohin mich ohnedies alsbald meine Angelegenheiten riefen. Meine Güter, Schloß und Land meiner Ahnen, waren in den Händen der römischen Curie. Der Orden, der mich noch immer zu seinen Sodalen zählte, betrieb mit allem Eifer meine Einsprache gegen die Schenkungsacte, und man sagte, er habe noch nie in Rom einen Proceß verloren.

Die Geburt eines Sohnes gab uns neuen Anlaß, dem Reichsgrafen zur Verſöhnung die Hand zu bieten. Um den Religionskrieg zwiſchen uns zu beenden, gelobten wir den Sohn Joſeph dem alten Herrn und ſeinem Chriſtenthum, boten ihn als ein Opfer, als ein Unterpfand des Friedens an. Kann eine Mutter mehr thun, als auf ihr Kind verzichten? Der Reichsgraf ging darauf ein, aber nur zögernd, nicht ohne Argwohn, nicht ohne Beſorgniß vor Hinterliſt und Tücke. Er erklärte, unſere Ehe als rechtmäßig anerkennen zu wollen, wenn es ihm, wie er ſchrieb, gelungen, den Knaben, als zu ihm und ſeiner Welt gehörig, als „richtigen evangeliſchen Chriſtenmenſchen“ großgezogen zu haben. Wir übergaben ihm den Knaben. Er ſperrte ihn faſt hermetiſch ab, hielt von dem einſamen Jagdhauſe alle Einflüſſe von draußen fern, ſchien ihn faſt zum Sonderling machen zu wollen. Das Experiment, in dem jungen Menſchenweſen, katholiſcher Leute Kind, alle Gemüthsſchwelgerei, die dem alten Herrn verdächtig, zu unterdrücken, hätte leicht mißlingen können. Und was ſollte das Problem, ſelbſt wenn es gelang, beweiſen? Was wir ſind, wurden wir nie aus uns ſelbſt, ſondern als die Summe deſſen, was uns umgiebt. Darüber hat denn meines Weibes Herz verbluten müſſen! Anfangs, in den erſten Jahren, wußte ſie heimlich den Knaben zu ſehen, ihrer mütterlichen Sehnſucht, trotz dem Verbot, Nahrung und Genugthuung zu verſchaffen. Die geſchärften Maßregeln des Geſtrengen machten ſpäter die Beſuche ſchwierig, unmöglich; — ihr letzter, gewaltſam ertrotzter, gab ihr den Tod; ich kam nur noch zu ihrem Leichenbegängniß, als

man ſie, ihrem letzten Wunſche gemäß, vorläufig fern von aller Kirche an der Waldecke in der Nähe des ſtillen Jagdhauſes bei Belle Promeſſe beſtattete.

— — —

Ich ſtand bald darauf an Euſebio's Sterbebette; faſt wär' ich auch hier zu ſpät gekommen! Ein Eilbote hatte mich zu ihm nach Genua beſchieden; ich betrat das Gemach des Sterbenden, um noch ſein letztes Geſtändniß zu vernehmen, ſeinen letzten Angſtruf: Dein Sohn Saverio lebt! Er hatte ſchon ſeine Beichte vollendet, empfing bereits die Sacramente, als ich an ſein Lager trat, mich über ihn beugte, und in jenem ſeinem letzten Seufzer ſein Vermächtniß empfing. Er hatte nicht ſterben können, nicht vor Gott treten wollen, ohne den Lug und Trug einzugeſtehen, mit deſſen Hülfe er mein Schickſal leiten und ſeinem Orden dienen, mein Haus ſühnen, meine Rechte ſichern und doch zugleich der Kirche einen Tribut zuwenden wollte. Von meinem Vater zu Rathe gezogen, hatte er den urſprünglichen Plan des Dominicaners, die Güter meines Hauſes für ewige Zeiten der Kirche zu ſchenken, nur dadurch zu meinen Gunſten zu hintertreiben und umzugeſtalten gewußt, daß er die Schenkungsacte auf fünfundzwanzig Jahre billigte und der Sohn bis dahin dem Orden Jeſu übergeben ward. Als Sodale der Geſellſchaft, als Soldat Jeſu Chriſti, hatte er nicht anders handeln zu können geglaubt, ſelbſt Täuſchung und Fälſchung zugelaſſen. Allein Euſebio war auch Menſch, er war Maurer, er hatte mich geliebt; er konnte nicht ſterben, ohne ſchließlich in dem Geſtändniß gegen mich eine Gewiſſens-

erleichterung zu finden. So denke ich mir, und in dieſem Gedanken will ich ihn im Lande Jenſeits ſelig glauben. Mit dem Document des Reichsgrafen in der Villa Speroni hatte es für Euſebio dieſelbe Bewandniß; er hatte es zugelaſſen, daß die bindende Clauſel eingefügt wurde, aber er hatte durch Verheimlichung des Schriftſtücks verhindert, daß es zum Nachtheil des Ausſtellers benutzt und mißbraucht werde. Daß Euſebio nicht immer in aufrichtigem Einverſtändniß mit dem General ſeines Ordens geblieben war, bewies die Bewachung ſeiner Papiere, ſobald ihn ſein Krankenlager feſſelte. Man hatte den Provinzial nicht vor Gericht ziehen wollen, denn ſeine Verdienſte waren groß, ſein Anſehen weit verbreitet; allein man lauerte nur auf ſein Hinſcheiden, um über ſeine Papiere herfallen und über des Mannes vermeintliche Reſervalien ſich Aufſchluß verſchaffen zu können. Lorenzo Ricci, ſeit längerer Zeit ſchon wirklicher General der Geſellſchaft, haßte Euſebio, weil er ihn fürchten mußte; er fürchtete ihn, weil ehren und hochachten nicht ſeine Sache war. Er hatte ſogar — eine Ausnahmsregel ſondergleichen, womit der General das Anrecht der eigenen ſouveränen Gerichtsbarkeit Lügen ſtrafte, — dem heiligen Amt der Inquiſition die Anweiſung gegeben, auf des Mannes gefahrvolle und verfängliche Papiere und Briefe, dieſe Documente ſeiner Verbindungen mit Ketzern und Freimaurern, dieſe Belege verrätheriſcher Plane zu einer Kirchenreform, Beſchlag zu legen, ſobald derſelbe ſein Auge ſchloß, da ſein Anhang im Orden zu gewaltig war, um ihn noch bei Lebzeiten vor ein Ordensgericht zu ſtellen. Wie ich aus Euſebio's Gemach

trat, hingen bereits die Siegel des heiligen Amtes an den Thüren der Wohnung, die Diener der Inquiſition ſtanden lauernd, ihrer Beute gewärtig.

Ich eilte nach Santa Maria; meine Nachforſchungen ließen keinen Zweifel übrig, welche Fälſchung vorgenommen war, um Mormona's Sohn der Kirche zu erhalten. Der Hausmeier und ſeine Frau, deren todter Knabe, Saverio's Milchbruder, an ſeiner Statt in der Gruft beigeſetzt wurde, waren längſt nicht mehr unter den Lebenden, allein die Ausſagen der Leute, die deren letzte Stunden miterlebt, gaben mir die Gewißheit vom Inhalt ihrer letzten Beichte. Beide hatten das Geſtändniß gemacht, zum frommen Betruge die Hand geboten zu haben, im eben ſo frommen Glauben, dem Himmel, d. h. der Kirche damit einen Dienſt zu thun. Sie ſtarben dann ruhig, denn ein Prieſter hat die Macht, Alles zu begütigen, im Namen Gottes zu verzeihen und auf jede Unbill, an noch lebenden Menſchen verübt, das Siegel der Verſchwiegenheit zu drücken.

Saverio ſollte bis zu ſeiner Mündigkeit vom Orden Jeſu erzogen und behütet werden, dann ſein Schickſal und ſeinen freien Willen erhalten. Ob dann noch freier Wille in ihm? — Er lebt, aber wo und wie werde ich ihn finden? Ich will wandern und ihn ſuchen. — — — O arme, arme Menſchenwelt, wie verlierſt du dich, angeblich um Gott zu dienen, allerwegen in ein Gewebe von Unheil, in ein Gewirr ſelbſtgeſchaffener, mithin ſelbſtverſchuldeter Leiden!

Schlußwort.

Die Söhne des Grafen della Torre als Herausgeber dieſer Papiere.

— So weit unſeres theuren Vaters, des Grafen Giuſeppe della Torre Rechtfertigungsſchrift, Bekenntniß und Erzählung ſeiner Schickſale. Was hier daran fehlt, erlebten wir ſelbſt bereits mit ihm. In Genf, in Südfrankreich, in Paris hatte er vergeblich Saverio geſucht; in Deutſchland, in den Stürmen der Roſenkreuzerloge zu Nürnberg, fanden ſich endlich Vater und Söhne. —

Leſer dieſer Zeilen, Kind einer ſpätern Zeit, Sohn und Genoſſe eines andern Geſchlechts, — wenn Du, vielleicht nicht ohne mitbewegt zu ſein, dieſe Blätter prüfeſt, dieſe Geſtändniſſe nach dem Maße Deiner eigenen Erfahrungen und Erkenntniß abwägſt: wirf in die Schaale, die hier über Recht und Unrecht entſcheiden ſoll, keinen Stein des Grolls, findeſt Du, ſei's hüben, ſei's drüben, je nachdem Du ſelbſt in Deiner Lebensſtellung Partei nimmſt, Irrthum mitten in der Wahrheit, Wahn unter die heiligſten Ueberzeugungen gemiſcht! Was

iſt Wahrheit? — An der Löſung dieſer Frage arbeiten die geſammten Jahrhunderte; jedes Geſchlecht hat ſie von neuem ſich zu ſtellen, ſie mit ſeinem eigenen Thun und Denken, oft mit ſeinem Blut und Leben zu beantworten. Vielleicht iſt, was wir Wahrheit nennen, — nichts als die ganze volle Summe aller unſerer Irrthümer. Laſſen wir uns genügen, wenn eine Menſchenſeele den Drang verräth, einzeln das Wahre vom Falſchen zu ſondern, die Erſcheinungen der Welt ihrer Entſtellungen, ihrer Selbſttäuſchungen zu entkleiden. Oft iſt die Schaale ſüß und der Kern ein herber! Ausgerungen aber ſind die Kämpfe des menſchlichen Geſchlechts nicht, und wenn noch Millionen Herzen darüber verbluteten! Heilig ſei uns nur und ſtehe feſt, was die Edlen, wenn ſie als Opfer ihres eigenen Strebens fallen, gewollt, erſehnt, mit dem Auge des beſten Scharfſinns in der Ferne erzielt, oder mit der Sonde aufrichtiger Prüfung ſtill im eigenen Herzen ahnungsvoll gefunden. Moſes, der das gelobte Land vom Bergesgipfel nur in der Ferne ſah, war nicht der Schlechteſten Einer! Und wer demüthig in ſich geht und an ſein Herz ſchlägt, iſt nicht der Schlimmſte.

Sohn eines ſpäteren, vielleicht glücklicheren Zeitalters, der Du, ein Erbe des alten Jahrhunderts, hoffentlich leichtern Kaufes, Wahrheit und Irrthum ſcheiden lernſt, lege dieſe Blätter, mit welchen zwei Söhne die Geſchichte ihres Vaters und ihres Hauſes veröffentlichen, unter den Acten und Documenten zur Geſchichte jener Zeit in ein beſcheidenes Fach, wo neben der Entwickelung der Völkerſchickſale auch den heimlichen

Angelegenheiten des menſchlichen Herzens, ſeinen ſtillen Freuden und ſeinen verſchwiegenen Leiden, ein Plätzchen eingeräumt wird. Dieſe Familienſchickſale laſſen Dich hinter die Kuliſſen der Weltgeſchichte von damals blicken. Sie helfen Dir im Kleinen die großen Actionen ergänzen, die Vorarbeiten begreifen, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts den geſammten Umſturz unſerer Gefühle und Meinungen, unſerer Staaten und Religionen hervorriefen. Was die Freimaurerei jener Zeit gewollt hat, iſt noch heute unverwirklicht geblieben. Was die neuen Roſenkreuzer erſtrebt, hat ſich mit jenem Saint Germain in eitel Charlatanerie verloren. Er ſelbſt verſchwand ſpurlos im Lande Holſtein, in den Schlöſſern und Laboratorien eines deutſchen Herzogs, der in ſeinem Schmelztiegel noch immer den Stein der Weiſen zu ſuchen fortfuhr, als das Zeitalter dieſen Stein der Weiſen ſchon ganz wo anders, am Heerde der Revolution zu finden glaubte.

Wir lernten in dieſen Familienpapieren jenen Räthſelhaften zuerſt, unter dem Namen eines Abbate Belmar, als ernſten Schwärmer kennen, bevor er, über ſich und ſeine religiöſen Anwandlungen nüchtern geworden, als Graf San Germano von der andauernden Begeiſterung ſeiner Anhänger für ſich Nutzen zu ziehen und Charlatan zu werden begann. Es iſt ſehr wohl glaublich, daß Einer als aufrichtiger Schwärmer beginnen kann, um als ein Gemiſch von Schelm und Narr zu enden. Saint Germain hat ſich zuerſt getäuſcht, bevor er die Welt täuſchte. Das unterſcheidet ihn von ſeinem Nachfolger Caglioſtro, jenem Joſeph Balſamo aus Palermo, der, ſchlechter

Streiche wegen aus einem Barfüßerkloſter gewieſen, als Betrüger begann, um als Verbrecher zu enden, und niemals Schwärmer war, auch nicht als er in London Maurer ward und religiöſe Sekten ſtiftete bis ihn in Mitau zuerſt die deutſche Frau Eliſa von der Recke entlarvte. Auch hat ihn nie die Hierarchie benutzt, nie eine kirchliche Körperſchaft mit ihm Zuſammenhang gepflogen. Als Großcophta hat er ſich in ägyptiſche Myſterien hüllen wollen, bis ihn die Pariſer Halsbandgeſchichte als gemeinen Dieb erwies. Bei ſeiner erſten Reiſe nach Deutſchland hat er Saint Germain in Holſtein beſucht und dieſen ſeinen Lehrer in allen Künſten, in Behandlung der Metalle und Edelſteine, in Anfertigung von Schönheitsmitteln und Lebenstincturen ausgeforſcht und ausgelernt, nur nicht in deſſen urſprünglich aufrichtigem Drang, alle Kirchen und Sekten in einem einzigen Glauben, im Glauben eines altteſtamentlichen Bibelthums, zu vereinigen. Caglioſtro endete als Verbrecher in einem römiſchen Gefängniß, Saint Germain ſtarb einen einfachen, ehrlichen Tod, verloren zwar und aufgegeben, aber doch von der Kirche wie vom weltlichen Regiment abſichtlich geſchont. Wie weit er im Dienſte und in den Händen der römiſchen Propaganda geweſen, Männer und Parteien der Kirche ihn vielleicht nur duldeten, oder ihn für ſich arbeiten ließen, iſt noch unenträthſelt geblieben und ruht als Geheimniß in den Archiven Roms. Gläubige drängten ſich längſt nicht mehr zu ihm; er hatte den Glauben an ſich ſelbſt verloren, nachdem die Welt aufgehört, ſich von ihm hinreißen und täuſchen zu laſſen. Caglioſtro war mehr Schelm als

Schwärmer, Saint Germain jedenfalls ein ehrlicherer Narr. Der Menſchenfreund und Menſchenkenner wolle Beide nicht verwechſeln! Im Landgrafen Karl von Heſſen, dem er tief verſchuldet war, hat Saint Germain bis an ſeinen Tod (1795) einen getreuen Gönner gefunden. An ſeinem Grabe ſchließlich kniete nur ein jüdiſches Weib, jene Carlotta, die ihm treu geblieben, nicht blos im Gefühl gleicher Verlaſſenheit und Verſtoßung, ſondern auch in der Sympathie gleichen Urſprungs. Sie war zum alten Glauben, zum Glauben ihrer Väter zurückgekehrt. Man wollte wiſſen, ſie ſei zu Hamburg in einem israelitiſchen Spital als pflichtgetreue Barmherzige Schweſter und Krankenpflegerin hochbetagt geſtorben.

Was der Orden, der in dieſen Denkwürdigkeiten ſo manche Geſtalt lieferte, kurz vor ſeiner Auflöſung durch Papſt Clemens Ganganelli mitten und zwiſchendurch in jenen Freimaurer- und Roſenkreuzerbeſtrebungen gewollt, iſt eben ſo ſehr geſcheitert, als die Beſtrebungen der Stifter geheimer, alle Welt umfaſſender Sekten. Auf Papſt Benedict XIV, den wir in den Bekenntniſſen des Grafen La Torre als milden guten Alten kennen gelernt, war Cardinal Rezzonico als Clemens XIII gefolgt, der dem Orden der Geſellſchaft Jeſu, wie wir's ebenfalls aus dieſen Papieren wiſſen, vielfach geneigt und zugethan war, und doch deſſen Verbannung aus Portugal, Frankreich und Spanien erleben mußte. — Der Theilnahme an des vierten Heinrich von Frankreich Ermordung hat man weder früher noch ſpäter die Väter Jeſu überweiſen können. Das Buch, worin der fanatiſche Jeſuit Mariana den Königsmord weiland

vertheidigte, haben ſie ſelbſt verurtheilen helfen. Sie geriethen bei den Höfen trotzdem in Mißcredit; man verdächtigte ihre Erziehung der Jugend, aber man beneidete weit mehr noch ihre commerciellen Unternehmungen. Es war am 3. September 1759, als ſie auf Pombal's Betrieb in Portugal des Landes verwieſen wurden. Paraguay, ihr Stapelplatz jenſeit des Meeres, war eine Republik geworden, in der ſie unter nomineller Oberhoheit Spaniens thatſächlich unumſchränkt herrſchten. Ihre dortigen Waarenniederlagen und Handelscomptoire waren eine reiche Geldquelle geworden. Bei Gelegenheit eines Tauſchvergleichs, durch den Spanien ſieben Pfarrbezirke jenes Landes 1750 an Portugal abtrat, hatte ſich zuerſt die Widerſtandsfähigkeit des Ordens gegen die politiſchen Autoritäten erwieſen. Die Eingebornen leiſteten unter Anführung der Väter Jeſu Widerſtand gegen die portugieſiſchen Truppen. Die gerichtliche Unterſuchung dieſerhalb in Portugal war noch nicht beendet, als ein meuchleriſcher Anfall auf den König Joſeph, 1758, ihre Sache verſchlimmerte. Pombal ließ ihre Mitwirkung als wahrſcheinlich ſchildern, und Europa ſah unter dem Jubel der Aufgeklärten und der Spötter ganze Schiffsladungen portugieſiſcher Schüler Loyola's am Geſtade des Kirchenſtaates ausſetzen. Dieſer erſten Niederlage folgte fünf Jahre darauf die zweite, die Niederlage des Ordens in Frankreich. Daß dort neben dem Miniſter Choiſeul auch eine Pompadour gegen ſie arbeitete, kann dem Orden kaum zur Laſt fallen. Daß der Neid der Staatsweiſen, die in Handelsſachen oft von ihm ausgeſtochen wurden, am lebhafteſten gegen ihn

ſchürte, vermehrt noch nicht unmittelbar die Laſt der moraliſchen Vorwürfe, die ihn treffen. Frankreichs Politiker, ſeine Sophiſten und Atheiſten wußten die Aufhebung des Ordens als einer „lediglich politiſchen Geſellſchaft“ durchzuſetzen. Spanien folgte dem „vortheilhaften“ Beiſpiele drei Jahre ſpäter. Das Papſtthum war in Gefahr, ſtand mit ſeinem Credit auf dem Spiele, wenn es der Welt kein Zugeſtändniß machte, kein Opfer fallen ließ. Die Höfe von Verſailles, Madrid und Neapel waren der römiſchen Curie abgeneigt; die Republik Venedig wollte die ſämmtlichen geiſtlichen Orden ohne Zuziehung des Papſtes reformiren. Clemens Rezzonico hatte den Stand der Dinge verſchlimmert. Als nun Clemens Ganganelli am 19. Mai 1769 nach langem Disput im Conclave erwählt ward, konnte: Ausgleich mit den Fürſten! die einzige Deviſe des Papſtthums ſein. Wie wir in den Blättern unſerer Familiengeſchichte den „braunen Profeſſor“ in Rom kennen gelernt, ſo war ihm, dünkt uns, ſchon zu jener Zeit die Aufhebung der Grünen Donnerstagsbulle: In coena Domini, welche die Ketzer verflucht, recht wohl zuzutrauen; Ganganelli hat ſie wenigſtens nicht mehr verleſen laſſen. Den Orden Jeſu aufzuheben, hat er ſich lange geweigert; er bedurfte, ſo willfährig und geneigt er auch nach ſeiner Privatmeinung dazu war, thatſächlicher Beweggründe, ſchlagender, untrüglicher Beweiſe, um als Regent „den Schritt vor Gott und Nachwelt zu rechtfertigen.“ Endlich, nach mehrjährigen Verhandlungen, erfolgte 1773 am 21. Juli die Bulle: Dominus ac redemtor noster. Damit war der Welt ein Gefallen gethan; ein Orden war

alſo doch ſo gut wie ein Individuum als ſterblich erkannt. Man hatte freilich mehr erwartet, als man ſich der Archive und Caſſen der Collegien bemächtigte. Ob die bedeutendſten Geldſummen, die erſchwerendſten Actenſtücke, wie man glaubte, kurz zuvor beſeitigt wurden, wiſſen wir nicht. Wir fürchten nur Eines, wir fürchten: der Geiſt des Jeſuitismus ſei in der Menſchheit unſterblicher als der thatſächliche Beſtand der Geſellſchaft Jeſu. Geldſummen und Actenſtücke ließen ſich beſeitigen. Aber der Geiſt der Schüler Loyola's wird ſich aus den leerſtehenden Collegien und Profeßhäuſern über die Welt verbreiten und umgehen auch ohne lange und kurze Robe. Es war damit wenig geſchehen, daß man ihre Hörſäle ſchloß. Ihre Caſuiſtik hat ſich dann um ſo ausgedehnter in die Philoſophieen aller Lehrſtühle der Welt geflüchtet. Ihr Probabilismus beherrſcht die Salons der Großen mit einem Syſtem von Grundſätzen und Lebensregeln, das der menſchlichen Hinfälligkeit ſchmeichleriſch nachhilft. Ohne Reſervalien, ohne heimliche Vorbehalte wird kein Menſch mehr dem anderen trauen; dann werden die politiſchen Jeſuiten die Jeſuiten der Collegien erſetzen. Die Jeſuiten werden ſich für ihre Aufhebung gerächt haben, wenn die ganze Welt Jeſuit geworden ſein wird. — Möchte nur ihrerſeits die Maurerei ihr Syſtem der Bruderliebe, der Eintracht und Förderung alles ächten Menſchenwohls unter jeder Hülle und Bekenntnißform, zum Eigenthum der Menſchheit machen, thatſächlich und allgemein, dergeſtalt, daß es dazu eines Geheimdienſtes der Logen nicht ferner bedarf! Es winken ſich aller Orten, aller Zonen die Geiſter und reichen

ſich ungeſehen, unerkannt die Hände; die Menſchheit mit ihren Zwecken und Zielen wird ſich ſelber offenbar, der Geiſt der Maurerei Allgemeingut der Menſchheit werden. — Soviel zur Steuer der Wahrheit und zur Beruhigung des Erſtaunens, ſieht man in der Geſchichte unſeres Hauſes auch edle Männer und Prieſter des Ordens Jeſu auftreten.

Die Bulle: Dominus ac redemtor noster beendete auch den Conflict in der Geſchichte des Hauſes La Torre. Mit der Aufhebung des Ordens Jeſu ward auch deſſen Proteſt gegen die Verſchreibung der Güter unſerer Familie an die Kirche erledigt. Unſer Vater Giuſeppe della Torre verlor an dem Orden den Anwalt in ſeiner Sache; er mußte ſie nun ſelber führen.

Er war lange Zeit zu dieſem Behuf in Rom. Der vierzehnte Clemens wollte ihm wohl, auch als Papſt und Regent; allein er wollte einen Orden, ob er ihn ſchon aufgehoben und unſchädlich gemacht, doch nicht bloßſtellen. Er unterſagte alſo jede Einſicht in die Acten der Archive. Um jedoch unſeren Vater zu begütigen, ſeinen weitern Nachforſchungen und Anklagen ein Ziel zu ſetzen, ließ Clemens Ganganelli kraft päpſtlicher Vollmacht das Teſtament des alten Grafen La Torre als von krankhaftem Gelüſt eingegeben anzweifeln, die Bedingungen und Clauſeln darin, wonach Einer des Hauſes, entweder der Gatte oder der Sohn Mormona's, der Kirche ſich widmen müſſe, als unzuläſſig und widerrechtlich verwerfen. Der Opfer waren ja auch ſchon genug gefallen! Die Schenkungsacte hob ſich damit von ſelber auf. Wir zogen ein in Santa Maria, Vater und Söhne, als unangefochtene Beſitzer des

alten Erbes, ungeſchmählert, unbehelligt, ohne Bann und Buße, ohne weitere Kränkung und Verfolgung, — aber ach, wie arm und gebrochen, um Todte trauernd, die uns der blöde Wahn der Menſchen entriſſen!

Auf die Erbfolge in dem deutſchen Reichsland, der gefürſteten Grafſchaft Hohen——Schwarzenfels, hat der Sohn der deutſchen Ehe des Grafen Giuſeppe La Torre als Enkel des Reichsgrafen Juſtus Erich keine Anſprüche erheben wollen. Prinz Emil, von der katholiſchen Linie, trat die Regierung über das meiſt proteſtantiſche Land an, unterſchrieb jedoch, ohne überzutreten, den Ständen als Bedingung das Gelöbniß, keinem Mitglied eines fremden Ordens auf deutſchem Boden Spielraum zu geſtatten. Volk und Land befanden ſich wohl, bis freilich der politiſche Sturm von Frankreich her Alles wieder in Frage ſtellte. Weder Oeſterreich, noch Preußen waren dieſem Sturm gewachſen und es gab längſt kein Deutſchland mehr.

Ende.

Druck der Fr. Ries'schen Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google